Memoiren

des Freiherrn

Eugen von Hammerstein

Memoiren

Memoiren

des Freiherrn

Eugen von Hammerstein

des Freiherrn

Eugen von Hammerstein.

Altona.

Verlag von Georg Blatt.

1838.

Storage
408

Gedruckt bei Hammerich und Lesser.

Erster Brief.

Aufgefordert von meinen Freunden, eine Beschreibung der Ereignisse und Begebenheiten schriftlich mitzutheilen, welche während meiner Reisen und meines Aufenthaltes in Frankreich, Afrika und Spanien auf eine oder die andere Weise in mein Schicksal eingriffen — Hoffnungen in mir erregten und wieder zernichteten — fühle ich mich jetzt erst zu diesem gewagten Unternehmen bewogen, da Sie, lieber Arnold, Ihre Aufforderung zu denjenigen der Uebrigen gesellen, eine langentbehrte, comfortable Ruhe mir Zeit und Gelegenheit gibt, die einzeln zerstreuten Blätter meiner Reminiscenzen zu sammeln, zu überdenken und zu einem, wenn auch nicht schönen, Ganzen zu ordnen.

Wer schreiben will, das heißt: schreiben für Herz, Gemüth, Geist und Publicität, der muß schreiben können; mit andern Worten ausgedrückt: die Kraft in sich fühlen, die feste Ueberzeugung von sich hegen, einen gewissen Gegenstand, eine gewisse Ansicht der einmal angenommenen Tendenz gemäß vom Anfange bis zum Ende anschaulich, klar, überzeugend, oder wenigstens gefällig, darstellen zu können. —

Wer gebeten wird zu schreiben, dessen Geistes-Producte eigentlich nicht für den Druck bestimmt waren, sondern nur den Zweck hatten, einem Familien-Kreise zur Unterhaltung

zu dienen, der ist wohl keiner andern Bedingung unterworfen, als seine nachsichtsvollen Leser nicht zu langweilen, und denjenigen Forderungen zu entsprechen, welche man an einen nicht völlig ungebildeten Mann richten darf, welcher auf Reisen ging und folglich was erzählen kann!

Es bleibt jedoch immer eine Sache von großer Wichtigkeit, lieber Arnold, selbst unter den vortheilhaftesten Bedingungen, den günstigsten Umständen, mit den bescheidensten Ansprüchen, Begebenheiten aus seinem eigenen Leben darzustellen, sie niederzuschreiben, dem Drucke zu übergeben, und das Publikum, selbst das wohlwollendste, zum Richter über sich zu setzen. Die Begebenheiten, die Ereignisse, die Handlungen, die Kenntniß gewisser Thatsachen, das sind gerade die Merkmale, nach denen wir den Charakter eines Menschen beurtheilen, und aus der Beschreibung dieser verschiedenen Umstände, in den wechselnden Verhältnissen eines Menschen, werden seine Memoiren gebildet.

Es ist also unläugbar, daß, wenn wir die Memoiren eines Menschen, oder seine eigene Geschichte, gelesen haben, wir seinen Charakter beurtheilen können, und sehr dazu berechtigt sind.

Das ist denn doch kein Umstand von geringer Erheblichkeit! Ich glaube, Sie haben den Verstand verloren, lieber Arnold, wenn Sie mich auffordern, meine Memoiren zu schreiben, und dem ganzen deutschen Publico zu zeigen, wie ich bin, wie ich denke und dachte, wie ich gehandelt habe! —

Die Ausflucht schwacher Seelen: daß die Umstände das Leben bedingen, will und kann ich nicht bei mir gelten lassen, weil ein eigener Charakter die Umstände benutzt, zu seinen Zwecken anwendet, und ich nicht als ein schwacher, charakterloser Mensch dastehen, die Nachsicht meiner Richter in Anspruch nehmen will, indem ich ihnen zurufe: „Nicht ich bin

„schuld daran! Nein! die Umstände, das Schicksal haben „es so gewollt!“ Nein! — Wenn ich es unternehme, Ihnen zu schreiben, die Begebenheiten aus meinem bunten Lebenslaufe mitzutheilen, so thue ich dieses in der festen Ueberzeugung und aus dem einzigen Grunde, daß ich hoffe, durch diese Briefe, wenn auch nur einem Einzigen meiner Mitbürger, nützlich zu werden, und zwar dadurch, daß ich ihm die Beurtheilung, wie ich in gewissen Fällen hätte anders handeln sollen, durch eine wahre Schilderung meiner Schicksale vor Augen lege. —

Es geht aber ferner noch eine wichtige Folge aus Ihrem Wunsche, daß ich meine Memoiren schreiben möchte, sowohl für Sie selbst, wie für diejenigen, welche dieselben lesen werden, hervor. Sie besteht darin: Vermöchte nicht die Darstellung meiner Lebensweise, meiner Grundsätze, meiner Ansichten, meiner religiosen und politischen Denkungsweise einen gewissen Einfluß auf Sie, die Ihrigen, mehrere meiner jungen Leser und Leserinnen auszuüben?

Könnte Ihnen dieser Einfluß nicht sehr unangenehm seyn, da sie meine Ansichten nicht kennen, also sie weder billigen noch mißbilligen können, als wenn es zu spät ist?

Der Umgang mit einem Vielgereisten wird in Norddeutschland von vielen vernünftigen Familien-Vätern und besorgten Familien-Müttern für sehr gefährlich gehalten!

Um wie viel gefährlicher müssen denn diese rechtschaffenen Leute nicht ein Buch halten, in welchem die Ansichten eines Vielgereisten dargestellt sind, mit Muße gelesen werden, und Herz und Geist der unschuldigen Lieblinge mit dem Gifte der Neuerungen, dem unheilbringenden Hauche des Zeitgeistes, diesem so fürchterlichen politischen Samoom, anfüllen und verderben können? Und haben diese Familien-Väter und Mütter nicht vollkommen recht, besorgt zu seyn, lieber Arnold? Soyons juste!

Das Herz eines jungen, unverdorbenen Menschen ist wie ein offenes, flaches, unbeschütztes Land! Vieles nimmt es in sich auf; Gutes und Böses, Waizen und Spreu. Aber schwer hält es, den fruchtbaren Boden von dem einmal in demselben aufgeschossenen Unkraute wieder zu befreien!

„Darum seid wachsam, meine Theuern!“ ruft der berühmte Seelsorger aus: „Euer Land ist ein flaches, offenes Land! Vieles kann herein! viel Fremdes! Aber seid wachsam und drängt es über die Aue zurück!!“

Sie hätten mich nicht auffordern sollen, lieber Arnold, meine Erinnerungen niederzuschreiben! Wäre es nicht leicht möglich, daß einige fremde Gedanken in diesen Briefen ausgesprochen sein könnten, welche über die Aue zurückgedrängt werden müßten?

In der That, lieber Arnold, Sie hätten bedenken müssen, daß ich kein Familien-Vater mit zehn Kindern bin, sondern ein junger Mann, dans la force de son âge, qui a tout vu, und der aus Frankreich zurückkommt! Aus Frankreich! diesem Central-Punkte aller republikanischen, demagogischen, nicht orthodoxen Meinungen und Gesinnungen, welche mit Recht in unserm ruhigen Ländchen so sehr gefürchtet werden.

Die Memoiren eines braven Hausvaters lassen sich leicht schreiben und ohne Gefahr lesen; denn ein stilles, ruhiges Familien-Leben bietet stets, wenn auch zuweilen abwechselnd, eine reine Seite dar; — die Laufbahn eines jungen Mannes, unter den zügellosen Horden der afrikanischen Legion, dem revolutionären Treiben fanatischer Spanier, und unter den nach Genuß und Sinnlichkeit durstenden Bewohnern du midi et du sud de la France, kann diese Reinheit nicht bewahren.

Sie können daher ein vollkommen reines Sittengemälde

nicht von mir erwarten, lieber Freund, wenn Wahrheit meinen Schilderungen ein reelles Interesse verleihen soll. —

Sie selbst drücken in Ihren Briefen nebst dem Wunsche, daß ich meine Memoiren dem Publico mittheilen möchte, das Verlangen aus, mich in denselben so viel als möglich an die Wahrheit zu halten und Thatsachen zu schildern.

Unter diesen Bedingungen unternehme ich auch allein die Beschreibung meiner Fahrten, und ersuche Sie daher, wie meine geehrten Leser, mir es zu verzeihen, wenn ich Ihnen zuweilen etwas zu frei in meinen Ausdrücken und Schilderungen erscheinen dürfte. —

Sein Sie jedoch unbesorgt, lieber Arnold! Diejenigen, welche die Schriften des jungen Deutschlands, die Werke Victor Hugo's gelesen haben, werden nicht durch meine Memoiren mehr verdorben.

Ich bin ein Decennium hinter ihnen zurück! Aus einer Zeit, in welcher die Göttlichkeit des Fleisches noch nicht anerkannt war, und Goethe's Werke noch nicht als der erste Fleischerscharrn betrachtet wurden, aus welchem sie hervorging und durch koschere Meisterhände auf den umgestürzten Altar der Religion und Tugend erhoben worden ist. —

Wohl stehen das Geistige und Sinnliche sich in der geheimnißvollen Bildung unsers Wesens stechend gegenüber! Aus dem mehr oder minder Hervortreten des Einen oder des Andern wird unser Gehalt als moralisch-sittliche Menschen, als moralische oder unmoralische Schriftsteller, begründet.

Die beiden entgegengesetzten Bestandtheile unsers Wesens mit einander zu verbinden, war die schwere Aufgabe, welche durch Civilisation gelöst wurde.

Die Vereinigung des Geistigen und Sinnlichen besteht

in der socialen ästhetischen Bildung, in der anständigen Form, in dem Gefühle des Schicklichen, in den Manieren, und bildet auf diese Weise einen dritten Bestandtheil unseres Wesens, welchen Erziehung uns giebt, den Religion und Wissenschaften veredlen, den die Gesetze des guten Tones erhalten, in welchem das Gefühl für das Erhabene — der Abscheu vor dem Gemeinen — das Zartgefühl und die Schamhaftigkeit mit dem vollen Bewußtsein unserer physischen Bedürfnisse, wunderbar genug, verbunden sind.

Eine außerordentlich merkwürdige Erscheinung, lieber Arnold! Der sicherste Beweis der Ueberlegenheit des Geistigen über dem Körperlichen in uns!

Wir schämen uns unserer rohen Natur! Wir thun Alles um dieselbe zu verbergen, zu unterdrücken! Wir wissen vorher, daß es uns nicht ganz gelingen kann! Aber das Gemeine in uns und an uns ist uns zuwider! Unsere Gefühle, unsere Bedürfnisse verlangen eine Bekleidung, und so versuchen wir das, was wir nicht ganz abzuschütteln vermögen, durch den guten Ton zu beschönigen, und nennen uns gebildete, civilisirte Menschen.

Von einem gebildeten Manne verlangen wir nun, daß derselbe in dem socialen Vereine der Menschen nie unzart werde. Das heißt: daß seinen Lippen nie ein Wort entschlüpfe, welches uns an unsern rohen primitiven Zustand erinnere.

Aber unglücklicher Weise geht es uns Menschen immer so, daß wenn wir einmal etwas beginnen, wir nie das rechte Maaß zu halten wissen. Da wir nun einmal angefangen haben fein und anständig zu sein, so wollen wir nun auch ganz fein und anständig sein.

Wir verlangen daher jetzt von einem gebildeten Manne, daß er allen Kraft-Aeußerungen entsage; in einem sanftlispelnden Redetone sich ausdrücke, und erst durch hunderttausendfache Wendungen, Krümmungen, Citationen, Phrasen dahin gelange dasjenige gesagt zu haben, welches er mit einem Worte hätte sagen können, wenn es erlaubt wäre jedes Ding bei seinem Namen zu nennen.

Wir haben uns also jetzt in der socialen Bildung soweit gebracht, daß wir wissen, daß man Alles sagen kann, wenn man sich nur hübsch ausdrückt. Das Factum, von welchem die Rede sein soll, darf uns nicht entgehen! Aber es muß nach und nach und versteckt und sub rosa uns vorgetragen werden, weil unsere gebildeten, oder vielmehr verbildeten Ohren nicht mehr im Stande sind, den Donner der Sphären-Harmonie der kräftigen Wahrheit zu vernehmen, welches nur dem pythagorischen Ohre vergönnt war. Wohl aber hören sie gerne den einzelnen Laut des zerstückten Donners und nehmen anständig in sich auf, was, durch ein Kraftwort ausgedrückt, gemein, unanständig, unerhört gefunden worden wäre.

An einen Schriftsteller, welcher für die gebildete, elegante Welt schreibt — und alle Welt ist jetzt gebildet und elegant — machen wir, oder an seine Schriften, dieselben Forderungen.

Theilen Sie, lieber Arnold, diese Ansichten einer gebildeten, eleganten Welt? Gewiß! Ich auch! Ich ziehe eine verbildete Bildung, eine zu große Verfeinerung der zu großen Rohheit vor.

Ich thue es aber aus dem Grunde, weil unsere grobe, sinnliche Natur noch nicht geläutert genug ist, um eine reine Natursache, als eine solche, rein zu

betrachten, oder weil, wenn wir die unnatürlichen, von einer verfeinerten Bildung uns gesetzten Schranken des Anstandes übertreten würden, der natürliche Anstand nicht mehr beobachtet werden, indem die so lange unterdrückte Rohheit sich zügellos einer beraubten Freiheit überlassen würde.

Ich bin daher der Meinung, lieber Arnold, einer verbildeten Welt ihre Vermummungen und Masquen zu lassen, weil die verkehrte und verdrehte Natur nicht mehr im Stande ist, die wahre Natur in ihrer Kraft und Reinheit zu ertragen, noch zu begreifen.

Ich werde daher in meinen Memoiren, oder Briefen an Sie, mich strenge an die Gesetze des guten Tones halten, damit sie dieselben in einer Gesellschaft du bon ton ohne Anstand werden vorlesen können.

„Das ist Alles sehr gut!“ werden Sie ausrufen. „Aber was wollen Sie mit diesem Allen sagen!“

Diese Frage will ich Ihnen genügend beantworten.

Ich wollte es Ihnen hiermit deutlich machen, daß es keine Kleinigkeit ist, seine Memoiren zu schreiben, weil aus ihnen der moralische oder unmoralische Charakter des Verfassers, so wie der gute oder der schlechte Ton eines Schriftstellers hervorgeht, und ich nicht mit Gewißheit darauf rechnen kann, von meinen Lesern ebenso nachsichtsvoll beurtheilt und verstanden zu werden, als von Ihnen. —

Dem sei nun aber, wie ihm sei! Meine Briefe an Sie sind begonnen, und werden Ihnen von heute an regelmäßig, so oft Zeit, Laune und meine Augen es mir gestatten, zugestellt werden; um Ihnen zu beweisen, daß ein thörigter Wunsch von Ihnen mir mehr gilt, als die schlechte oder gute Reputation, welche ich durch die Mittheilung meiner Memoiren in den Augen

meiner beurtheilenden Leser und Leserinnen erhalten werde! —

Pardieu! kein geringes Beispiel einer aufopfernden Freundschaft, im 19ten Jahrhundert, und eines gewagten Unternehmens eines jungen Mannes, welcher nichts in der Welt besitzt — als seinen Ruf, den er erst begründen soll! —

Fortuna audaces juvat!

Zweiter Brief.

„And I hope, I shall very soon
„Go to France in a steam-balloon!“

Unser ganzes Glück, lieber Arnold, beruht, nach dem Urtheile eines englischen Volksdichters, auf dem Kessel, da man durch kochendes Wasser Dampf in demselben erzeugt, und dieser wiederum Maschinen, Wagen, Schiffe und so weiter in Bewegung setzt; diese durch Dampf getriebenen Maschinen theils eine Menge Arbeiter ersparen, theils uns die Möglichkeit darbieten, uns von einem Orte zum andern mit unglaublicher Schnelligkeit und genauer Präcision, wenn kein Unglück eintritt, zu bewegen. Das Vergnügen, welches der englische Dichter bei der Betrachtung der so vielen und so trefflich erfundenen und gearbeiteten Dampfmaschinen in England empfindet, läßt seine Phantasie auf den kühnen Gedanken gerathen, bald in einem Dampf-Luft-Ballon von Dover nach Calais zu schiffen, und denselben durch die beiden, am Anfange meines Briefes angeführten Schlußverse einer Hymne an den Kessel auszusprechen.

Wenn gleich ich mich nun nicht eines Dampf-Ballons bedienen konnte, um mich von dem berühmten Hamburg, der Königin aller nordischen Handelsstädte, nach Frankreich einzuschiffen, so benutzte ich jedoch eines der im Hamburger Hafen liegenden Dampfschiffe, welches den Namen „Wilhelm der Erste“ führte, um auf demselben die Reise nach Amsterdam zu machen, und welches in der Nacht vom 31. August bis zum 1. September 1833 die Anker zu lichten bestimmt war.

Ob dieses Dampfschiff nun irgend einer Art von Berühmtheit sich zu rühmen weiß, davon bin ich nicht unterrichtet. Für mich hatte es aber ein großes Interesse, weil es das erste Dampfschiff war, auf welchem ich eine bedeutende Reise machen sollte, und ich zu der Zeit noch kein anderes Dampfschiff, außer demjenigen, welches den Dienst zwischen Harburg und Hamburg versieht, betreten und gesehen hatte; wenn ich ein einziges ausnehmen will, welches während der Zeit, als das Hannover'sche Militär den Cordon gegen die Cholera an der Elbe bildete, diesen majestätischen Strom hinunter schwamm, und von den Diepholzer Bauerjungen für „die Cholera selbst" gehalten wurde!

Daß ich in jenem Zeitpunkte, wo ich der ehrenwerthe Commandant eines Detachements des 9. Regiments war, welches in den lieblichen Flecken, oder vielmehr Fischerdörfern, Tissau und Timesland lag, die Ansicht meiner Mannschaft bei dem Erblicken dieses wunderbaren, zweirädrigen Wasser-Ungethüms nicht theilte, werden Sie, lieber Arnold, gewiß ohne weitere Versicherung glauben; es mir aber auch nicht verargen, da ich nie ein Dampfschiff gesehen hatte, daß ich, wie meine rothröckigen Soldaten, dasselbe mit Erstaunen angaffte, und der Erste war, welcher bei dem allgemeinen Geschrei: „da kümmt de Cholera!" ausrief: „das ist ein Dampfschiff!" und mir nicht wenig zu gute darauf that, diese Bemerkung zuerst, und so schnell, gemacht zu haben. —

Das holländische Dampfschiff nun, welches ich in jener so verhängnißvollen Nacht bestieg, war ein Dampfschiff, wie alle andere, nur nicht so schön eingerichtet, wie die des Königs von Neapel und Louis Bonaparte's. — — —

Von seinem Vaterlande (wenn ein Deutscher überhaupt ein deutsches Vaterland hat), seiner Familie, seiner Geliebten

(deren nie ein hannoverscher Lieutenant, selbst außer Dienst, entbehrt) Abschied zu nehmen, lieber Arnold, ist ein Gegenstand, der fähig wäre, mehrere Seiten eines deutschen sentimentalen Romans mit den wehmüthigsten, empfindsamsten Gefühlen zu bereichern, seine Leser zu Thränen zu rühren, mancher schmachtenden Jungfrau ein herzbrechendes: „Ach! das ist gerade, wie mein Eduard!“ zu entlocken, und die vortrefflichen deutschen Mütter zu dem Ausrufe zu bewegen: „Welch ein gefühlvoller Sohn! Wie glücklich die Mutter, welche ihn gebar!“

Wie Sie mich kennen, lieber Arnold, werden Sie nicht daran zweifeln, daß auch ich von manchen schmerzlichen Gefühlen bewegt war, als ich die Treppe des Schiffes erstieg, welches mich so weit von den Meinigen zu tragen bestimmt war!

Indessen unterdrückte ich kraftvoll die Regungen meines zerrissenen Herzens, begab mich in die Cajüte der Reisenden, welche den ersten Platz bezahlen, und setzte mich dort an das obere Ende eines mit einer grünen Decke behängten Tisches, welcher in der Mitte derselben stand, und über dem, da es schon Nacht war, eine angezündete Lampe hing, welche die in dem Zimmer befindlichen Gegenstände beleuchtete. Da ich einem zur Eigenheit gewordenen Triebe: „immer lieber zu früh, als zu spät zu kommen“, auch dieses Mal gehuldigt hatte, so blieb mir eine geraume Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen, ohne gestört zu werden, da ich mich mit mir selbst allein befand.

Meine Gedanken beschäftigten sich natürlich zuerst, mir die Meinigen und den Abschied von ihnen in das Gedächtniß zurückzurufen, schweiften dann einige Zeit unter den mir fremden Gegenständen umher, und blieben zuletzt bei den Betrachtungen haften: aus welcher Art von Menschen

meine Reise-Gesellschaft bestehen würde, und wie ich mich gegen dieselbe zu benehmen habe? —

Mit der ersten Betrachtung war ich bald fertig, denn es war mir ziemlich einerlei, wer mit mir reisen würde; und mit der zweiten kam ich auch bald zu Stande, denn ich beschloß mein Benehmen so einzurichten, daß Jedermann in mir den vornehmen Hannoveraner erkennen sollte, und mir jene anglo-hannoversche Gleichgültigkeit anzueignen, welche die vornehme Classe meiner Landsleute seit 1714 zu affectiren suchte, und die daher von allen Deutschen so „beifällig" gesehen wird.

Ich will nicht läugnen, lieber Arnold, daß etwas Lächerliches in dieser vornehmen Impassibilität der adligen Hannoveraner liegen möge, da dieselbe eine Nachäffung der Engländer ist, und durch die sie bezeichnende Zurückhaltung gegen Fremde, besonders junge Leute, verhindert, unterrichtende Fragen an gebildete Männer zu thun, welches auf Reisen höchst zweckwidrig ist.

Indessen hat diese Zurückgezogenheit auch wieder das Gute, daß sie junge Leute verhindert, zu leicht Bekanntschaft mit schlechten Subjecten zu machen, und ihnen eine gewisse Ruhe, eine gewisse Würde verleiht. — Von Jugend auf daran gewöhnt, sich ernst zu benehmen, hat dieser äußere Zwang einen gewissen Einfluß auf ihre Denk- und Handlungsweise, und ist nicht ganz verwerflich, wenn man bedenkt, daß Ruhe und Kälte immer etwas Imponirendes an sich haben, und stets großer Männer Eigenschaften waren.

Niemand hat es weiter in dieser Kälte und Unbeweglichkeit gebracht, als Napoleon Bonaparte, welcher durch sie das Ungraziose seines Körperbaues den Augen seiner Beobachter entzog, und seinem ganzen Wesen durch sie das ihn Characterisirende verlieh.

Selbst den Statuen dieses unendlichen Mannes gibt der Ausdruck dieser todten, regungslosen Haltung etwas Lebendes, da der bezeichnende Ausdruck des Lebenden erstarrende Kälte war.

Es wird Ihnen, lieber Arnold, hoffentlich nicht einfallen, diese kurze Abschweifung zu Gunsten der anglo-hannoverschen Impassibilität und der daraus entstandenen Anführung des französischen Welteroberers mir anders auszulegen, als wie ich selbst es wünschte, nämlich durch die Erwähnung jenes großen Namens einem geringen Gegenstande der Unterhaltung eine gewisse Bedeutung zu verleihen. —

Kehren wir nun nach der Cajüte des Dampfschiffes zurück, in welcher ich saß, wie andere Menschen sitzen, nämlich auf einem Stuhle, — nur mit dem Unterschied, daß ich saß, wie ich zu sitzen pflege, welches bei mir keine Kleinigkeit ist, da mir das Sitzen widernatürlich ist, und Stehen oder Vorwärtsschreiten nach meiner Ueberzeugung dem Manne besser ziemt, als der Zustand, der nach dem liegenden körperliche Ruhe am deutlichsten beurkundet.

Ich saß also, noch immer mit mir allein, in der Cajüte, hing meinen Gedanken nach, empfand das Schwanken des Schiffes, und ärgerte mich gewaltig darüber, daß der holländische Capitän, welcher meinen Namen doch wissen mußte, da er in das Verzeichniß der Passagiere eingetragen war, gar keine Notiz von mir nahm, wenn er von Zeit zu Zeit in die Cajüte trat.

„Die Holländer haben keine Lebensart!“ dachte ich bei mir, und verzieh ihm seine Unhöflichkeit, da ich trotz meines Stolzes ziemlich gutmüthig war. — Das Hin- und Herwiegen des Schiffes brachte mich auf den Gedanken, daß ich vielleicht seekrank werden würde, was

mir sehr unangenehm war, da dieses Uebel mein Noviziat in der Seefahrerei beurkundet haben würde. Ein abscheulicher Gedanke für mich, der ich nichts mehr haßte, als als Neuling in irgend einer Lage des Lebens mich zu benehmen und dadurch den Eindruck, welchen ich zu machen beabsichtigte, zu vermindern! —

Ein Gepolter, welches sich jetzt auf dem Verdecke hören ließ, befreite mich von meiner melancholischen Selbstbetrachtung, und wenige Augenblicke nachher sprangen zwei junge Leute in die Cajüte, welche ich ihrer Gesichtsbildung und dem Schnitte ihrer Kleidung nach für Engländer zu halten mich berechtigt glaubte, welche Meinung sich in mir festsetzte, da sie englisch mit einander sprachen.

Die Gegenwart eines Engländers hat für jeden Hannoveraner (d. h. den echten) immer etwas Peinliches an sich, da die Vereinigung der englischen mit der hannoverschen Duodez-Krone auf einem und demselben Haupte auch eine Vereinigung der Interessen beider Völker mit sich trug, und der Hannoveraner einen großen Werth darauf legte, Unterthan Sr. Majestät des Königs von Großbritannien zu sein, der Engländer aber durchaus kein landsmännisches Verhältniß in dieser Vereinigung anzunehmen geruhte. Hieraus entstand es, daß der Hannoveraner zu dem Engländer sich ungefähr so verhielt, wie der petit cousin zu seinem vornehmen Verwandten in Paris, sich mit dem königlich-großbritannisch-„hannoversch“ in Deutschland gewaltig brüstete, in Gegenwart eines Engländers sich aber sehr unterthänig verhielt, ohne auf die Landsmannschaft anzuspielen, und hocherfreut war, wenn der stolze Britte ihm gnädig zu verstehen gab: „Our King! jes, is your King!“

Dieses Verhältniß zwischen Hannoveranern und Engländern hat nun — Gott sei gedankt! — ein Ende ge-

nommen, da Victoria mit Rosenfingern den gewaltigen Scepter Englands führt, und Ernst August mit königlicher Kraft über das neuzuorganisirende Hannover herrscht, Staats-Grund-Gesetze umstürzt, Departements-Minister einführt, und hunderttausend Thaler dem hannoverschen Volke erläßt!

Mögen Sie nun, lieber Arnold, über diesen König denken, was Sie wollen; ich kann nicht umhin, es als ein großes Glück für Hannover anzusehen, einen eigenen König zu haben, und sollte es dasselbe auch durch einige Aufopferungen erkaufen müssen! Und wenn der König thut, was er thun kann, so thut er nichts weiter, als die Abstammung des Wortes König rechtfertigen, welches sich von „können" derivirt, folglich ein König — ein Mann, der da kann! — Was er will? Was er muß? Was er sollte? — Das sind Fragen, die hier nicht hergehören, eben so wenig, wie der König Ernst August selbst; denn zu der Zeit, wo ich auf dem Dampfschiffe war, herrschte noch Wilhelm der Vierte, der Reformer, über England und Hannover, und genoß, wenn auch nicht die Liebe aller seiner Unterthanen, doch gewiß die meinige und aller Hannoveraner in einem so hohen Grade, wie nur ein Fürst sich dieselbe wünschen kann.

Ich muß Ihnen aber jetzt meine Gedanken bei dem Erblicken der beiden jungen Leute, die ich für Engländer hielt, weiter aus einander setzen.

„Engländer!" dachte ich bei mir selbst, indem ich mir Mühe gab, den Ausdruck der größten Indifferenz anzunehmen, mich zugleich in eine halb liegende, halb sitzende Stellung versetzte, und dem Aufwärter befahl, mir ein Glas Grog zu bringen, welchen Befehl ich in einem beinahe unverständlichen Deutsch hervorbrachte, um nicht gleich für einen Deutschen gehalten zu werden!

Denn leider war ich schon damals davon überzeugt, daß man jedem Individuo eine größere Aufmerksamkeit, als einem braven Deutschen, schenkt!

„Engländer!“ dachte ich weiter, indem ich den erhaltenen Grog im Glase umrührte, „Engländer werden „meine Reisegefährten sein! Das einzige Mittel, dem „anmaßenden Stolze dieser übermüthigen Nation zu be„gegnen, ist: Stolz mit Stolz zu erwidern, oder recht „grob gegen sie zu sein, sie nie zuerst anzureden — sich „kalt und ruhig zu verhalten!“

Ich erinnerte mich in diesem Augenblicke eines Diners, welches ich eines Tages, diesen Grundsätzen, die Engländer zu behandeln, gemäß, mit einem englischen Officier in Aachen eingenommen hatte, bei welchem keiner von uns Beiden, die wir die ganze Tischgesellschaft ausmachten, ein einziges Wort ausgesprochen hatte, weil keiner von uns der Erste sein wollte, an den Andern eine höfliche Frage zu richten, und welches zu den langweiligsten Diners gehörte, die ich in meinem Leben mitmachte.

Ein anderes Mal hatte ich während der Dauer einer Mittags-Mahlzeit in Schwalbach kein Wort gesprochen, um für einen Engländer gehalten zu werden; und als ich am Ende derselben „Cafe, Marqueur!“ rief, verwunderten sich alle Menschen, daß der Stumme mit einem Male ein Redender geworden sei!

Ich hatte mich überhaupt, von Jugend auf, sehr damit beschäftigt, wie ich mich gegen Engländer zu benehmen habe, und wie ich am besten in den Augen meiner Landsleute als ein Engländer erscheinen könne, — mich aber, trotz meines guten Willens, immer höchlichst bei diesen Versuchen gelangweilt, weil die gute deutsche Natur bei mir sich niemals ganz unterdrücken lassen wollte.

Die Rückerinnerung aber an diese Begebenheiten, und

an die mit ihr verknüpfte Langeweile, brachte mich auf den natürlichen Gedanken: „Nun, das wird eine amusante Ueberfahrt werden!“

Die beiden jungen Leute, von denen der Eine ein schlanker, hübscher, junger Mann, mit blonden Haaren, und einem freundlichen Zug am Munde, welcher mit zwei Reihen schöner, weißer Zähne angefüllt war, — der Andere weniger Empfehlendes in seinem Aeußern dem beobachtenden Blicke darbot, — hatten es sich während meiner Selbstbetrachtungen bequem gemacht — kurze, weiße, leinene Jacken angezogen; rothe, wollene Tücher um den Hals gebunden; die Stiefel mit grünen oder gelben Pantoffeln vertauscht, — und schienen in der Cajüte so bekannt zu sein, als ob sie schon Jahre auf dem „Wilhelm den Ersten“ sich befunden hätten.

Die Veränderung der Toilette meiner Engländer bewog mich, langsam und vornehm meinen Sitz zu verlassen, nach meiner Schlafstelle hin zu schreiten, aus meinem Mantelsack einen Schlafrock hervor zu holen, denselben anzuziehen, gleichfalls meine Stiefeln gegen ein Paar gestickter Pantoffeln umzutauschen, mich hierauf wieder an meinen Platz zu begeben und die verdrießlichste Miene vorzuschnallen, welche ich in dem Magazin meiner Gesichts-Veränderungen auffinden konnte, da ich aus Goethe's „Faust“, den ich einer höchstgebildeten, getauften Jüdin, die Ansprüche auf Schöngeisterei machte und à la mode war, hatte vorlesen müssen, — die für mich so wichtige Lehre gezogen hatte, „daß vornehme Leute immer verdrießlich aussehen müssen!“ — Leider hatte ich es gänzlich vergessen, als ich meinen alten Schlafrock anzog, um in einem „morning oder evening dress“ mich zu befinden, daß gerade dieser unglückselige Großvaterrock mich eher, als alles Andere, als einen phlegmatischen Deutschen

zu erkennen geben würde. Eine Entdeckung, die ich so lange, als möglich, zu verschieben wünschte!

Mein Aerger war daher auch nicht gering, als der größte der beiden Engländer sich mir näherte, und mich: „Monsieur est Allemand?“ anredete. Ueber diese impertinente Frage eines Menschen, der mir nicht vorgestellt war (denn bei uns in Hannover redet kein Mensch den Andern an, wenn er ihm nicht vorgestellt ist. Officiere, welche sich nicht vorgestellt sind, grüßen sich einander nicht) fast außer Fassung gebracht, antwortete ich ziemlich trocken: „Oui Monsieur — je suis „Hannovrien, sujet de sa Majesté Britannique!“ Dieses Letztere setzte ich schnell hinzu, um den vernichtenden Ausspruch, ich sei ein ganzer Deutscher, durch diesen Zusatz, weniger schädlich zu machen. —

Wollen Sie wohl glauben, lieber Arnold, daß die Frage zu beantworten, was für ein Landsmann ich sei, mir noch lange Zeit unangenehm blieb, daß es mir schmeichelte für einen Engländer zu passiren, und daß ich nie vergaß zu bemerken: „Unterthan seiner Majestät von England!“

Dieses unwürdige Gefühl, mich meines deutschen Vaterlandes zu schämen, entstand aus dieser unglücklichen Vereinigung Hannovers und Englands unter einem Monarchen, und aus der frühen Erkenntniß unserer verlornen Nationalität, welches meinen Stolz auf das Empfindlichste kränkte.

Es ist in der That auch betrübend zu sehen, mit welchem Stolz auf seine Nation der Engländer, der gemeine Engländer, wie ein geborner König auftritt, der galante Franzose sein belle france herausstreicht, und nur der gutmüthige Deutsche sich in eine Ecke stellt, seinen Diener macht, und aus lauter Beschei-

denheit oder Verlegenheit über seine eigenen Beine fällt! —

„J'aime autant les Allemands, que je déteste les „Anglais!“ — fuhr der Fremde fort, „Il-y-en a „beaucoup dans mon pays“ — en Amérique! „Et moi „aussis,“ bemerkte der andere Reisende, welcher nun auch an den Tisch trat — „j'aime beaucoup les Allemands — „pour moi je suis Hollandais!“

Das war ein harter Schlag, lieber Arnold, für einen Anglo-Hannoveraner, zwei Repräsentanten fremder Nationen Deutschland schätzen zu hören! — für einen Menschen, der sein ganzes Leben dazu verwandt hatte, um von Fremden für einen Engländer, wenigstens doch sogleich für einen Hannoveraner gehalten zu werden!

Wie es aber gewöhnlich kleinlichen und stolzen Gemüthern geht, daß sie nach überstandener Gefahr noch hochmüthiger werden als vorher, so ging es nun auch mir, denn anstatt mich darüber zu freuen, unter Menschen zu sein, welche mir, meiner Nationalität wegen, zugethan schienen, beschloß ich aus diesem Umstand den Vortheil zu ziehen, den beiden Fremden zu imponiren! — Denn ein Hannoveraner, ein halber Engländer, mußte von einem Americaner und einem Holländer, meiner Meinung nach, mit eben derselben Ehrfurcht betrachtet werden, welche wir einem Engländer oder Franzosen zollen.

Ich nahm daher das Wesen gegen sie an, welches mir am zweckmäßigsten schien, um recht stolz, verächtlich und grob zu erscheinen, indessen da ich von Natur nicht grob war, so konnte ich diese übelerdachte Rolle nicht lange durchführen, vergaß nach und nach, daß ich ein adliger Hannoveraner sei, und plauderte recht gemüthlich mit meinen beiden Reise-Gefährten.

Es ist noch ein wahres Glück für uns armen Sterblichen, daß verkehrte Begriffe und Meinungen am Ende doch von den uns inwohnenden bessern Gefühlen besiegt werden, und daß selbst Erziehung und Gewohnheit dieselben nie gänzlich ersticken können!

Die Cajüte füllte sich nun mit Reisenden aller Art. — Auf dem Verdecke wurde es lauter. — Die Dampf-Maschine begann zu arbeiten, und der schwere Anker wurde in die Höhe gewunden. — Das Schiff fing an sich zu bewegen — die Räder desselben die Wellen zu peitschen. — Nach einigen Augenblicken schwamm der „Wilhelm den Ersten," stolz auf den gelblichen Wellen der Elbe der offenen See zu. — — —

Ein rettender Genius schien dieses Mal den stolzen Bau des betriebsamen Holländers vor dem sichern Untergange bewahren zu wollen! Denn von **160** Schiffen, welche bei Curhaven des widrigen Windes gewartet hatten, etwas früher wie wir die sichre Rhede verließen, gingen in der Nacht vom **2.** September **1837 80** zu Grunde!

Nicht um meine Briefe Ihnen interessanter zu machen, lieber Arnold, erwähne ich jener fürchterlichen Nacht — nicht um Ihnen schreiben zu können, einen Sturm auf der See mitgemacht zu haben, nicht um einer ganz gewöhnlichen Seefahrt den Charakter einer außergewöhnlichen zu verleihen — rede ich von diesem Sturme, diesem Unwetter, der so viele brave Männer dem finstern Orkus zusandte!

Nein, weil ich die Ueberzeugung habe, daß diese Nacht vom **2.** September, am Bord des Wilhelm den Ersten, wirklich eine der schauderhaftesten Nächte war, die ich zur See oder auf dem Lande erlebte! —

Fröhlich glitt unser leichtes Schiff auf den Wellen

der Nordsee einher; den in der Ferne segelnden Schiffen muthig nachsteuernd; begleitet von einer Menge gleich schnell segelnder Schiffe, deren bunte Wimpel lustig in dem Hauche eines gelinden Nordostwindes flatterten. — Plötzlich setzte der Wind sich um. — Kleine graue Wölkchen zeigten sich am fernen Horizonte, und auf den bläulichen Wellen der See erschienen in der Ferne weiße Reifen von aufgeworfenem Schaume, welche die Seeleute „Lämmer“ nennen.

Heftiger erhob sich der Wind. — Ungestümer schlugen die Wogen, gegen die sie bekämpfenden Räder des Schiffes. Einzelne zurückkehrende Schiffe schossen mit vollen Segeln uns pfeilschnell vorbei; mit Händen und Mützen deuteten die auf denselben sich befindenden, erfahrenen Seefahrer uns an, gleich ihnen zurückzueilen. Krachend bahnte sich der Wilhelm den Ersten den Weg, durch die sich ihm immer höher entgegenthürmenden Wogen. Schwarze drohende Wolken verhüllten die Helle des Tages. Dumpf rollte der Donner über der zürnenden Fluth, einzelnen zuckenden Blitzen nachfolgend. Gräßlicher peitschte der Sturm die stets wilder rollenden Wogen. Furchtbar prasselte der Regen, aus den sich entladenden Wolken hernieder. Stärker krachte das Schiff von himmelhoher Höhe in gähnende Tiefen versinkend. Aengstlicher wurde die Mannschaft. Auf dem Verdecke heulte der Sturm und über dasselbe schlugen brüllend die Wogen zusammen! Zunehmende Finsterniß vermehrte das Grausen dieser entsetzlichen Scene. Der Capitain des Schiffes ging händeringend umher. Da entsank auch den Kühnsten der Muth! Nur ein Franzose hielt sich festgeklammert an die Seiten des Schiffes, und schaute unbekümmert in die schäumende See. Gläser, Menschen und

Stühle rollten übereinander und untereinander auf dem Boden der Cajüte umher.

Keiner wußte mehr, was mit dem Andern geschah, nur ein Gefühl theilten Alle; die Ahnung des nahen Todes! Wie sollte ich die Gestalten, den Ausdruck der Gesichter der Unglücklichen zu beschreiben vermögen! — Wer wirklich in einer solchen Lage war, der vermag nicht sich mit solchen Betrachtungen zu beschäftigen!

Wer sie beschreibt, der lügt! Nur bis zu einem gewissen Augenblicke bleibt uns die Beobachtungsgabe in solchen Lagen.

Ich entsinne mich nichts weiter von jener gräßlichen Nacht, als daß ich mein Vater-Unser betete; an meine Mutter und meine Schwester dachte, und den Herrn der Heerschaaren anflehte, mich ihrentwegen zu erhalten! Was nach diesem Augenblicke um mich her geschah, weiß ich nicht. Als der Sturm sich gegen Morgen gelegt hatte, fand ich mich bei dem Franzosen, mit der einen Hand mich an die Wand des Schiffes haltend, die andere mit der Seinen krampfhaft verschlungen. In dem Kampfe der Elemente hört der Unterschied der Menschen, durch Nationen und Rang, auf, die den nahenden Tod Erwartenden hören auf Franzosen, Engländer, Fürsten oder Bürger zu sein, und werden Menschen!

„Eh bien!“ bemerkte der Franzose, meine Hand freundlich schüttelnd, „mon jeune ami, si c'est votre première sortir sur mer, vous ne pouvez pas vous en plaindre! Nous avons échappé bel!“

„Gott sei Dank“, erwiederte ich, „daß es vorüber ist!“ „Cette nuit doit vous guérir du mal de mer,“ fuhr er fort, „Allons prendre la goutte. Nous sommes mouillés jusqu'aux os!“

Wir stiegen in die Cajüte, dort fanden wir den

Americaner und den Holländer, die übrigen Bewohner derselben. Die überstandene Gefahr bot uns reichlichen Stoff zur Unterhaltung.

Jeder erzählte die Schicksale der vergangenen Nacht. Aus solchen Erzählungen werden die Begebnisse zusammengesetzt, die man selbst erlebt und beobachtet haben will. Es ist nicht zu läugnen, daß durch die zusammengesetzten Schilderungen der Gefühle und der Begebenheiten von 20 oder 30 Personen sich leicht eine recht wunderbare Schilderung der eigenen Gefühle zusammensetzen läßt!

Befürchten Sie jetzt nicht, lieber Arnold, eine weitläuftige Beschreibung der kleinen Tour von Hamburg nach Amsterdam, welche Tausende von Reisenden gemacht haben, und noch jährlich machen, anhören zu müssen!

Es ist weder meine Absicht, Sie mit See-Gemälden zu unterhalten, deren Darstellung ich den Meisterhänden eines Cooper, Marryat und Scott überlasse, noch eine Beschreibung des Wilhelm den Ersten zu liefern, welcher, wenn Sie Lust hätten denselben genauer kennen zu lernen, vielleicht noch diesen Augenblick im Hamburger Hafen liegt, und dessen Mannschaft, in sofern sie nicht gewechselt hat, Ihnen vollkommen befriedigende Nachrichten über dessen Bau, und der, ich weiß nicht mit wie vieler Pferde Kraft seiner Maschine geben kann.

Ich bleibe in den Gränzen desjenigen, welches meine schwachen Kräfte nicht übersteigt, und beschäftige mich in meinen Briefen an Sie mit keinem geringern Gegenstande, als nur mit mir selbst.

Der Einfall, meine Erinnerungen niederzuschreiben, kommt mir eigentlich lächerlich vor. Immer von sich selbst zu sprechen, Alles auf sich selbst zu reduciren, ist gewiß der Beweis einer ungeheuren Eitelkeit, und des

größten Egoismus. Ein solches Unternehmen kann nur dadurch entschuldigt werden, daß man der Wahrheit in seinen Schilderungen getreu bleibt, und Licht- und Schatten-Seite redlich zeigt.

Memoiren werden auf diese Weise eine Art von Confessionen, und glücklich derjenige, welcher, wie ich, einen so nachsichtsvollen Beichtvater, wie Sie, findet.

Daß Sie Manches in diesem Briefe, wie in den Nachfolgenden, zu tadeln finden werden, bezweifele ich keinesweges. Ich verlange überhaupt nicht von Ihnen, daß Sie meine Ansichten über manche Gegenstände theilen sollen.

Es ist ein thörigter Gedanke, Andern seine Meinungen und Ansichten aufdrängen zu wollen.

Der Zweck meiner Briefe besteht darin, Sie zu unterhalten, und dieselben dem Drucke zu übergeben.

Zu dem Letztern scheint nicht viel mehr als Papier, Dinte und Federn zu gehören, und Tag und Nacht zu schreiben. Als ich nämlich an einem dieser Tage spazieren ging, begegnete mir Einer meiner Bekannten, der es erfahren hatte, daß ich Briefe schriebe.

„Nun!“ fragte er mich, „haben Sie schon recht viele Briefe geschrieben?“

„Warum?“ entgegnete ich.

„Ei,“ erwiederte er, „ich habe gehört, Sie wollen „Sie drucken lassen, da müssen Sie zusehen, daß sie „so ein ordentliches, dickes Buch zu Stande bringen, sonst „finden Sie keinen Verleger!“

So! dachte ich bei mir selbst, daß das Buch recht dick werde, das ist die Hauptsache. Auf den Inhalt kommt es nicht an. Sie werden es natürlich finden, lieber Arnold, daß nach diesen Ansichten meines Freundes, meine Briefe die gewöhnliche Länge der Briefe

übersteigen und von Augenblick zu Augenblick immer länger werden müssen, denn nun thu' ich nichts mehr, als schreiben, was mir sehr leicht gemacht wird, da es einerlei ist, was ich schreibe, wenn mein Buch nur recht dick wird.

Adieu. —

Dritter Brief.

Sie finden uns in Amsterdam wieder, lieber Arnold! Ich meine den jungen Amerikaner, dessen Name Hopley Werkmüller war, und mich. Wir hatten ein und dasselbe Zimmer in einem Gasthause bezogen, weil es in Amsterdam sehr kostbar zu leben ist, und mehre Ursachen uns zwangen den Aufenthalt in jener eigenthümlichen Stadt zu verlängern; von welcher Voltaire sagt, daß sie: „des canaux, des canards et des canailles!“ enthalte.

Kanäle und Enten habe ich nun zwar auch dort entdeckt; aber von der Bekanntschaft mit der Canaille blieb ich für dieses Mal glücklich befreit.

Ich glaube annehmen zu dürfen, wenn ich ein Urtheil über diese bedeutende Stadt fällen soll, daß Amsterdam, seiner Eigenthümlichkeit wegen, auf den im Norden Europa's Reisenden ungefähr denselben Eindruck hervorbringen muß, wie der Anblick Venedig's auf den im Süden Reisenden, bewirken soll. Was mich nun aber in Amsterdam am meisten anzog, das war: zum ersten Male unter Holländern zu sein; da ich von jeher eine große Vorliebe für dieses industriose und brave Volk gehegt hatte, dessen tapferes und aufopferndes Betragen, in den letzten kriegerischen Begebenheiten zwischen Holländern und Belgiern, meine Vorliebe noch bedeutend gesteigert hatte.

Diese beiden so verschiedenen Völker standen sich in dem Momente, als ich in Amsterdam war, noch schlag-

fertig gegenüber, und die in den Straßen Amsterdam's, mit der Medaille von Antwerpen geschmückten, herumwandelnden Krieger waren mir das Merkwürdigste in der ganzen Stadt, und schienen mir als Besiegte, größer als ihre Sieger. Was hätte ich nicht für ein Kreuz von Antwerpen gegeben!

Niemand hatte dem tapfern General Chassé wohl ein lebhafteres Interesse gewidmet, als ich, und mehr Bouteillen in dem Parrè, daß Antwerpen sich nicht übergeben würde, verloren, als ich!

Der König der Niederlande war in meinen Augen, wie der liebenswürdige Prinz von Oranien, den ich persönlich zu kennen die Ehre hatte, der größte Held seiner Zeit, der größte Mann seit dem allgemeinen, europäischen Weltfrieden!

Die ihrem Könige und ihrem Fürstenhause so treuergebenen Holländer hatten daher etwas sehr Interessantes und Achtungswerthes in meinen Augen, und unter den gut königlich-gesinnten Holländern herumwandelnd, fand ich, der Königlich-Gesinnte, mich sehr à mon aise.

Die ruhige Haltung der schweigsamen Holländer, welche nach Tische aus ihren thönernen Pfeifen den blauen Dampf des Oronocco-Kanasters bedächtig vor sich hinbliesen, gefiel mir sehr, und wenn ich auch von Einigen derselben, welche ich an der table d'hôte anredete, keine Antwort erhielt; so tröstete ich mich mit dem Gedanken „es sind Holländer!“ — und ihre rojalistische Gesinnung machte ihre Ungeschliffenheit wieder gut.

Trotz meiner Vorliebe für dieses handeltreibende Volk, konnte ich doch nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß ein junger Reisender, welcher gerne einige Aufschlüsse über die Art und Weise, wie er seine Reise weiter fortzusetzen habe, erhalten möchte, sich in Amsterdam nicht

zum Besten befindet — denn er erhält auf seine Fragen nur höchst unvollständige oder gar keine Antworten von den ehrenwerthen holländischen Bürgern.

Ich war daher sehr glücklich, in dem Herrn P...e, an den ich einen Empfehlungsbrief mit hatte, Jemanden zu finden, welcher so gütig war, mir die nöthigen Auskunft-Mittel anzugeben, meine Reise weiter fortzusetzen, ohne wegen der Unruhen in Verlegenheit zu gerathen. —

Der junge Holländer, mit welchem mein Americaner von America gereiset war, besuchte uns auch und führte uns nach dem ersten Cafe-Hause Amsterdam's, wo wir vortreffliche Cigarren, Zeitungen aller Art, und den berühmten echten holländischen Genever fanden.

In diesem Cafe-Hause war es auch, wo ich zum ersten Male in meinem Leben, in einem bedeckten Raume, in einem geselligen Vereine den Hut auf dem Kopfe behielt. In Hamburg war ich in keinem Cafe-Hause gewesen.

Sie können leicht denken, lieber Arnold, wie schwer es einem feinen Hannoveraner werden mußte, den Hut auf dem Kopfe zu behalten! Unwillkührlich zuckte mein Arm, durch Gewohnheit gehoben, beständig um denselben abzuziehen. Aber noch schwerer wurde es mir zu begreifen, daß die Leute den Hut auf dem Kopfe behielten in meiner Gegenwart — in der Gegenwart eines Abkömmlings eines deutschen Dynasten-Geschlechtes!

Die Mitglieder einer niedern Kaufmanns-Gilde, mit bedecktem Haupte, in Gegenwart eines Reichsbarons! (denn dafür hielt ich mich wenigstens).

Leider ist dieser Familien- und Adelstolz erblich in unserer Familie, und selbst die Klügsten unter uns

werden etwas rappelköppisch, wenn sie auf dieses Thema zu sprechen kommen!

Mit vieler Mühe hatten wir es kurz vor meiner Abreise erlangt, die Grafenkrone über unserm Wappen, und die Devise unter demselben: spectemur agendo! führen zu dürfen, um unsere Ansprüche auf vergangene Herrlichkeit beweisen zu können.

Was half mir aber hier meine Grafenkrone, da ich sie nicht auf dem Haupte trug, und Niemand Notiz von mir zu nehmen schien! — Um aber doch wenigstens meiner Devise Ehre zu machen, so schob ich meinen Hut, ganz à l'anglaise, tief in den Nacken und zeichnete mich jetzt dadurch vor den Uebrigen wenigstens aus, daß ich, gezwungen meinen Hut auf dem Kopfe beständig zu balanciren, den Kopf selbst immer von einer Seite zur andern wenden mußte, und durch diese Bewegungen wahrscheinlich eher das Ansehen eines betrunkenen Bauern, als dasjenige eines parfait gentleman, eines Freiherrn gewann!

Es ist unglaublich, lieber Arnold, wie weit die, durch Vorurtheil, Gewohnheit und Erziehung erzeugte, Lächerlichkeit der Menschen geht! Noch unglaublicher aber ist in uns das Nichtbemerken der eigenen Lächerlichkeit und das Lächerlichfinden fremdartiger Gebräuche, Sitten und Formen, nur weil sie nicht die Unsern sind.

Diese unglückselige Sucht mich auszeichnen zu wollen, hat mich, wie Sie es wissen, lieber Arnold, von Jugend auf besessen. Sie machte mich zum Incroyable. Sie machte mich zum Schriftsteller und wenn das Glück mir gewogen ist, zu einem beliebten Autor, dem Alles verziehen wird, was er Langweiliges und Lächerliches schreiben wird, weil es ihm angeboren ist, sich selbst

in diesen beiden Punkten, malgrè lui, auszeichnen zu müssen.

Erwarten Sie daher auch in diesen Briefen keine Reisebeschreibung, wie andere Leute sie schreiben würden. Merkwürdigkeiten, Städte, Verfassungen, Kirchen, Gemälde, Zucht- und Schulhäuser kommen für's Erste nicht in ihnen vor; wohl aber die geringfügigen Kleinigkeiten, welche mir der Mühe werth schienen, beobachtet und aufnotirt zu werden, und deren Erwähnung das Großartige der Beschreibung anderer Reisender nicht zuließ.

Ich nehme mir daher auch die Erlaubniß, anstatt Ihnen von den Merkwürdigkeiten und dem Entstehen Amsterdams zu erzählen, Sie mit der Art und Weise, wie ich Amsterdamer Cigarren rauchen sah, zu unterhalten. —

Alles, was neu, comfortable und originell ist, interessirt mich auf das Höchste, und hat mich immer interessirt; aus welchem Grunde ich schon einmal, als Knabe, durchaus eine Kuh in einen Taubenschlag sperren wollte, blos weil ich davon überzeugt war, daß sie nicht herausfliegen könne; — ein andermal bei Tage die Laden zumachen ließ, Lichter anzündete, und liegend zu essen begann, weil mir dieses comfortable erschien. Deshalb interessirte ich mich auch so sehr für das Cigarren-Rauchen der Amsterdamer, daß ich es Ihnen jetzt umständlich erzählen will.

Hopley und ich saßen eines Tages in unserm Hotel an table d'hôte. Nach vollendeter Mahlzeit wurde der Nachtisch aufgetragen; Mandeln, Rosinen, Nüsse, Käse, Butter, nebst Aepfeln und Birnen, erschienen, in ihrer Begleitung thönerne Pfeifen und ein messingenes Räucherfaß, mit glühenden Kohlen angefüllt.

Nachdem Mandeln servirt worden, Käse gegessen ꝛc.,

ergriff jeder der anwesenden Holländer eine der Pfeifen, zog eine Cigarren-Dose aus der Tasche, nahm eine Cigarre aus derselben und legte sie neben sich hin. Darauf wurde ein Apfel aus dem Fruchtkorbe genommen, nicht aber um gegessen zu werden, wie ich es mir vorstellte, nein, um aus demselben seine Cigarre zu rauchen! — Um dieses zu bewerkstelligen, brauchten die erfindungsreichen Amsterdamer folgendes Verfahren:

Sie schnitten von dem Apfel eine Scheibe, ungefähr 1 Zoll dick, ab, beschnitten dieselbe so lange, bis sie ganz genau in die Oeffnung des Pfeifenkopfes hineinpaßte und jedes Eindringen der Luft verwehrte; bohrten dann mit dem kleinen Finger ein Loch in die Mitte der Apfelscheibe, steckten in dieses die Cigarre, Apfelscheibe nebst Cigarre in die Oeffnung des Pfeifenkopfes, die Spitze der Pfeife in den Mund, zündeten die Cigarre an, und rauchten nun ganz gemächlich, aus einer thönernen Pfeife, die schönste Havannah-Cigarre!

Dieses mir ganz neue Cigarren-Instrument kam mir ziemlich komisch vor!

Indessen „da der Affe gar possirlich ist, wenn er vom Baume Aepfel frißt — possirlicher noch mir erschien, wenn er Cigarren aus Aepfeln raucht," so ließ ich mir auch eine solche Maschine machen, rauchte, und fand, daß mir niemals eine Cigarre besser geschmeckt habe! —

Ich kann Ihnen daher mit Recht und Selbstüberzeugung diese Art, Cigarren zu rauchen, anempfehlen, lieber Arnold, und ersuche Sie, diese Methode in unserm Vaterlande, wo man alles Neue liebt und gerne nachäfft, einzuführen. Ich sende Ihnen auch, als einen Beweis meiner Freundschaft, die Pfeife und die halbe Cigarre, aus welcher ich in Amsterdam rauchte, aber nur zur Hälfte beendete, weil ich überzeugt bin, daß dieselben

nicht aus deutschen Pfeifen und Aepfeln geraucht werden können.

Außer dieser, für alle deutschen Raucher so wichtigen, Mittheilung bemerke ich Ihnen noch aus Amsterdam, daß mir die holländische Sprache abscheulich vorkam, und daß dieselbe, selbst von den Lippen einiger schönen Holländerinnen gesprochen, deren Bekanntschaft ich machte, wie man auf Reisen Bekanntschaften zu machen pflegt, meinen, an hannoverschen Wohlklang gewöhnten, Ohren höchst widrig klang. Mir bleibt noch hinzuzufügen, daß ich nirgends in der Welt das weibliche Geschlecht mit solchen kolossalen natürlichen Reizen ausgestattet sah, als hier. —

Ich würde eine holländische gewöhnliche Schönheit als das personificirte Symbol der französischen Freiheit à la Barbier vorschlagen, wenn man dasselbe zu haben wünschte. Die nachfolgenden Verse dieses Dichters scheinen mir ganz auf die Holländerinnen zu passen:

„La liberté n'est pas une Comtesse
„Du noble faubourg St. Germain
„Une femme, qu'un cri fait tomber en faiblesse,
„Qui met du rouge et du carmin.
„C'est une orte femme à de puissantes mamelles."

u. s. w. — Ich, meiner Meinung, bin fest überzeugt, daß eine echte Holländerin selbst die Umarmung eines républicain farouche, avec des bras rouges de sang, ohne zu wanken, aushalten würde.

Dieses wäre ohngefähr so viel, wie ich es der Mühe werth halte, Ihnen über meinen Aufenthalt in Amsterdam zu sagen, wenn nicht ein Umstand dort eingetreten wäre, welcher einigen Einfluß auf meine Reisen und die Begebenheiten, welche ich Ihnen zu schildern habe, nach sich gezogen hätte, folglich mitgetheilt werden muß. —

Mein junger Reisegefährte, mit dem ich in einem Zimmer wohnte, und mit welchem ich die Reise nach Paris weiter fortzusetzen wünschte, da diese berühmte Stadt auch das Ziel seiner Reise war, um eine alte Großmutter dort zu besuchen, — war seit einigen Tagen sehr einsilbig und nachdenkend geworden, ohne daß es mir möglich geworden, den Grund dieser Verstimmung zu entdecken.

Durch eine unbedeutende Begebenheit wurde mir aber dieses Räthsel gelöst.

Wir hatten in Amsterdam einen Lohnbedienten angenommen, um uns von demselben in der Stadt herumführen zu lassen, die Häuser der verschiedenen Consuls finden zu können, auf daß unsere Pässe visirt würden.

Nun kann man ja unmöglich einen solchen gefälligen Mann den ganzen Tag mit sich herumschleppen — oder besser gesagt, hinter ihm her schleppen — ohne ihn für die gehabte Mühe zu bezahlen!

Hopley mußte natürlich sein Quantum dazu bezahlen, wie es zum Klappen kam; aber da erwies es sich, daß der arme Americaner sich in dem trostlosen Zustande befand, keinen Pfennig in der Tasche zu haben. Daher seine Melancholie!

Es ist nur zu wahr, daß der Gedanke, in einem fremden Lande zu sein, ohne einen Pfennig in der Tasche, einen Menschen leicht verstimmen kann, wenn er nicht das Glück hat, Freimaurer oder ein politischer Flüchtling zu sein, welche überall Unterstützung finden.

Leider ist ja das Metall der einzige Beweggrund, welcher uns die Consideration der Welt sichert, und mit Talenten und Kenntnissen reist man nicht so weit, wie mit einer vollen Börse.

Nichts in der Welt versetzt überhaupt in eine größere

Entmuthigung, als sans le sou zu seyn! Adieu Fröhlichkeit und guter Muth! Ein Mensch ohne Geld in einem fremden Lande ist schlechter daran, als der erbärmlichste Hund: denn von Knochen kann er sich nicht nähren, und andere Nahrungsmittel wirft man ihm nicht vor, wohl aber die unverschuldete Impertinenz, ohne Geld zu sein, wenn er keins hat.

Hierzu kommt noch der schreckliche Zustand, daß man niemals hungriger ist, als wenn man nichts zu essen erhalten kann; niemals müder ist, als wenn man kein Nachtlager bezahlen, und niemals lüsterner nach Genüssen ist, als wenn man sich dieselben nicht verschaffen kann!

Zu jener Zeit nun, als mein armer Hopley sich in dieser unangenehmen Lage befand, war ich noch nie ohne Geld oder ohne Credit gewesen, da meine gütigen Verwandten, meine Stellung in der Welt, als un enfant de famille, mich vor dieser Verlegenheit bisher geschützt hatten. Es kam mir daher ganz merkwürdig vor, als der Americaner mir sagte: „Je ne puis pas le payer — je n'ai plus d'argent!“

Unwillkührlich fühlte ich nach meiner Börse, welche sich aber noch ziemlich gefüllt erwies.

„So!“ dachte ich bei mir selbst; „das ist also der Grund deiner Verstimmung! Du hast kein Geld mehr, und am Ende soll ich wohl für dich bezahlen, guter Freund? Daher deine Liebe für den deutschen Baron! Aber hier verrechnest du dich gewaltig!“ Dieses denkend, ging ich in dem Zimmer, in welchem wir uns befanden, umher, während Hopley an einem Tische saß und aussah, wie ein Mensch, der etwas gesagt hat, wodurch er in der Consideration seiner christlichen Nebenmenschen ohne Zweifel sinken muß.

Nach einigen Augenblicken stand ich still und unter-

brach das Stillschweigen mit folgenden Worten: „Sie „haben also kein Geld mehr? Wie Teufel! ist das „möglich? Wie wollen Sie Ihre Rechnung bezahlen? „Sie kommen von Amerika, und haben kein Geld? „Glaubten Sie denn, man könne in Europa, besonders „in Holland, ohne Geld reisen? — Was wollen Sie „denn nun anfangen?“

„Je resterai ici!“ antwortete er mir, mit einem ganz merkwürdigen Ausdrucke, den ich für einen americanischen annahm, denn so „stupéfait,“ hatte ich noch niemals ein europäisches Menschenkind erblickt.

„Hier wollen Sie bleiben? Hier in Amsterdam, „wo jeder Tag uns einen Napoleon kostet! Wie ist „das möglich? — Aber Sie haben auch wiederum Recht. „Fortreisen können Sie ja auch nicht, denn der Wirth „wird Sie nicht reisen lassen, und ohne Geld kann „man überhaupt nicht reisen! Ich gestehe, daß es ein sehr „unangenehmer Zustand seyn muß, in welchem Sie sich „befinden, und daß derselbe mich selbst in große Ver„legenheit setzen würde. Aber einen Entschluß müssen „Sie fassen!“

„God damn!“ rief der Americaner aus; „I do not „know, what I shall do!“

„Gott verdamme mich!“ dachte ich bei mir selbst; der arme junge Mensch muß in einer fürchterlichen Lage sich befinden, da er anfängt, mit mir englisch zu sprechen! Oder will er mir vielleicht dadurch imponiren, weil er weiß, welch' großen Eindruck alles Englische auf mich macht? — z. B. das God save the King, wenn ich vor meiner Wache stand, mit dem Degen salutirte, die linke, offene, flache Hand an den Tschakko brachte, und, nachdem der erste Theil von der Regiments-Musik durch-

gespielt war, auf gut deutsch: „schultert's Gewehr!“ fortkommandirte.

Gemach, Herr Americaner! Vor einem Engländer habe ich freilich allen Respect, aber vor einem Americaner, der kein Geld in der Tasche hat, fürchte ich mich noch nicht; wenn gleich deine Landsleute die Engländer bei Plunkershill todtschlugen, und wie toll um den verfluchten Freiheitsbaum herum tanzten, wie Mahomet um seine Moschee! —

„Was gedenken Sie denn nun anzufangen?“ fuhr ich laut fort.

„Je resterai ici!“ antwortete er diesmal auf Französisch.

„Das können Sie ja nicht, mein Bester! Wie „wollen Sie hier in Amsterdam bleiben, ohne Geld „bleiben? Der Wirth behält Sie nicht: Sie haben „keinen Titel; Sie sind Monsieur Hopley tout court, „kein Mensch kennt Ihren Namen. Ja, hießen Sie „Hammerstein, das wäre ein Anderes! Jeder Holländer „kennt diesen Namen, durch den berühmten Ausfall, „den der General Hammerstein aus der Festung Menin „machte; oder von dem Busche, da ein General dieses „Namens bei Nimwegen fiel und in den Armen des „Herzogs von York das Glück hatte, seinen letzten Athem„zug von sich zu geben. Aber Monsieur Hopley, von „dem hörte man noch nichts! Sie dauern mich! Was wollen Sie anfangen?“

Der arme Americaner antwortete mir hierauf nichts, sondern schwieg ganz stille, was ich seiner großen Seelenangst zuschrieb.

Ich ging einige Male rasch durch die Stube, und der Gedanke, dem armen jungen Menschen helfen zu

wollen, bemächtigte sich meiner immer mehr, bis ich zuletzt vor ihm stille stand und sagte:

„Herr Hopley! Ich habe freilich noch nie eine so große Reise, wie die ist, welche wir zusammen machen, allein gemacht; ich weiß daher nicht, was uns noch Alles auf dieser Reise begegnen kann, und wie viel Geld ich selbst brauchen werde, da ich nur so viel mitgenommen habe, als man mir mitgegeben hat. Aber in einer Lage, wie die ist, in welcher Sie sich jetzt befinden, kann ich Sie nicht lassen; daher will ich Ihnen sechs Louisd'or geben. Es ist freilich viel Geld; aber bis Brüssel werden wir, denke ich, schon kommen; und da man dort französisch spricht, so wird man dort wohl wissen, daß mein Oncle unter Karl X. Minister war, und im schlimmsten Falle uns weiter helfen. — Hier ist das Geld! — Nun reisen wir aber auch morgen früh fort, lassen auch sogleich unsere Plätze auf der Diligence bestellen, damit wir unsern Plan nicht wieder ändern. In Paris geben Sie mir das Geld wieder. Und nun sein Sie guten Muthes und lassen Sie uns nach einem Cafehause gehen und ein Glas Punsch trinken!"

Der junge Americaner nahm das Geld und steckte es in die Tasche, ohne weiter zu danken, was ich eigentlich sehr unhöflich fand; denn es war doch ein Beweis von einer großen Gutmüthigkeit, oder vielmehr einer unerhörten Dummheit, von meiner Seite, einem wildfremden Menschen eine, wenigstens für mich, sehr bedeutende Summe ohne weitere Sicherheit vorzuschießen.

Wir befahlen jetzt unsere Plätze zu bestellen, dachten nicht weiter an Unannehmlichkeiten, und gingen, meinem Vorschlage gemäß, nach einem Cafehause, wo wir uns zusammen niederließen, und bei einigen Gläsern Punsch uns recht angenehm unterhielten.

Nachdem mehrere Gläser getrunken waren, brachte ich die Gesundheit Sr. Majestät von Großbritannien und Hannover aus. Der Americaner wollte nicht mit darauf anstoßen.

„Je ne bois pas à la santé des rois et des tyrans!“ sagte er, sein volles Glas auf den Tisch niedersetzend.

Ich sah ihn ganz erstaunt an. So lange ich zu denken vermochte, war mir noch kein Mensch vorgekommen, der es verweigert hätte, die Gesundheit meines Königs zu trinken! Selbst meine Mutter, die selten Wein trank, hatte stets auf die Gesundheit des Königs getrunken, sobald ich sie dazu aufforderte.

„Sie wollen nicht die Gesundheit meines Königs trinken!“ rief ich ziemlich entrüstet aus; „und warum „nicht, wenn ich fragen darf?“ fügte ich hinzu.

„Nous n'aimons pas les rois dans notre pays!“

„Was thut das zur Sache? Was hat Ihr Land mit „meinem Könige zu schaffen? Allons, stoßen Sie an!“

„Non, Monsieur, je ne bois jamais à la santé des „rois. Je suis républicain!“

„Da haben wir das Unglück!“ dachte ich bei mir selbst. „Er ist ein Republikaner, ein Burschenschafter, ein Brunnenvergifter, ein Teutone, ein Germane! — Ich hätte es dem Menschen an der Nase ansehen müssen, daß er ein Solcher wäre. Aber was ist nun zu thun? Er ist der erste Republikaner, den ich auf meiner Reise antreffe; und so will ich ihn denn einmal fragen, was ein Republikaner sei, um es doch zu wissen.

„Sagen Sie mir doch, lieber Hopley, was ver„stehen Sie denn darunter, ein Republikaner zu sein? „Ich möchte es gerne wissen; denn bei uns hat man „darüber gar verschiedene Ansichten; und da ich mich „wohl hütete, mit Einem bei uns zusammen zu kommen,

„so weiß ich noch bis auf diesen Augenblick nicht, was „denn so eigentlich ein Republikaner ist. Der Verrina „im Fiesko, das war einer, so viel ist gewiß."

„Un républicain? C'est un homme libre, qui veut l'égalité et la liberté, qui marche vers les progrès, dont le pays est libre, qui jouit des avantages d'une constitution, qui lui garantit ses libertés; un homme, qui aime sa patrie, les lumières, et qui a juré d'exterminer la race infernale des tyrans coalisés, des aristocrates, qui veulent supprimer le droit de l'homme; un homme fort enfin, qui sacrifie tout pour le bien, et le bienêtre de sa patrie. Mais à quoi bon vous le dire, monsieur! dans votre pays on ne connaît pas la liberté, vous n'avez pas même une juste idée d'une constitution, du moins, vous en avez une, n'est-ce pas, monsieur?"

Diese Frage setzte mich einigermaßen in Verlegenheit. Ich hatte nie über unsere Staats-Verfassung nachgedacht. Ich wußte nichts von Grundgesetz noch von Provinzial-Ständen. Es ging mir hierin eben so, wie den meisten meiner Landsleute, die es dadurch beweisen, wie sehr ihnen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, daß sie sich durchaus nicht um dasselbe bekümmern. — Von einer Stände-Versammlung hatte ich eine Ahnung, denn ich hatte zugesehen, wenn unser Vicekönig hinfuhr, um dieselbe zu eröffnen. Ueber diesen prachtvollen Aufzug vergaß ich aber ganz und gar die Stände-Versammlung selbst. Außerdem wußte ich, daß mein Vater einige Reden in derselben gehalten hatte, welche zu ihrer Zeit ziemlich viel Aufsehen gemacht hatten; das war aber auch Alles. Da ich jedoch dem Americaner keine Antwort schuldig bleiben wollte, so antwortete ich ihm:

„Herr Hopley, unter der Bedeutung, wie Sie

vielleicht das Wort Constitution nehmen, da Sie ein Republikaner sind, und die Freiheiten genießen, welche Ihnen die Constitution Ihres Landes, wie Sie sagen, gewährt, haben wir vielleicht keine Constitution bei uns. Wenigstens habe ich von den Avantagen, welche eine solche, wie Sie es sagen, Ihnen gewährt, bei uns noch nichts empfunden. — Wenn Sie aber unsere Stände-Versammlung dafür annehmen wollen (denn, ich glaube, dies ist der hannoversche Ausdruck für Constitution), so haben wir allerdings eine."

„Stände-Versammlung! Qui, j'en ai entendu parler. Vous avez de bons orateurs parmi vos députés, qui defendent énergiquement les droits du peuple. Les connaissez-vous, monsieur?"

„Ob ich die Redner kenne, lieber Hopley;" wie sollte das zugehen? Seit dem Austritte meines Vaters habe ich mich nie um unsere Stände-Versammlung bekümmert. Ich wollte überhaupt, daß er nie darin gewesen wäre, denn seine Reden haben ihm viele Feinde gemacht; ja man sagt sogar, daß es unserer Familie Schaden thun könne, wenn sie jetzt, nach seinem Tode, gedruckt würden. Was aber die übrigen Redner anbetrifft, so habe ich nie auf sie geachtet, eben so wenig, als auf die übrigen Mitglieder der Stände-Versammlung; denn bei unsern Hofbällen wurden sie ganz und gar durch unsere Garde-Husaren in Schatten gesetzt. Die Leute haben überhaupt immer von Sachen gesprochen, die mich nicht interessirten, weil ich sie nicht verstand. — Sie bringen unserm Lande nicht viel Segen und kosten dem Lande viel, wie ich es gehört habe. Was sollen Sie auch? Haben wir nicht unsern **König?** — Der weiß am besten, was für uns gut ist! — Sollte es ihm einmal einfallen, die Stände aufzulösen, so wäre es ganz recht, denn was Ge-

scheutes haben die guten Leute noch nicht hervorgebracht. — Sie würden es sich auch ruhig gefallen lassen, lieber Hopley; man ist sehr gehorsam bei uns!“ —

„Je vois bien, monsieur le baron, que vous êtes un digne hannovrien, et votre raisonnement m'amuse infiniment. Votre Roi a tort de vous laisser partir, car avec de tels principes, vous deviendrez un jour l'appui du trône.“

„Ja, gewiß! ich bin ein guter Hannoveraner, lieber Hopley! und liebe meinen König über Alles! Glauben Sie nur, daß es mir schwer wurde aus seinem Dienste zu gehen. Einen solchen König, wie Wilhelm den IV. giebt es nicht mehr, und nie, ach nie, werde ich ihn vergessen! Es lebe der König! Kommen Sie Hopley, Sie müssen mit auf seine Gesundheit anstoßen. Lassen Sie Ihre Republik und Ihre Constitution zum Teufel gehen, und stoßen Sie mit mir an! Haben wir doch vorher immer angestoßen, ehe wir wußten, daß Sie ein Republikaner, und ich ein guter Royalist, wäre! Wir sind und bleiben doch stets Reise-Gefährten und Menschen, die mit einander leben müssen, und sich gegenseitig gefällig sein. Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie mit mir die Gesundheit des Königs trinken! Er hat mir so viel Gutes gethan. Er hat sich wie ein Vater gegen mich benommen. Kommen Sie, stoßen Sie an!“

„Hé bien! parceque c'est vous, je trinque avec vous!“

Wir stießen an, daß die Gläser klirrten!

„Vive le Roi!“ rief ich: „dulce est et decorum pro rege mori!“

„Je crois que vous vous trompez, monsieur, Horace disait: „pro patria mori!“ bemerkte Hopley.

„Mag ſein, verſetzte ich, bei uns Hannoveranern heißt es aber, Gott! König! und dann erſt das Vaterland.“ — — — — — —

„Votre pays doit être le paradis des rois, si tout le monde y pense comme vous. Mais dites-moi, mon cher monsieur, l'amour extrême que vous portez à votre Roi, se rattache-t-il au Roi ou à la personne du Roi?“ —

„Ob ich den König oder ſeine Perſon liebe? Ich denke ſie ſind Eins“!!!

„C'est bien! je suppose que, le roi actuel vous a fait du bien, mais aimeriez-vous autant un roi, qui vous fit du mal?“ —

„Daran habe ich noch nicht gedacht, und hoffe, „daß ich nie daran zu denken brauche, Gott erhalte „den König!“ —

„Cependant ce cas pourrait arriver! Croyez vous pouvoir aimer sincèrement un roi, qui vous fait du mal? Il en a le pouvoir, il peut vous priver de votre liberté, vous condamner à mort, selon son bon plaisir, s'il ne respecte pas les lois. Je vous demande, si un roi se permettait de renverser l'ordre des choses dans votre pays, quel parti prendriez-vous, le parti du tyran, ou celui du peuple supprimé?“ —

„Das wird nicht geſchehen, aber wenn es der Fall ſein ſollte, nun gut, Herr Hopley, ich ſtürbe für den König!“ —

„En vérité, c'est trop fort!“ Malheureuse Allemagne! tes fers peseront encore long-tems sur toi! si parmi tes citoyens se trouvent encore de tels principes!

„Was schwatzen Sie da," fuhr ich fort, „von Deutschland und unsern Grundsätzen? Was geht es Sie an, wenn wir ruhig und glücklich und zufrieden unter dem Scepter unsers angestammten Fürsten leben? Beschäftigen Sie Sich mit Ihrem America, und lassen Sie uns in Ruhe! Nicht Alle Menschen haben dieselben Ansichten, wie Sie, und Ihre Republiken sind nicht glücklicher, als unsere Königreiche! Doch wollen wir jetzt aufhören über Politik zu sprechen. Ich liebe das Kannegießern gar nicht, das überlassen wir den Advocaten. Ein braver Soldat hat nur eine Ansicht und die ist: für seinen König zu sterben! — Es ist ohnehin zu spät, lassen Sie uns zu Bette gehen, weil wir morgen um sechs Uhr über Aachen nach Brüssel reisen sollen. Ein verdammter Umweg, wiederum die Schuld der Rebellen, der aufrührischen Belgier!" —

„Ou la faute du roi Guillaume!"

„Wir wollen uns nicht darüber streiten, wer von beiden Theilen Schuld ist, daß wir diesen Umweg nehmen müssen. Gewiß bleibt es aber, daß die Belgier Rebellen sind!"

Wir erhoben uns von unsern Sitzen und gingen zu Hause. —

So weit, lieber Arnold, in meinem dritten Briefe. Ich hoffe Sie werden mir die uninteressante Unterhaltung im Cafe-Hause zu Amsterdam verzeihen, welche von weiter keiner Bedeutung ist, als Sie und meine Leser über meine damaligen Ansichten etwas „au fait" zu setzen. Hinsichtlich des Königs Wilhelm, dessen Gemälde noch in meinem Zimmer hängt, habe ich dieselben gewiß nie geändert. Ich war ihm die größte Dankbarkeit schuldig, und gewiß ich bin ihm stets dank-

bar geblieben, ebenso wie unserm vortrefflichen Vicekönig.

Ueber meine jetzigen politischen Ansichten brauche ich Ihnen nichts zu sagen. Sie werden Ihnen in der Reihefolge dieser Briefe klar werden.

Leben Sie wohl für heute, und nehmen Sie diese Zeilen mit der Güte auf, welche Sie mir stets bewiesen haben, und um deren Fortdauer ich für mich, wie für meine Briefe, bitte. —

Vierter Brief.

Auf der Reise von Amsterdam nach Aachen fiel nicht viel Merkwürdiges vor. In einem kleinen holländischen Dörfchen trafen wir eine Abtheilung der holländischen Armee, welche dort grade ruhte. Der König von Holland fuhr in einer zweisitzigen, mit vier Pferden bespannten, Kutsche grade auch durch dieses Dorf, und wurde von den Truppen mit lebhaftem Beifallsrufen begrüßt. Sie können leicht denken, daß ich mein „Hurrah!“ mit rief.

Da an diesem Orte die Diligencen wechselten, so hatten wir Zeit genug uns den holländischen Officieren zu nähern, welche in demselben Wirthshause, vor welchem wir stille gehalten hatten, saßen und frühstückten. Sie waren sehr artig gegen uns, und Hopley war gezwungen, noch einmal auf die Gesundheit eines Königs anzustoßen.

Während wir mit den Officieren uns unterhielten, waren die Schirrmeister beschäftigt unsere Effecten von einer Diligence in die andere zu tragen. Wahrscheinlich muß der unsrige nicht sehr aufmerksam gewesen sein, denn nachdem wir uns von den heldenmüthigen Vertheidigern Antwerpen's getrennt, das coupé bestiegen hatten, lustig in der neuen Diligence nach Aachen fortrollten: so bemerkte ich, daß mir ein kleines Paquet abhanden gekommen, und in der alten Diligence zurückgeblieben sei. Es ist immer sehr unangenehm etwas zu verlieren, besonders durch eigene Unachtsamkeit! Wenn

nun dieses Paquet grade nichts von großer Bedeutung enthielt, so war in demselben doch mein Stammbaum nach Amsterdam zurückgefahren, in welchem es klar bewiesen war, daß ich der 105 Sprößling unsers uralten Geschlechts sei, welches so lange glorreich in Deutschland geblüht hatte, bis es jetzt beginnt mit mir zu verblühen! Mir war dieser Zufall sehr zuwider. Ich theilte daher meinen Kummer über diesen Verlust dem Americaner mit, der zu meinem großen Erstaunen es gar nicht begreifen konnte, welch einen Werth ich auf ein altes Stück Papier, mit den Namen meiner Vorfahren beschrieben, legen könne. Ich fand hierdurch eine passende Gelegenheit, demselben einen ausführlichen Begriff des Nutzens eines Stammbaumes zu geben, und ihm den ungeheuren Vortheil zu erklären, welcher einem Menschen dadurch entspränge, daß er das Alter seiner Familie bis in die fabelhafte Vorwelt nachweisen könne.

„Der Unterschied, lieber Hopley," so schloß ich meine, dem 19ten Jahrhundert so angemessene Abhandlung über den Nutzen der Stammbäume, „welcher zwischen mir, Ihnen und allen andern Roturiers liegt, besteht darin, daß Sie alle von dem Adam in der Bibel, ich aber von Hans Adam abstamme, welcher in dem oder dem Jahrhundert über den Rhein ging. Doch dieses können Sie wohl noch nicht so recht begreifen?

„Pas tout-à-fait!"

„Nun gut, so will ich Ihnen es deutlicher zu machen suchen. Der, welcher an den sogenannten Gallatagen bei uns an Hof gehen will, muß 16 Ahnen haben und nachweisen können. Dieses können wir nun, nämlich ich und meine ganze Familie, weil wir es in unserem Stammbaum beweisen können, daß wir

von Hans Adam abstammen, welcher bei Hofe gilt, anstatt daß der gewöhnliche Adam dort nichts gilt."

„Je crois qu'on est fou dans votre pays!" bemerkte Hopley.

„Dem sei, wie ihm wolle, Sie können es mir nicht abstreiten, daß dieses ein ungeheurer Vortheil ist, den wir vor den Uebrigen voraus haben. Ich kann Sie versichern, daß Diejenigen, welche nicht dieser Auszeichnung genießen, sich an diesen Gallatagen braun und blau ärgern."

„Ce sont de grosses bêtes!" meinte Hopley.

„Dem ist dennoch so. Ich kann Ihnen eine kleine Geschichte davon erzählen, wie viel Werth man auf diese Auszeichnung legt, und daß es selbst den vornehmsten Familien, welche nicht courfähig sind, äußerst schwierig gemacht wird, dieser Ehre theilhaftig zu werden.

Ein junger, vornehmer Mann hatte sich in ein schönes, reiches Mädchen verliebt, das aber bürgerlicher Herkunft war. Trotz dem heirathete er sie, aber sie konnte nicht mit ihm auf die Gallatage gehen, welches ihr natürlich, wie dem Manne und der ganzen Familie fürchterlich war. Es wurde daher Alles angewandt, um dieses zu bewirken, und da die Familie grade damals sehr viel bei Hofe galt, so schenkte ihr der König 16 Ahnen, und erhob auf diese Weise die seit Jahrhunderten im Grabe liegenden Vorfahren, väterlicher und mütterlicher Seite der schönen Bürgerlichen, in den Adelstand, worüber die alten, verfaulten Knochen sich wohl vor Freude im Grabe umgewandt haben mögen. „Was sagen Sie hierzu," lieber Hopley?

„Je dis qu'on a perdu l'esprit dans votre pays!"

„Nicht so völlig, wie Sie glauben," lieber Hopley.

Es muß ein Unterschied zwischen Menschen sein — und dieses Mal war es sehr richtig. Denn die Dame, von der ich Ihnen erzähle, war die beste und edelste Dame im Königreiche, und nach unserer gnädigen Herzogin auch die schönste. Es war daher ein großer Gewinn für die Gallatage!

Ein anderer Vortheil, welchen die Adligen in unserm Lande haben, ist, daß sie ihre Töchter in s. g. Stifter einschreiben lassen können, in welchen die adligen, unverheiratheten Fräulein eine jährliche Einnahme von 5—700 Thalern ziehen. Dies sind vortreffliche Versorgungs-Anstalten für unsere unverheiratheten Verwandtinnen und Niemand kann etwas gegen diese Einrichtungen einwenden, weil sie Stiftungen des Adels sind.

Wenn ein bedeutender Mann eine alte Cousine oder Tante hat, so wird sie zur Aebtissin eines Klosters gemacht; man verleiht ihr den Rang eines General-Majors, damit sie mit an der Tafel speisen kann. Ueberhaupt, lieber Hopley, haben wir bei uns, wie in den andern deutschen Staaten, noch sehr viele Vortheile, welche wir nur dem Adel und unserm Stammbaum verdanken.

„Et vous trouvez cela juste, monsieur le baron? „C'est une honte pour votre pays!!!“

„Ich verbitte mir alle Beleidigungen,“ Herr Hopley! „Jedes Land hat seine Sitten!

Ob ich es für recht oder unrecht halte, das ist eine Frage, über die ich nicht nachgedacht habe. Ich nehme die Sachen, wie sie sind, und bekümmere mich nicht woher sie kommen. Glauben Sie mir, das ist die beste Art, um zufrieden zu leben!“

„Je ne conçois pas, monsieur, comment vous avez

pu vous résoudre de quitter votre très-noble patrie, et d'avoir l'intention d'entrer au service de la France, de cette jeune France, qui grâce à Dieu, vient de livrer un combat à mort à vos belles prérogatives!"

„Es kommt mir, in der That, auch sonderbar vor. Wenn ich aber daran denke, daß ich nicht nach Frankreich gehe, um meine Meinung zu verfechten, sondern nur um mein Glück dort zu machen, so kann ich es recht gut begreifen. Es wird auch in Frankreich keine so große Verschiedenheit von unsern Sitten und Gebräuchen, wie Sie es glauben, herrschen. Ich habe dort einen Oheim, welcher Pair von Frankreich ist, und weil er Pair ist, so hat ihm der französische Kriegsminister die dritte Vacanze für mich versprochen, obgleich mehre polnische Capitaine um dieselbe nachsuchten. Wenn wir übrigens nach Frankreich kommen, so bitte ich Sie nicht von meinem Adel und von meinen royalistischen Gesinnungen zu sprechen." —

Vous êtes donc Carliste?

„Wenn Sie meinen, daß ich Charles X. für den rechtmäßigen König von Frankreich halte, nach dem salischen Erbfolgerechte, so bin ich dieses gewiß?" —

„Vous allez donc servir une cause, qui n'est pas juste, d'après vos principes, en servant Louis Philippe?" —

„Ich habe Ihnen schon vorher bemerkt, daß ich nicht nach Frankreich gehe, um meine Meinung zu verfechten. Was geht es mich an, wer König der Franzosen ist? Stände es mir frei zu wählen, so wüßte ich schon, was ich zu thun hätte! Aber in meiner Lage diente ich dem Teufel selber, wenn ich sonst keinen Dienst finden könnte! Ich werde aber meine Gefühle in meine Brust verschließen, wenn ich mich auch

noch so sehr über den gallischen Hahn und die Freiheitsbäume ärgern werde."

„Vous vous faites donc une bien grande idée d'un arbre de liberté? N'en avez-vous jamais vu dans votre pays?" —

„Gott sei Dank, nein! Ich denke mir aber, es ist eine Stange mit dem Hute darauf, ungefähr wie der, vor welchem Wilhelm Tell nicht den Hut abziehen wollte."

Nun mag es sein, wie es will, man muß bonne mine dazu machen, wenn man nur nicht vor ihm honneurs machen soll! —

„Ne craignez-rien," monsieur, „l'arbre de liberté n'est plus respecté! Adam nous a perdu par la pomme et Lafayette par la poire."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verging uns die Zeit ziemlich schnell. Es war ein Glück für uns, daß wir beide ziemlich kaltblütig waren, denn sonst hätte es noch ein Duell zwischen uns beiden abgeben können.

Hopley war zu sehr von seinen Freiheitsideen durchdrungen, ich zu sehr von meinen alten Vorurtheilen eingenommen; indessen waren wir beide sehr gutmüthig und so gelangten wir ohne uns in die Haare zu fallen nach Aachen, woselbst wir in einem guten Gasthofe abstiegen, und die Nacht zubringen mußten, weil erst am andern Tage nach unserer Ankunft eine Diligence nach Brüssel abgehen sollte. Es blieb uns jedoch in der alten Stadt Aachen noch so viel Zeit über, um einige Sehenswürdigkeiten derselben zu besehen. Da ich schon einmal in Aachen gewesen war, so brauchten wir hier keinen Lohnbedienten, und ich machte den Cicerone in höchsteigener Person.

Sie können leicht denken, lieber Arnold, daß das Wichtigste in Aachen für mich der Thron Carls des Großen war, welcher im Dome den Reisenden gezeigt wird. Bei der Besichtigung dieses Nachlasses des großen Kaisers ereignete sich aber ein Umstand, welchen ich Ihnen anführen will, da er den Unterschied, welcher in den Begriffen und Ansichten eines freien Americaners, und eines, an eine heilige Verehrung des Herkommens gewohnten Hannoveraners liegt, recht klar beweist.

Wiewohl ich den Thron Carls des Großen schon gesehen hatte, so näherte ich mich ihm dennoch mit der Ehrfurcht, welche allen jungen Deutschen vor den Manen des großen Mannes gemein ist, und betrachtete ihn mit einer großen Verehrung.

Der Americaner näherte sich demselben auch, schien sich aber wenig darum zu bekümmern, ob er Carl dem Großen gehört habe, oder nicht, indem er sich mit einem Male auf denselben setzte und lachend ausrief:

„Je suis parfaitement bien ici!“

Ich erröthete ob dieser Verwegenheit meines so wenig respectvollen Begleiters, zog ihn schnell von dem Throne, ja ich dethronisirte ihn fast mit Gewalt, und gab mir alle Mühe, ihn in den Augen einiger Fremden, die mit uns gekommen waren, dadurch zu entschuldigen, daß ich bemerkte: er sei ein Americaner und könne keinen Begriff von der Heiligkeit des Thrones Carls des Großen haben.

Innerlich wüthend über Hopley's Betragen, machte ich jedoch die Bemerkung, wie wunderbar es doch sei, daß zwei verschiedene Menschen so ganz entgegengesetzte Gefühle und Ansichten über einen und denselben Gegenstand hegen könnten, welches mir nur dadurch klar wurde, daß es mir einfiel, daß Alles darauf ankommt, wie, unter

welchen Voraussetzungen, Anmerkungen und Traditionen ein und derselbe Gegenstand dem Einen oder dem Andern von Jugend auf dargestellt worden ist!

Ich sah in dem Thron den Thron Carls des Großen, der Americaner einen Stuhl. Ich näherte mich demselben mit Ehrfurcht, weil mir Carl der Große, seine Thaten, seine Tugenden, seine kaiserliche Majestät, vorschwebten. Der Americaner, der nichts auf kaiserliche Majestät gab, ja vielleicht nur oberflächlich etwas von Carl dem Großen gehört hatte, nahm denselben für dasjenige, was er war, für einen ganz bequemen Stuhl, und setzte sich darauf, weil ein Stuhl zum Sitzen gemacht ist.

Man könnte von dieser geringen Begebenheit, lieber Arnold, auf wichtigere Gegenstände und Schlüsse gebracht werden, welchen ich mich jetzt aber nicht hinzugeben wünsche, da ich später eine passendere Gelegenheit dazu finden werde. Ich begnüge mich hier, Ihnen zu bemerken, daß dieser Umstand (durch Hopley's muthwilliges Betragen) mir zum ersten Male die Anschauung verlieh, daß einem Gegenstande durch die Verschiedenheit der Ansichten, Vorstellungen, Meinungen, auf der einen Seite Verehrung, auf der andern Seite Entweihung werden könne.

Nachdem wir den Dom verlassen hatten, überschüttete ich Hopley auf der Straße mit den bittersten Vorwürfen über sein unverzeihliches Betragen, worauf er mir aber kurz erwiederte:

„Votre Empereur n'étoit qu'un tyrann et son trône n'est q'une chaise!"

Ich entgegnete ihm hierauf: so lange wir auf deutschem Grund und Boden uns befinden würden, möge er so gut sein, die Sitten und Gebräuche, welche bei uns herrschten, zu beobachten.

Wir trennten uns, weil wir bemerkten, daß wir etwas giftig gegen einander wurden. Hopley ging nach dem Wirthshause zurück; ich aber, obgleich es schon spät war, nach dem Badehause, um in dem Bade der Kaiserin Josephine meinen Unwillen über Hopley's Betragen abzuspülen.

Während ich, von dem bläulichen, schwefligen Wasser umspielt, auf derselben marmornen Bank saß, auf welcher die liebenswürdige Josephine ihre kaiserlichen Formen erfrischt hatte, — verließ mich nach und nach der Unwille gegen meinen Americaner. Ich fing an einzusehen, daß es nicht seine Schuld, sondern die Schuld seiner Lehrer gewesen sei, welche ihm Carl den Großen nicht in seiner wahren Größe dargestellt hätten; begriff es auch, daß ein Thron gerade nichts sehr Heiliges in den Augen eines Americaners haben könne, weil sie ja selbst den engländischen Königsthron in ihrem Lande umgestürzt hatten, und beschloß, bei vielleicht vorkommenden Gelegenheiten, mich weder über Hopley's Ansichten noch sein Betragen zu ärgern, und ihn zu nehmen, wie er sey. Trotz dem blieb es mir unangenehm, daß er ein Republikaner war!

In meinem Bade blieb ich fünfundzwanzig Minuten sitzen, verließ nach dem Verlaufe dieser Zeit dasselbe, ließ mich von dem Badewärter abtrocknen, kleidete mich an, und begab mich von dort nach der sogenannten Redoute, welche nicht weit vom Badehause entfernt war, und deren hellerleuchtete Fenster aus dem Dunkel der Nacht wie ein Flammen-Meer auftauchten. Ich fand dort eine große Menge von Menschen, von denen die Meisten um einen grünen Tisch versammelt waren, wo geschäftige Banquiers mit stierem Blick die Roulette drehten, und ihr tonloses rouge! pair et passe! riefen.

Ich begnügte mich zuerst, den Ausdruck der verschiedenen Spieler zu beobachten, dann die in dem Scheine des Lüsters blinkenden Gold- und Silberrollen anzublicken, den verderblichen Tisch mit leisen Schritten zu umkreisen, mit der Hand an meine Westentasche zu greifen, einen Thaler herauszuziehen, denselben einige Zeit in der Hand zu halten — und endlich, mit einer Art von Ueberwindung, ihn auf den grünen Tisch zu werfen, wo er auf 29 rollte und liegen blieb. Der Banquier drehte; — die Kugel, deren Lauf ich mit großer Spannung verfolgte, sprang in der Roulette klappernd umher; der Banquier rief: Rien ne va plus! — und bald darauf: 29! noir, pair et passe! Ich hatte gewonnen. — Mit einem besondern Schamgefühle raffte ich mein Geld zusammen. Ermuthigt durch die erste Gunst der Fortuna spielte ich weiter, und gewann wieder. Als mein Gewinn auf ungefähr hundert Thaler gestiegen war, verließ ich den Tisch, weil es mir unangenehm war, von den Anwesenden angeblickt zu werden, und zog mich in die dicht neben dem Salon liegende Restauration zurück, wo ich mir zu essen und eine gute Bouteille Rüdesheimer Elfter geben ließ, zu meiner Freude einen alten Bekannten, mit dem ich in Göttingen studirt hatte, einen Ostfriesen, antraf, und, wie natürlich, einlud, mit an meinem Rüdesheimer Theil zu nehmen.

Die Ostfriesen mögen im Allgemeinen die Hannoveraner nicht; indessen ließ sich doch mein alter Bekannter, mit dem ich manche Commersche auf der Georgia Augusta abgemacht hatte, nicht durch seine National-Antipathie abhalten, ein Glas guten Rheinweins mit mir und die Gesundheit meines Königs zu trinken.

Rheinwein und Erinnerungen an das Studentenleben haben immer etwas Angenehmes an sich. Wir blieben

lange zusammen sitzen, uns unsere Burschen-Fahrten in das Gedächtniß zurückrufend, bis der Gedanke an meine morgende Weiterfahrt mich aufbrechen ließ. Ich kehrte nach dem Wirthshause zurück, wo ich Hopley schon schlafend fand, zählte mein gewonnenes Geld, bezahlte am andern Morgen unsere gemeinschaftliche Zeche, — aber hütete mich wohl, meinem Americaner zu sagen, daß ich gespielt und wie viel ich gewonnen hätte!

Ehe ich Sie nun ersuche, lieber Arnold, uns auf unserer Reise von Aachen nach Brüssel zu begleiten, so erlaube ich mir, Ihnen einige Worte über den Grund zu sagen, weshalb ich dem Americaner mein gehabtes Glück, die Quelle meiner neuen Opulenz und meiner guten Laune, verschwieg. Sie glauben vielleicht, daß ich gefürchtet hätte, von Hopley um eine neue Beisteuer gebeten zu werden? Nein, dieser Grund war es durchaus nicht; sondern nur die lächerliche Prätension, von meinem Reisegefährten für reicher, als ich es war, gehalten zu werden!

Es ist im Allgemeinen der Keim des Verderbens für viele Menschen: mehr scheinen zu wollen, als sie sind, mehr Aufwand machen zu wollen, als sie können! (woher auch wohl das deutsche Sprichwort: ein Schelm gibt mehr als er hat, herstammt!)

Durch diese verderbliche Sucht getrieben, lassen sie sich verleiten, zu unrechtlichen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen; von Anfang an innerlich davon überzeugt, ihre Scheinrolle nicht ohne eine günstige Wendung des Schicksals durchführen zu können, ist ihr ganzes Leben bis zu dem Augenblicke, wo die Umstände sie zwingen, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, — ein Bestreben, ihre Mitmenschen zu täuschen, — eine Lüge! Erst am Rande des Verderbens sehen sie die für sie so bittere

Wahrheit ein, daß Verstellungen, Verheimlichungen, Künste und Lügen nur dazu beitragen, die unterdrückte Wahrheit desto auffallender, wenn sie es durchaus nicht erwarten, an's Tageslicht zu fördern.

Mehr als Andere sind nun die jungen Leute dieser unseligen Sucht, mehr scheinen zu wollen, als sie sind, unterworfen, welche einen großen Namen führen, ohne die Mittel zu besitzen, denselben ihrem Range gemäß aufrecht zu erhalten, — deren Stellung in der Welt sie mit Ihresgleichen in Verbindung setzt, ohne ihnen die Möglichkeit darzubieten, wie Ihresgleichen auftreten zu können; — junge Leute, welche in der Erinnerung an den Glanz und die Reichthümer ihrer Vorfahren erzogen worden sind, und einen ewig nagenden Kummer in dem Gedanken an die verlornen Güter, Paläste, Kutschen, Pferde, Jagdhunde und Bediente ihrer Väter finden, und nur mit Neid auf die äußere Pracht der Familien blicken können, die entweder glücklich genug waren, ihr Vermögen zu conserviren, oder durch glückliche Zufälle in den Stand gesetzt wurden, es den alten Familien an äußerem Aufwande gleich zu thun, oder sie noch gar zu übertreffen.

Der Sprößling einer alten, reichen, zurückgekommenen vornehmen Familie kann diesen Anblick nicht ertragen, und, anstatt von dem mäßigen Einkommen, welches das wandelbare Glück ihm ließ, rechtschaffen zu leben, die Ehre seiner Familie durch ein tugendhaftes, eingezogenes Leben, trotz des Verlustes des äußeren Glanzes, in der allgemeinen Achtung, in den Augen der Welt, aufrecht zu erhalten, — sucht er es denen gleichzuthun an äußerer Pracht, die vermöge ihrer Geburt Seinesgleichen bleiben, aber vermöge ihrer Glücksgüter über ihm stehen.

Zur Befriedigung dieses thörigten Ehrgeizes muß er

seine Zuflucht zu Mitteln nehmen, welche in ihm den Menschen erniedrigen, — sich zu Spielhäusern, auf die momentane Gunst des unbeständigsten der Weiber sich verlassend, wenden; oder zu den christlichen oder jüdischen Wucherern, welchen er zugleich mit seiner Ehre das innere Mark seiner bürgerlichen Existenz verschreibt oder verkauft, seine Zuflucht nehmen! —

Aus diesen angeführten Gründen entstand nun auch in mir die lächerliche Idee, von dem Americaner für reicher gehalten werden zu wollen, als ich war. — Ich hatte ihm viel von meiner Familie, von meinem Stammbaum erzählt; es konnte mir daher nichts Erwünschteres in jenem Augenblicke begegnen, als durch ein glänzendes Auftreten ihm den Sprößling einer erlauchten Familie reich, großmüthig, freigebig zu zeigen.

Um also in den Augen eines wildfremden, unbedeutenden Kaufmanns-Sohnes für einen reichen Baron zu gelten, verschwieg ich ihm die Quelle meines Reichthums, den ich dazu anwandte, uns alle möglichen Genüsse, deren man auf Reisen genug antrifft, zu verschaffen, und verschwendete so auf eine lächerliche Weise eine Summe Geldes, welche ich zu den nützlichsten Zwecken hätte anwenden sollen, um durch diese Anwendung die unrechtmäßige Art, wie ich dieselbe erworben hatte, wieder gut zu machen.

Freilich wußte ich sehr gut, daß meine glänzende Rolle nur so lange anhalten könne, als meine hundert Thaler dauern würden; tröstete mich aber mit dem Gedanken, in Paris Hopley bald aus den Augen zu verlieren, und so in seinem Gedächtnisse als der reiche vornehme Baron fortzuleben. —

Gewiß werden Sie, lieber Arnold, mir diese Abschweifung von der Beschreibung meiner Reise von Aachen

nach Brüssel verzeihen, wenn Sie bedenken wollen, daß es meine Pflicht ist, Sie mit meinem Character bekannt zu machen, und der wahre Character eines Menschen sehr häufig am deutlichsten durch Kleinigkeiten an den Tag gelegt wird.

Ich kehre jetzt zu Hopley und mir selbst zurück, die wir in der besten Laune und Einigkeit den Weg von Aachen nach Brüssel zurücklegten, und uns, nebst einem Juden und seiner Frau, in dem Innern der Diligence befanden.

Die erwähnte Jüdin gehörte zu den gebildeten Jüdinnen, welche in ihrer Art zu sein immer etwas Uebertriebenes haben, und so viel als möglich ihre Bildung zur Schau tragen mögen. — Unsere Unterhaltung roulirte daher über deutsche Literatur, Sänger und Sängerinnen, Theater und Kunstreiter!

Der innere Raum der Diligence ertönte nun von den Namen Goethe's, Schiller's, Heine's, Mlle. Stenz, Heinefetter, Katzianer's, Mlle. Grue, Alexander Guerra's und Calpestri's! Der Jude fing an, uns Einiges aus Göthe's Faust vorzudeclamiren, und ich recitirte aus Wilhelm Tell: „durch diese hohle Gasse muß er kommen, es führt kein anderer Weg nach Küßnacht!“ denn dieser Monolog war jedem hannoverschen Officiere unvergeßlich, weil Wilhelm Tell die Rolle war, in welcher der sonst nirgends bekannte Katzianer in Hannover Furore machte.

Ich erzählte ferner einen Spaß, welchen eine junge Dame mit dem schönen Katzianer in dem D....schen Garten, welcher jedem meiner Landsleute eben so gut, wie die selige Ministerin von der D., bekannt ist, sich erlaubt hatte, um die Eitelkeit dieses, von allen jungen Damen der Hauptstadt geliebten, Mannes empfindlich

zu kränken. Katzianer ging, wie man wußte, oft in den schönen Gängen des D—schen Gartens spazieren, und recitirte seine Rollen. Eines Tages fällt sein schönes blaues Auge auf eine Linde, in deren Rinde die Worte: „Katzianer, ich liebe dich!“ eingeschnitten waren. Der berühmte hannoversche Talma steht stille — schreibt unter diese Worte: „Schönes Mädchen, nenne dich!“ — geht fort — kömmt am andern Tage wieder — und siehe da! welch ein sentimentaler Name steht als Antwort unter den beiden Versen: „Appeltrine!“ — Das war zu viel für den gekränkten Mann. Er ging nie wieder in den D—schen Garten!

Die beiden Verse stehen aber noch in der Linde, und beweisen, wie witzig meine schönen Landsmänninnen zu persifliren wissen. —

Möchte Ihnen, lieber Arnold, diese niedliche Anecdote eben so gut, wie meiner Jüdin, gefallen, die den Namen Appeltrine höchst romantisch fand, und mir, en revanche, einige Liebesgeschichten des damals in Frankfurt a. M. berühmten Tenors Nieser mittheilte, der immer stärker, seine Frau aber aus Eifersucht immer magerer werden sollte. —

Kurzum, so abgeschmackt unsere Unterhaltung auch war, wir amüsirten uns vortrefflich dabei; wurden aber, ungefähr zwei Stationen von Brüssel, durch die Erscheinung eines jungen Mannes, welcher an die Diligence kam, und den Conducteur bat, ihn mitzunehmen, in derselben unterbrochen.

Dieser junge Mann trug nur einen Stiefel, und sein rechter Fuß war durch einen Schuh bedeckt und mit mehreren Tüchern umwunden, woraus hervorzugehen schien, daß er sich denselben beschädigt habe. Ich freute mich sehr über die Menschenfreundlichkeit des Conducteurs, als

er die Diligence still halten ließ und dem Fremden die Thüre zu unserer Abtheilung derselben öffnete.

Der Fremde, welcher sehr gut und nett gekleidet war, seßte sich mir und Hopley gegenüber, und begann (nachdem die Diligence sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, und wir demselben so viel Platz, als möglich, gemacht hatten, um den wehen Fuß recht bequem von sich strecken zu können,) eine Unterredung in dem feinsten französischen Accente, über die Schönheiten der Gegend, durch welche wir fuhren; wandte aber bald die Unterhaltung auf die politischen Angelegenheiten und Verhältnisse Belgien's, und schien uns in diese Conversation verwickeln zu wollen.

Ich weiß nicht warum, aber das Wesen des Fremden, seine großen, funkelnden Augen, seine Lebendigkeit, hatten etwas Unangenehmes für mich.

Erlauben Sie mir hier, lieber Arnold, eine Frage an Sie zu richten. Sollte das Gefühl des Befangenseins, wenn ich es so nennen darf, in der Gegenwart eines uns wildfremden Menschen nicht ein Fingerzeig der Vorsehung sein, daß aus der Bekanntschaft, aus der Gemeinschaft mit diesem Menschen uns in der Zukunft ein Unheil entstehen könne? — Sollte nicht dieses Gefühl, welches uns die Gegenwart eines unserer Mitmenschen, ohne daß wir uns den Grund deßhalb anzugeben wissen, unerträglich, ängstlich macht, nicht dasselbe Gefühl sein, welches als schützender Instinct die Thiere vor jenen Thieren, welche ihnen Gefahr bringen, warnt — welches dem Hühnchen den Sperber, dem Lamme den Wolf, ohne ihn jemals gesehen zu haben, erkennen läßt?

Sollte nicht die Unterdrückung dieses Gefühls, welches eine schützende Vorsehung uns gab, grade die Quelle der vielen Unglücksfälle sein, die uns aus der

Bekanntschaft mit jenen Menschen erwachsen, welche in dem ersten Augenblick unsrer Bekanntschaft mit ihnen, uns eine gewisse Antipathie, wie wir es nennen, einflösten?

Weil wir diesen Fingerzeig der warnenden Vorsehung verachten — durch Manieren, Geist und Bildung den zuerst gemachten Eindruck verdrängen lassen, und uns an dasjenige gewöhnen, welches uns und unserem natürlichen Gefühle, bei'm ersten Erblicken widrig erschien! Ich sehe wenigstens nicht ein, warum Einer unserer Mitbrüder uns widriger sein sollte, als der Andere, wenn nicht etwas in seinem Blicke, in seinem Wesen versteckt läge, welches uns gefährlich für uns selbst erschiene.

Aber mit der uns gewöhnlichen Sorglosigkeit, mit welcher wir uns blindslings in alle mögliche Gefahren stürzen — erklären wir dieses Vorgefühl durch ein fremdes Wort, und sagen: ich habe nun einmal eine Antipathie gegen den Menschen! Warum? — Das weiß ich nicht! —

Aus den Erfahrungen, welche ich zu meinem eignen Schaden im Leben gemacht habe, weiß ich, daß aus der nähern Bekanntschaft mit einem Menschen, gegen welchen ich eine „Antipathie" hatte, mir nur Unheil entsprungen ist.

Warum sollten wir auch nicht mit diesem schützenden Gefühle, ebenso gut, wie die Thiere begabt sein? uns retten zu können vor den Angriffen schändlicher Bösewichter, welche unsere Jugend und Unerfahrenheit zu unserm Verderben zu benutzen gesonnen sind?

Aber wir sind zu klug, zu stolz, zu übermüthig, wir besitzen zu viel Selbst-Vertrauen! Kein Wunder also, wenn die Thiere klüger sind, als die Herrn der

Schöpfung! Theilen Sie nicht meine Meinung, lieber Arnold? — Doch ich fahre fort. —

Der Fremde nun, welcher einen Schuh und einen Stiefel anhatte, und in die Diligence gestiegen war, erregte, wie gesagt, ein ängstliches Gefühl in mir. Ich hielt ihn, ohne zu wissen warum, für einen Spion der belgischen Regierung. —

Ich nahm mir vor, recht vorsichtig in meinen Aeußerungen zu sein, welches aber, bei dem vielen Fragen des Fremden, eine schwierige Aufgabe war. „Wie „viel glücklicher," dachte ich bei mir, „ist in diesem Au„genblick mein Freund Hopley! — Er hat nichts zu „befürchten, denn er ist ein Republikaner, und kann „nichts sagen, was ihm hier, in dem Lande der Frei„heitsbäume, gefährlich werden könnte! Anstatt, daß „ich, der ich ein heimlicher Royalist bin, jedes meiner „Worte erst abwägen muß, bevor ich den Mund öffne, „seitdem wir aus dem alten, guten Deutschlande sind."

„Voilà Mrs." — unterbrach der Fremde, meine Gedanken. — „Voici le château de Laeken!" „La residence du Roi Léopold!"

Wir guckten alle aus dem Wagenfenster. —

„Kennen Sie den König?" fragte ich den Fremden, da eine innere Sucht mich antrieb, es von mir zu geben, daß ich den Prinzen Leopold vor einigen Jahren in Wiesbaden gesehen hätte!

„Si je le connais!" rief der Fremde aus. Bog sich aber gleich zu mir, und flüsterte mir in's Ohr. „Le „roi Léopold, ne vaut pas le roi Guillaume, entendez„vous?"

Diese Bemerkung erschreckte mich sehr. Denn nun glaubte ich der Fremde sei ein holländisch-oranisch Gesinnter, ein heimlicher Anhänger des Königs Wilhelm.

Diese Vertraulichkeit mit mir ängstigte mich sehr, denn der Jude und die Jüdinn hatten es ja bemerkt, daß er leise zu mir gesprochen hatte: Meine Angst vor der Brüsseler Polizei war ohnehin groß genug, denn ich hatte aus den Zeitungen gelesen, daß sie sehr strenge sein sollte, und selbst Unschuldige verhaften ließe, welche sich in der Gesellschaft eines Verdächtigen befänden, und ich kam nun gar aus Holland!

„Der König Leopold!“ rief ich ziemlich laut aus, „ist ein schöner Mann! — Viel schöner, als der König von Holland, und der Prinz von Oranien! Ich kenne ihn persönlich, denn ich habe ihn in Person in Wiesbaden, im Kursaale gesehen!

Der Fremde ließ mich darauf etwas in Ruh, beobachtete aber Hopley und mich scharf genug. Endlich legte er uns die Frage vor, ob wir etwa gesonnen wären, Dienste in Belgien zu nehmen.

„Je suis marchand!“ antwortete Hopley auf diese Frage. Ich antwortete nichts, weil ich nicht Lust hatte, als Militär, die Aufmerksamkeit des Fremden auf mich noch zu vermehren.

Nach einiger Zeit brachte der Fremde die Rede auf unsere Pässe; indem er bemerkte, daß man in Brüssel sehr strenge auf die Richtigkeit derselben halte, und vor kurzem einige Reisende verhaftet habe, die sich nicht genugsam zu legitimiren vermogt hätten.

„Pour moi,“ flüsterte er mir leise zu, „je n'en ai pas, mais je connais mes officier!“

Diese neue confidence brachte mich auf's neue in Verlegenheit. Um den Fremden aber davon zu überzeugen, daß meine Papiere in Richtigkeit wären, zog ich meine Brieftasche hervor, nahm meinen Paß heraus, und zeigte ihm denselben. Er betrachtete ihn mit großer Auf-

merksamkeit, besichtigte alle Visas, und gab ihn mir darauf wieder zurück.

Hopley, welcher bis jetzt schweigend da gesessen hatte, zog nun auch seinen Paß hervor, reichte ihn dem Fremden mit den Worten:

„Regardez-moi un peu la différence, monsieur, qui se trouve entre ce papier et celui du passe-port de monsieur le baron, mais aussi c'est un passe-port Américain.“

Der Unterschied zwischen dem Papiere der beiden Pässe war auch wirklich bedeutend genug. Mein Paß war ein königlich dänischer Paß, ausgestellt vom Oberpräsidium in Altona, und ebenso einfach, aber dauernd und tüchtig, als der Oberpräsident selbst; der des Americaners war aber von dem schönsten Velin-Papiere.

„Mrs.,“ rief der Fremde, dem Americaner seinen Paß zurückgebend. „Avec vos papiers vous pouvez al-„ler jusqu'au bout du monde!“

Nachdem er sich von der Richtigkeit unsrer Pässe überzeugt hatte, wurde er weniger redselig, und unsere Fahrt bis Brüssel bot auch weiter nichts Interessantes dar. Am Thore wurden uns unsere Pässe zwar abgefordert, aber man gab sie uns sogleich wieder. Der Fremde wurde seines Passes wegen nicht befragt, und verließ uns, ohne uns Lebewohl zu sagen. Ich verfolgte ihn trotz dieser Unhöflichkeit mit meinem Blicke, und es schien mir, als ob sein schlimmer Fuß ihn nicht mehr am Gehen hindere, denn er verschwand schnell in einer Seiten-Straße.

Wahrscheinlich war meine Ahnung, er sei ein Spion der belgischen Regierung, nicht ganz ungegründet gewesen. — Nur unsere politische Unbedeutenheit zog uns seine so baldige Entfernung zu.

In Brüssel fanden wir eine Diligence, welche in einigen Stunden nach Paris abging. — Da Hopley es wünschte, so schnell als möglich nach dem Orte seiner Bestimmung zu gelangen, so nahmen wir unsere Plätze, und von dem Juden und der gebildeten Jüdinn Abschied.

Die wenige Zeit, welche zwischen unserer Ankunft und Abreise in Brüssel lag, wurde von uns angewandt, die Hauptstraßen und Plätze dieser schönen Stadt zu besehen.

Mich interessirten am Meisten die Merkmale der Kugeln in den Mauern der Häuser. Die Spuren der vor Kurzem stattgehabten unruhigen Auftritte daselbst.

Zu der bestimmten Zeit fanden wir uns im Posthause ein, bestiegen die Diligence und fuhren nach Paris. — Ueber diese Fahrt in meinem nächsten Briefe.

Fünfter Brief.

Die Strecke zwischen Brüssel und Paris legt man jetzt in sechs und dreißig Stunden zurück, lieber Arnold, und bezahlt dafür vier und zwanzig Franken!

Es ist unglaublich wie geringe der Preis des Fahrens durch die Concurrenz der verschiedenen Entrepriſen geworden ist, wenn es so fort geht, so wird man bald nur in Deutschland Fußgänger antreffen! Wie sehr wird die Leichtigkeit des Reisens durch diese geringen Summen in Belgien und Frankreich gefördert, und wie sehr sticht sie gegen die enormen Summen ab, welche man in Deutschland, wo alle Diligencen und Eilwagen königlich oder herrschaftlich sind, bezahlen muß, um von einem Orte zum andern transportirt zu werden!

Es ist aber auch in jenen Ländern ganz anders, als bei uns! Selbst das Peitschen und Pfeifen der Postillione hat einen ganz andern Ausdruck als bei uns! Derselbe Laut, welcher bei uns die Pferde zum halten bringt, spornt sie in Frankreich an, schneller zu laufen.

Wenn man die französische Gränze passirt ist, lebt, webt Alles um Einem herum! Die Landstraße ist lebendig! Bei uns herrscht auf ihr die absolute Ruhe! Dort fährt Alles — bei uns wenige Extra-Posten, mit Livreebedienten auf den Böcken! Besonders sonderbar kommt es Einem vor, wenn des Nachts die Menge von Diligencen, mit ihren angezündeten Laternen, wie große Nachtvögel mit glühenden Augen, einem vorbeifliegen!

Ich weiß nicht woher es kommt, — ob es in der Luft liegt, — aber in Frankreich wird man mit lebendig! Dort giebt es keine gleichgültige Menschen. Jeder ist beschäftigt, interessirt sich, schreit, lärmt und spektakelt! Wir Deutschen passen dort nicht hin mit unsrem Phlegma!

In unserer Diligence ging es auch recht lustig zu. In jedem kleinen Dorfe nahmen wir neue Reisende mit, an jeder folgenden Station setzten wir sie wieder ab. Da hörten wir immer etwas Neues — Republikaner, Royalisten, Saint-Simonisten, alte Militärs, wechselten mit einander ab, und Jeder benutzte die kurze Zeit, um uns seine Meinung auf das Vortheilhafteste darzustellen. Bei Manchen war die Phantasie so lebendig, daß Napoleon noch für sie lebendig war. In den Stationen, wo die Diligence anhielt, um Pferde zu wechseln, lieferten sich die Cafetieren blutige Kämpfe, um uns ihren Cafe au lait et de petits pains zu verkaufen!

Aus allen Tabacks-Bureaus, den Häusern der Mairie und den Wirthshäusern flatterten dreifarbige Fahnen! An allen Eckhäusern waren hundert Inschriften und Placate angeklebt, oder mit schwarzen oder rothen großen Lettern geschrieben! Wir waren keinen Augenblick müssig, unserm Auge boten sich stets wechselnde Gegenstände dar.

Ich darf aber über diese Erinnerungen an das lebendige Frankreich nicht einen Umstand vergessen, welcher sich in Valenciennes ereignete. Dort hatten auch während der Occupation die hannoverian people men gelegen, wie wir unsere brave Landwehr nannten; schon dieses war ein wichtiger Umstand für mich. Wenn die alten hannoverschen Soldaten von ihrem Kriegerleben erzählen, so vergessen sie nie Villahermosa, Valenschienne, dicht bei Lütjen Ypern, zu nennen.

Die alten hannoverschen Soldaten sind die tapfersten Soldaten auf der Welt gewesen, aber auf die Geographie verstehen sie sich nicht viel. Da kommt es ihnen nicht darauf an.

Jedermann weiß es, lieber Arnold, wie tapfer sich die Englisch-deutsche Legion geschlagen hat! Die hannoversche Landwehr trug sonst militärische Abzeichen, mit den Anfangsbuchstaben K. H. L.: königlich-hannoversche Landwehr. Ein junger Adliger, welcher nicht wußte, was dieses zu bedeuten habe, oder sich über die einfache Uniform eines alten gedienten Landwehr-Officiers lustig machen wollte, und in dem Rufe stand, einmal dem Feinde den Rücken gewandt zu haben, erhielt von dem alten Ehrenmanne die ihn beschämende Antwort auf die Frage: „Was bedeuten denn die drei Buchstaben?“ — „Kein Hannoveraner läuft weg!!“ —

Verzeihen Sie es einem ehemaligen Soldaten, wenn er gerne einige Augenblicke bei der Erinnerung an die tapfere hannoversche Armee verweilt. Gewiß ist es, daß ich nie eine größere Ordnung und Pünktlichkeit, und einen so guten Geist unter dem Militär angetroffen habe, als in dem Hannoverschen. —

Doch zur Sache!

In Valenciennes wurden sämmtlichen Reisenden die Pässe abgefordert. Während der Zeit, daß wir ein Frühstück einnahmen, wurden sie auf das Polizei-Bureau gebracht. Kurze Zeit nachher überreichten die Gensd'armen jedem der Reisenden den Seinigen, nur der Meinige kam nicht mit zurück. — Erstaunt und aufgebracht, fragte ich nach der Ursache. Der Gensd'arme erklärte mir, daß man mich für einen Polen halte; und da für diesen Augenblick allen Polen, l'entrée en France, ver-

sagt sei, so könne man mir meinen Paß zur weitern Reise nicht verabfolgen lassen.

So angenehm es mir in jedem andern Moment gewesen wäre, für einen Polen oder Russen, und nicht für einen Deutschen, gehalten zu werden, mißfiel es mir doch dieses Mal auf das Höchste.

Ich verlangte sogleich auf das Polizei-Bureau gebracht zu werden, um dieses Mißverständniß aufzuklären. Meinem Verlangen wurde Folge geleistet. Dort angekommen wandte ich mich an den Polizei-Commissair, und fragte ihn um den Grund seines Verfahrens. Er gab mir dieselbe Antwort, welche ich von dem Gensd'armen erhalten hatte. —

„Mais, monsieur, rief ich aus, vous vous trompez! Je n'ai jamais été Polonais! Je suis Allemand et fier de l'être! Vous n'avez que de lire mon passeport!"

„Nous ne savons pas l'Allemand," versetzte er.

„Ce n'est pas ma faute," entgegnete ich, „mais régardez un peu," fügte ich hinzu, meinen Paß ergreifend, welcher auf dem Tische lag, „régardez-moi un peu, ne lisez vous pas le Baron de Hammerstein — Altona — signé Blücher!"

Dieses schien dem Polizei-Commissair noch nicht genug zu sein, obgleich ich bemerkte, daß er bei der Nennung des Namens Blücher aufmerksamer wurde.

„C'est bien, monsieur, mais votre signalement ne se trouve pas dans votre passe-port."

Ich bedeutete ihm nun, daß man bei uns das Signalement vornehmer Leute nicht in den Paß setze; daß der meinige übrigens ganz in Richtigkeit sei, und daß ich nach Paris reise, zu dem Grafen Portalis, meinem Oncle, der genügende Auskunft über mich zu

geben im Stande sei, daß mein Platz in der Diligence bezahlt und daß ich nicht gewohnt wäre, auf eine solche Weise aufgehalten zu werden.

Die Nennung des Namens meines Oheims brachte die gewünschte Wirkung hervor. Man fertigte mir einen Paß pour l'intérieur aus, behielt den meinigen zurück und bedeutete mir, daß ich ihn in Paris gegen den alten umzutauschen habe. Vorher aber wurde ich ganz genau signalisirt, und mein Signalement in meinen Paß eingetragen. Da es Sie vielleicht amüsiren könnte, lieber Arnold, zu wissen, wie ich damals ganz genau beschaffen war, und es vielleicht einem meiner Leser Vergnügen machen könnte, den Verfasser dieser Briefe auf den ersten Blick erkennen zu können, so füge ich mein Signalement hier bei, wie es in Valenciennes in meinen Paß eingetragen wurde. Hammerstein — (Eugène Baron de) âgé de 29 ans — profession ancien officier — natif de Rondeshague, dept. de Dannemarc — cheveux et sourcils châtains — yeux bleus — bouche petite — menton rond — nez ordinaire — teint coloré — taille 5 pieds 75 millim. — moustaches blondes.

So vollkommen signalisirt, den Paß in der Tasche, rannte ich schnell nach dem Posthofe. Sämmtliche Reisende saßen schon in dem Wagen. Ich sprang hinein, und im raschen Trabe ging es dahin.

Verdrießlich über die gehabte Verzögerung lehnte ich meinen Kopf an das Polster, welches in der Ecke der Wagen-Wand angebracht war; machte die Augen zu und that, als ob ich schliefe, um mich meinen Betrachtungen ungestörter hingeben zu können, weil ich es mir erklären wollte, warum man mich für einen Polen gehalten habe, welches mir sehr ungenehm war, da ich die Polen nicht liebte, weil sie Rebellen waren!

In meinem Gesichte konnte dieser polnische Ausdruck unmöglich gelegen haben, denn, wenn der Adel der innern rechtmäßigen Gesinnung sich auf einem Gesichte auszusprechen vermöchte, so müßte dieses ja bei mir der Fall gewesen sein, da ich ganz und gar von derselben durchdrungen war. Es war daher nicht gut möglich, meinem Gesichte den Ausdruck zu verleihen, welchen man bei uns durch den Ausruf: „Das ist ein altes Rebeller-Gesicht!“ bezeichnet.

Sollten Sie, lieber Arnold, diesen Ausdruck nicht verstehen, so will ich Ihnen denselben mit ein Paar Worten andeuten.

Es giebt nämlich bei uns einige wenige Männer, welche mit sich und dem Besten des Vaterlandes in gewissen Punkten im Reinen sind; mit Vernunft, Ruhe und Mäßigkeit die Rechte des Volkes durch die Constitution aufrecht zu erhalten, und gegen gewaltsame Eingriffe zu schützen versuchen. Den Ausdruck nun, welcher in den Gesichtern dieser Männer liegt, verstehen wir darunter, wenn man sagt: „Das ist ein altes Rebeller-Gesicht.“ —

Wir haben überhaupt einen sonderbaren Begriff von Rebellen-Gesichtern und Rebellion bei uns.

Wenn mehre Unzufriedene (denn deren giebt es leider! mehr, als Sieben bei uns) in einem Haufen beisammen stehen, und sich lebhaft miteinander unterhalten — ein vernünftiger, ruhiger Bürger vorbeigeht, — sie mit den Worten anredet: „Kinders wat maakt ji denn hier?“ so antworten sie ihm: „wi rebellt hier än bätgen?“ — Das klingt nun freilich sehr schlimm; wenn aber der Andere sie ermahnt: „dat laht man bliben, Kinders, dat helpt doch to nix“; so geht Jeder zu

Hause und erzählt den Seinigen, er habe „in bätgen rebellert.“ —

Da ich nun in meinem Gesichte durchaus Nichts finden konnte, was mir das Ansehen eines Rebellen oder eines Polen hätte geben können; so passirte ich meine Kleidung die Revue, und fand hier denn auch wirklich einige Gründe zu der Vermuthung, ich sei ein Pole, ein politischer polnischer Flüchtling.

Ich trug nämlich einen alten hannoverschen Uniforms-Oberrock, mit zwei Reihen tuchener Knöpfe und Kragen, wie die Aufschläge desselben mit schwarzem Sammet besetzt. Das Einzige, welches noch an seine frühere militärische Glanz-Periode erinnern konnte, war die vortrefflich wattirte Brust desselben, ein Kunstwerk des berühmten Schneider-Meisters Voges in Hannover, welcher den jungen hannoverschen Officieren von der Linie die Theile des Körpers wieder ersetzt, welche sie durch rasende Gallops, Maskeraden im Ballsaale oder andere angreifende Vergnügungen in der Residenz verlieren. Unter diesem Oberrocke trug ich ein Paar graue Unaussprechliche; ferner hatte ich eine ungeheuer hohe, lederne Cravatte um den Hals und eine militärische Mütze auf dem Kopfe. Zu dieser Kleidung gesellte sich ein langer, blonder Schnurrbart, und ein brauner, dichter Backenbart, den ich à la jeune France um das ganze Gesicht trug, ohne zu wissen, daß man in Frankreich so weit gediehen war, les opinions durch die Haare, welche man über oder unter den Zähnen trägt, zu unterscheiden.

Diese Zusammensetzung meines Reise-Costüms hatte nun gerade nicht ganz etwas Ungewöhnliches an sich; jedoch eine große Aehnlichkeit mit der Art und Weise, wie sich die flüchtigen Polen, d. h. die weniger be-

güterten unter ihnen, in Frankreich kleiden und tragen. Es wurde mir daher klar, wie man mich, den braven Stock-Hannoveraner für einen rebellirenden Polen hatte nehmen können. Denn Rebellen sind die Polen einmal, ebenso wie wir Deutsche, als wir, glücklicher wie sie, das französische Joch abwarfen! — —

Was mich nun aber besonders unterhielt, das war mein Signalement. Denn bei der Deferenz, welche die Canzellisten früher in mehren deutschen Paß-Bureaus vornehmen Personen, oder deren Söhnen bewiesen, war, trotz meiner vielen Reisen, welche ich, mich zu bilden, unternommen hatte, und von welchen ich, dank sei es meiner Art zu reisen, stets ungebildet wieder zurückgekommen war, kein einziges Mal mein Signalement gemacht worden.

Wie sehr mich dieses amüsirte, können Sie leicht denken, lieber Arnold, weil ich es Ihnen ja sogar in meinem Briefe mitgetheilt habe, was Sie vielleicht sehr thörigt und lächerlich finden werden. Indessen bitte ich Sie, dasselbe recht sorgsam aufzuheben, damit, wenn es einmal der Fall sein sollte, daß ich mich zu absentiren gesonnen sein würde, welches einem Schriftsteller, bei dem heutigen Preß-Gesetze, leicht wiederfahren kann, Sie den nachsetzenden Landdragonern sogleich das richtigste Mittel, mich zu erkennen, an die Hand geben können. Einen Beweis ihrer Theilnahme, welchen ich zwar nicht ihrer Freundschaft für mich zuschreiben würde, wohl aber Ihrem Eifer für die Ruhe und das Beste des Staates. — Dieses Signalement bringt auch die Bemerkung mit sich, daß ich gewiß der letzte Deutsche gewesen bin, welcher ohne signalisirt zu sein, über die französische Gränze gelangt ist. Denn wie ich

nachher vernommen habe, so braucht man jetzt in unserem Vaterlande Pässe und Signalements vollauf! —

Ich war nun während der Zeit, in der ich über die Ihnen mitgetheilten Gegenstände nachdachte, und mich schlafend stellte, um ungestört über sie nachdenken zu können, wirklich eingeschlafen, und erwachte nicht eher wieder, als auf der Station, wo Pferde gewechselt wurden, mehre Reisende ausstiegen, und eine sehr hübsche, elegant gekleidete Französin von einigen Officieren an die Diligence gebracht wurde, und in Begleitung von einer unendlichen Menge von Päckchen, nebst zwei allerliebsten Kindern, dem Anscheine nach von zwei und drei Jahren, in die Diligence stieg, in welcher Hopley und ich, die wir uns alleine in derselben befanden, ihr sogleich den Rücksitz für sie und ihre Kinder einräumten.

Es bedurfte aber einer geraumen Zeit, ehe Madame mit sich und ihren Kindern zur Ruhe gelangte, den feinen modischen Oberrock recht glatt gestrichen hatte und Gelegenheit erhielt, uns durch die Lorgnette zu firiren.

Es giebt in der That nicht leicht einen hübscheren Anblick, als eine jugendliche, hübsche Mutter, (denn eine solche war unsere Französin,) mit einem Babi auf dem Schooße, und den andern an der Seite, vor sich sitzend zu haben! Mit welchem Ausdrucke von innerer Zärtlichkeit ruhten ihre schönen braunen Augen auf den allerliebsten Kleinen, die mit so großen, unschuldigen Augen den zärtlichsten Blick erwiderten, und mit ihren kleinen, weißen Händchen, die niedliche Mutter umarmten! Wie reizend war das freudige Lächeln, welches ihre rosigen Lippen umschwebte, nachdem sie bald den Einen, bald den Andern ihrer Lieblinge, so recht ge-

herzt, geküßt und gehätschelt hatte! Wie allerliebst stand ihr das mütterliche Schmollen, wenn sie es versuchte eine ernste Miene anzunehmen, um die Kleinen, welche mit Händchen und Beinchen gewaltig um sich warfen, zur Ruhe zu bringen! Wenn sie bald diesem ein verlorenes Strümpfchen an das spattelnde Füßchen befestigen, bald dem andern ein losgegangenes Bändchen am kleinsten der Stiefelchen binden, bald dem Kleinsten mit einigen bonbons, den Größern mit einem „veux tu te taire Nini!“ bedeuten mußte.

Gewiß ist es, lieber Arnold, daß wenn eine immer geschäftige französische Mutter, mit der ihrem Volke so eigenthümlichen Lebendigkeit, in fortwährender, gracioser Bewegung mit zwei lebendigen, französischen Kindern einem gegenüber sitzt, man selbst beinahe auf seinem Platze anfängt zu springen, wenn man nicht ein Hannoveraner oder Americaner ist!

Jedoch hat Alles seine Zeit in dieser Welt, und auch die Lebendigkeit der Französin und ihrer Kleinen gab sich nach und nach; so daß es möglich wurde, eine Unterredung mit unserer charmanten Reise-Gefährtin anzuknüpfen.

Den Müttern kann man nie besser gefallen, als wenn man ihre Kinder allerliebst findet, daß wußte ich noch von meiner Mutter her, denn nie machte sie ein freundlicheres Gesicht, als wenn man mich, da ich ein sehr verzogener und unartiger Knabe war, einen allerliebsten, artigen Knaben nannte!

Ich machte daher der hübschen Französin ein recht derbes Compliment über ihre Kinder, indem ich mein Erstaunen ausdrückte, wie die Kleinen so ruhig und artig im Wagen wären.

Madame hatte kaum die Zeit, mir für dieses wahr-

hafte Compliment zu danken; denn in demselben Augenblicke griff Nini die kleinere Schwester bei der Nase, worüber diese jämmerlich anfing zu schreien; und auf dem Schooße der Mutter so herumzuwirthschaften begann, daß diese sie kaum zu halten vermogte. — „Oui! — oui! — oui!“ rief die junge Französin, mit ihren hübschen, weißen Händen die stampfenden Beinchen der Kleinen zusammenhaltend, welche ihr um Mund und Nase in pfeilschnellem Wirbeltanz flogen — „ce sont de bons enfans — mais un peu vifs!“ — Kaum hatte Madame diese Worte gesprochen, so flog Nini, welche versucht hatte auf dem Sitze der Rückbank zu stehen, durch einen Stoß der Diligence in den untern Raum des Bodens derselben, und krabbelte schreiend zwischen unsern Füßen herum. Aus welcher Lage Hopley und ich sie mit vieler Mühe befreiten, und auf die Rückbank setzten.

„Pauvre Nini!“ schrie die Französin, „est ce que tu t'es fait mal! pardon, Mrs.“ fügte sie hinzu, „je crains que mes enfans vous gênent beaucoup!“

„Du tout, madame,“ entgegnete Hopley, „c'est un vrai plaisir de voyager avec de tels enfans! je n'en ai jamais vu de plus tranquilles!“

Armer Hopley! — in demselben Moment öffnet Nini eine sehr elegante Tabatiere ihrer Mutter, und warf allen Taback in seine und unsere Augen!

Es entstand ein allgemeines Gewische der Augen, und Nini erhielt einige sanfte Schläge von der kleinen Hand ihrer wunderlieblichen Mutter. —

„Mon dieu!“ rief sie, „Mrs., je suis au désespoir! je n'ai jamais vu Nini, comme aujourd'hui!“ —

„La petite est charmante,“ erwiderte Hopley, flüsterte mir aber auf englisch zu: „I wish her to the devel!“

Glücklicherweise wurden die Kinder etwas müde, und ließen uns einige Ruhe. — Die Französin, welche uns längst angemerkt hatte, daß wir keine Franzosen waren, gab sich alle Mühe, uns die Schönheit ihrer belle France zu rühmen!

Sie schloß eine Tirade zum Lobe Frankreichs und der Franzosen mit folgenden Worten: „Oui, Mrs., il faut avouer, que les français sont les plus galans et les plus vaillans hommes. Pour les Anglais et les Polonais pas encore, mais pour les Allemands, ce sont de grosses bêtes!“

Ich muß gestehen, lieber Arnold, daß doch etwas Deutsches bei diesem Urtheile der Französin sich in mir regte, und erwiderte daher:

„Si c'est ainsi, madame, alors vous êtes bien à plaindre de vous trouver vis-à-vis d'une grosse bête! car je suis Allemand! Mais en même temps j'ai l'honneur d'être sujet de sa M. B. le Roi d'Hanovre.“ —

„Ah!“ rief die unvorsichtige Dame aus: „Pardon monsieur! — je vous ai pris pour Polonais! — c'était une grande imprudence de ma part de juger ainsi les Allemands, mais que faire, monsieur? Nous françaises nous sommes franches; nous disons ce qui nous passe par la tête: et un gallant homme ne prendra jamais de mauvaise part, ce qui vient de la part d'une femme! Au reste, c'est plutôt votre faute, que la mienne. Vous n'avez rien d'Allemand, ni dans vos manières, ni dans votre accent, je suis donc pardonnable!“

Was war gegen den bezaubernden Blick der charmanten Französin, was gegen die schmeichelhafte Bemerkung, daß ich nichts Deutsches im Tone und Wesen habe, zu machen? Das empörte National-Gefühl verlor sich bei dem Gedanken an das geschmei-

chelte Selbst-Gefühl, — so wie das eigene Interesse immer dem allgemeinen Besten vorgezogen wird.

„Nous ne sommes pas des ours chez nous, madame, nous reconnaisons l'empire que la beauté exerce même chez des sauvages, et une offense involontaire est bientôt pardonné. Mais, madame, pour ce qui me concerne personellement moi, qui suis Hanovrien, je tâcherai par ma conduite de vous donner une autre idée de nous autres Allemands!“ erwiederte ich.

„Monsieur,“ entgegnete die Französin; „si vous n'y avez pas déjà réussi, je suis sûre que vous réussirez parfaitement bien. Je vous ai bien des obligations, monsieur, de m'avoir tiré, par votre aimable réplique, d'un embarras, qui ne m'était que trop pénible.“

Ein schmachtender, vielsagender Blick begleitete diese Worte der lieblichen Dame — der Friede zwischen mir und der Repräsentantin der großen Nation war vollkommen hergestellt. —

Während unserer Unterredung war die stets fortrollende Diligence an dem Ort angekommen, wo wir das Mittagsmahl einnehmen sollten. — Wir hielten vor einem Hotel still, stiegen aus dem Wagen und begaben uns in den Salon, wo der Tisch bereits gedeckt und Alles zur Aufnahme der Reisenden bereitet war.

Die Französin, ihre Kinder, Hopley und ich, die ehrenwerthe Gesellschaft de l'intérieur de la diligence, setzten uns an das obere Ende der Tafel, neben uns der Conducteur. Sobald wir uns niedergelassen hatten, wurde das Essen aufgetragen.

Um nun aber meiner schönen Reisegefährtin einen vollkommenen Begriff meiner Galanterie zu geben, ließ ich Austern und Champagner kommen, servirte mit aller

mir möglichen Grazie der hübsche Französin, und trank ein Glas nach dem andern auf ihr Wohlsein aus.

Die Kinder derselben, die beim Essen wenigstens sich ruhig verhielten, so lange sie den Mund voll hatten, würdigte ich nicht minder meiner Aufmerksamkeit.

Madame war so gütig, mit ihren rosigten Lippen etwas Champagner zu nippen, und lächelnd à la santé des Hanovriens zu trinken. Hopley und der Conducteur verschmähten es auch nicht, sich im Champagner gütlich zu thun; und als uns nach beendigtem Mittagsmahle das Horn des Conducteurs, der etwas früher aufgestanden war, zur Abreise mahnte, so bestiegen wir alle die Diligence in einer fröhlichen, gemüthlichen Weinlaune, die Kinder ausgenommen, die nicht mitgetrunken hatten, und die Hopley und ich mit vieler Ungeschicklichkeit in den Wagen trugen.

Nachdem unsere Diligence sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, lachte und scherzte Madame, der Americaner erzählte uns von seinen Wäldern, seiner Freiheit und dem Präsidenten Jackson; ich erzählte von meinem König, von den Feten und Gallatagen in Hannover; der Conducteur blies ein lustiges Stückchen auf seinem Horn — wir waren Alle à notre aise. Aber dies sollte nicht lange dauern! — Die kleinen, niedlichen Französinnen, welche tapfer gegessen hatten, wurden unwohl; ihnen wurde übel, und sie mußten nun alle Augenblicke bald aus diesem, bald aus jenem Wagenfenster gehalten werden, wozu Hopley und ich natürlich hülfreiche Hand leisteten, da Schnelligkeit vonnöthen war, wenn wir nicht das Schlimmste riskiren wollten.

Es war in der That ein herzzerreißender Anblick, diese kleinen, niedlichen Geschöpfe zu betrachten, wie sie die kleinen Gesichter verzogen, und seufzten und

winselten! — und die elegante, jugendliche Mutter, wie sie sich bemühte, die armen Kleinen zu trösten, zu beruhigen, und ihnen die kleinen Mündchen abzuwischen! —

Glücklicher Weise dauerte dieser, für die Kleinen und uns so unangenehme, Zustand nicht lange; denn, durch die großen Anstrengungen ermüdet, fielen sie bald in einen tiefen Schlaf, wurden mit Shawls und Tüchern bedeckt, und erwachten erst wieder, nachdem die ersten Wirkungen eines überladenen Magens durch den verdauenden Schlaf gänzlich beseitigt waren.

Es wurde jetzt aber nachgerade dunkel, und die Gesellschaft schickte sich an, die Dispositionen für die Nacht zu treffen.

Mit diesen Dispositionen wurde man aber nicht so leicht fertig, besonders die Französin nicht; denn nun mußten die Kinder die Nacht-Toilette machen: die kleinen Häubchen, Krägelchen, Stiefelchen, Schürzchen, wurden eins nach dem andern abgenommen, durch die zur Nacht bestimmten Kleidungs-Theilchen ersetzt, und mit Stecknadeln an die hintere Wand der Diligence gesteckt, um sie am andern Morgen wieder finden zu können. Die Kinder wurden darauf in die eine Ecke der Bank des Rücksitzes gelegt, wo sie ruhig einschliefen. — Nun aber kam die Reihe an Madame selbst, und auch ihr Tag-Anzug wurde gegen ein reizendes Neglige für die Nacht vertauscht, und alle tausend Bestandtheile ihres Anzugs, welche sie ablegte, mit Nadeln an die Wand der Diligence gesteckt, wodurch der ganze Rücksitz derselben das Ansehen einer eleganten, wenn auch etwas unordentlichen, Kinderstube erhielt, in welcher tausend Sachen herumliegen, hier jedoch festgespendelt waren, und von welcher man mit Recht sagen konnte: un beau désordre est souvent un effet de l'art!

Hierauf wickelte Madame eine schöne Boa um den schönen Hals, setzte ein schwarzes Capuchon auf, wickelte einen großen Shawl fester um sich, und lehnte ihr niedliches Köpfchen an die eine Eckwand des Wagens. Da dieß ein Zeichen war, daß sie nicht weiter sprechen wolle, so fingen wir auch an, unsere Toilette zu machen, zu welcher aber nur ein Tuch, das wir um den Kopf wickelten, gehörte. —

Es verbreitete sich nun eine allgemeine Stille im Wagen, welche es deutlich bewies, daß Jeder bedacht sei, schlafen zu wollen, oder vielmehr wirklich schlafe, indem das Athemholen immer schwerer, stöhnender und lauter wurde, und zuletzt in das, den Zustand des Halbbruders des Todes bezeichnende, Schnarchen überging. —

In wie fern nun Magnetismus, Electricität, Galvanismus und Champagner in dem engen Raume, in welchem — nachdem die Fenster in die Höhe gezogen waren, damit die Kinder die rauhe Nachtluft nicht einathmen sollten — eine ägyptische Finsterniß und eine gräßliche Hitze herrschte, auf uns eingewirkt haben möge, das weiß ich nicht zu bestimmen; wohl aber, daß ich, als ich mit anbrechendem Morgenlichte die Augen wieder aufschlug, mich an der Seite der Französin — anstatt, wie am vorigen Abende, ihr gegenüber — erblickte; die Kinder mit Hopley auf der gegenüberstehenden Wagenbank noch schlafend lagen, und meine niedliche Nachbarin mich mit einem schalkhaften Lächeln: „bon jour, monsieur!“ anredete, und noch hinzufügte: „Il m'est venu en songe, que les Allemands ne sont pas si bête, que je les ai cru. — Regardez-moi notre bon Américain, qui dort là d'un bon somne, vite! arrangeons-nous avant qu'il ne s'éveille!“

Diesem Befehle wurde schnell Folge geleistet; ehe Hopley erwachte, saß ich bei ihm, die Kinder bei ihrer französischen Mutter! — —

In meinem nächsten Briefe finden Sie uns in Paris, lieber Arnold, und diese große Stadt bedarf wohl eines eigenen Briefes! — Adieu. —

Sechster Brief.

Meiner Pflicht als Reisebeschreiber und Selbstbiograph gemäß, lieber Arnold, müßte ich wohl jetzt damit beginnen, Ihnen den Eindruck zu beschreiben, welchen Paris auf mich hervorbrachte! Leider kann ich dieses aber nicht, denn es brachte gar keinen Eindruck auf mich hervor!

Sie werden, nebst den Meisten meiner gütigen Leser, über dieß unerwartete Geständniß erstaunen, und mich gewiß in die Classe unserer Landleute versetzen, welche die Französin in der Diligence „pour de grosses bêtes“ erklärte.

Sie kennen aber noch nicht den unermeßlichen Fond stoischen Gleichmuthes, welcher in der Brust eines edlen Hannoveraners Raum findet!

Wer in Hannover auf dem Stein gestanden hat, in der Marktstraße, von welchem aus man die vier Thürme der Residenz auf ein Mal erblicken kann, — wer den Marktthurm, von dessen Spitze ein Waisenknabe in seinem Chor-Mantel, ohne sich zu beschädigen, herunterstürzte, — wer die dortige Esplanade, die Waterloo-Säule und Leibnitzens Monument gesehen hat, — wer den großen und den kleinen Wolfeshorn kennt, — den Marstall in Hannover und die zwölf weißgebornen Pferde sah, auf den macht nichts in der Welt mehr Eindruck, außer wenn er von Revolutionen hört; aber kein Paris!

Zu dieser natürlichen Unempfänglichkeit gesellte sich nun außerdem jene vornehme Nonchalance, mit welcher

ich von Jugend auf gewohnt gewesen war, alle Gegenstände zu betrachten, und der Grundsatz: nil admirari!

Bedenken Sie ferner, lieber Freund, daß ich von einer Masse eigener Gefühle bewegt sein mußte, als ich in Paris hineinfuhr, — und Sie werden es verzeihlicher finden, wenn Paris keinen Eindruck auf mich machte.

Paris war für mich der Ort, wo mein Leben eine andere Wendung nehmen sollte, wo ich meine freie Stellung in der Welt gegen die untergeordnete eines Unterofficiers in der Fremden-Legion vertauschen, die bisher getragenen Epauletts ablegen und das Bajonnet ergreifen, — wo ich, der königlich-gesinnte, stolze Aristocrat, zu der dreifarbigen Fahne schwören, mich enroliren sollte, um aus dem sorgenlosen, angenehmen Lebenswandel eines adligen Deutschen in das Leben eines Soldaten in den Wüsten von Africa überzugehen! — —

Kein Wunder, lieber Arnold, wenn mich diese Gedanken präoccupirten! Es war ein schwerer Entschluß für mich, in die Fremden-Legion zu treten, den Prärogativen meines Ranges zu entsagen, und die Dienste eines Königs zu frequentiren, den ich für unrechtmäßig hielt! Nur eine hoffnungslose, tiefe Leidenschaft und glühender Ehrgeiz konnten mich dazu bewegen. Dem Kampf in meinem Innern vermochte ich nicht zu widerstehen; und so ergriff ich die erste Gelegenheit, die sich mir bot, um einem Lande zu entfliehen, in welchem mein Stolz auf das empfindlichste gekränkt ward, und in welchem jenes himmlische Wesen weilte, dessen Besitz mir durch unübersteigliche Hindernisse verweigert war! Ich hatte nur einen Zweck mehr vor Augen: Tod oder Lorbeer! um auf die eine oder die andere Weise meinem Könige und meiner Geliebten zu beweisen, daß ich ihrer Huld nicht unwürdig gewesen. — — — — — — —

Doch lassen Sie uns von diesem Gegenstande abbrechen. Die Geschichte meines frühern Lebens und meiner Liebe gehört nicht in diese Blätter.

Ich erwähne dieses Gegenstandes auch nur deswegen, um diejenigen meiner Bekannten, welche nicht von dem Grunde unterrichtet sind, weßhalb ich mein Vaterland verließ, über denselben in Kenntniß zu setzen.

Weder Geld-Verlegenheit, noch Vergehen oder politische Umtriebe — wie Manche es geglaubt haben, und wie manche elende Verläumder und Verläumderinnen es ausstreuten, — trieben mich fort aus meinem Vaterlande, welches trotz dem, daß ich in demselben verkannt wurde, dennoch ewig meinem Herzen theuer bleiben wird!

Mein edler Vater theilte dasselbe Schicksal mit mir; er wurde verläumdet und verließ sein undankbares Vaterland, dem er in der ganzen Welt Ehre gemacht hatte, um nicht wieder zurückzukehren, — gehaßt und verfolgt von den Aristocraten, geschätzt und geliebt von seinem Könige, und gesegnet von dem hannoverschen Volke, dessen Rechte er kühn durch seine Reden in der Stände-Versammlung verfochten hatte! — —

Wenn ich aber diesen Augenblick von mir und meinem Vaterlande gesprochen habe, so meine ich damit nicht Hannover, sondern Deutschland. — Es ist traurig genug, daß wir Deutsche, wenn wir von unserm Vaterlande sprechen, immer einen Unterschied machen müssen!

Wir wissen zuletzt wirklich nicht mehr, was für Landskinder wir sind, da wir keine Deutsche sein dürfen.

Beantworten Sie mir doch gefälligst die Frage, was für ein Landsmann, d. h. was für ein specieller Landsmann, ich in diesem Augenblicke bin? Ich wurde im Lauenburgschen geboren, zu der Zeit, wo es noch Hannoversch war. Meine Familie stammt vom Rhein, ist

aber im Hannoverschen ansäßig. Mein Vater und ich standen in hannoverschen Diensten; nachher nahm ich meinen Abschied. Nichts fesselt mich mehr an Hannover. — Ich ging nach dem Holsteinschen, wo meine Schwestern in den adligen Stiftern eingeschrieben sind, und ich zu der holsteinschen Ritterschaft, durch die Aufnahme meines Vaters in dieselbe, gehöre. Allein meine Güter, und meine Gerechtsame mit ihnen, sind verloren. — Was bin ich denn nun — ein Hannoveraner oder ein Holsteiner? Ich habe weder dem König von Hannover noch dem König von Dänemark Treue geschworen! — Da ich nun nicht mehr weiß, was ich für ein specieller Landsmann bin, so habe ich mich, nach vielem Bedenken entschlossen, ein Deutscher zu sein!

Billigen Sie diesen Entschluß, lieber Arnold? — Sollte es einem Deutschen wohl möglich sein, ein wahrer Deutscher zu werden? Es scheint mir, in der That, sehr schwierig! Besonders, weil es jetzt alte und junge Deutsche gibt! — Wie wäre es, wenn man versuchte, ein Mittel-Deutscher zu werden? Wo finden wir aber eine rechte Mitte für Deutschland ohne einen Louis Philipp? — oder eben so viele kleine deutsche justes milieux, als wir für die vielen kleinen deutschen principautés nöthig haben würden? Das geht also auch nicht an, wenn gleich das deutsche Volk das einzige mir scheint, welches die rechte Mitte zu halten vermöchte. Wir sind daher gezwungen, uns auf uns selbst zu reduciren, und das Einzige, was mir übrig bleibt, ist: ein deutscher Mann zu werden! —

Verzeihen Sie mir, daß ich durch diese Abhandlung, welche Ihnen eben so unverständlich, wie mir selbst, sein wird, ganz von meiner Ankunft in Paris abgekommen bin. Sie müssen es mir aber vergeben, weil in meinen

Briefen immer zwei Personen erscheinen: der Reisende und der Schreibende. — Daß dadurch leicht eine Verwechslung der Personen entstehen könne, ist weder zu läugnen, noch zu billigen; aber nothwendig, um meine Briefe unverständlich zu machen, oder mich hinter ihnen verbergen zu können.

Ein Buch, in welchem nur eine Person vorkommt, erregt nicht die nothwendige Aufmerksamkeit; — zwei, drei oder mehr Personen in Einer, und doch in mehreren Personen für sich, — das ist ungleich interessanter. Durch die Nebenpersonen wird die Hauptperson kenntlich, oder verliert sich ganz unter die Nebenpersonen, die dann die Rolle derselben übernehmen und Hauptpersonen werden; ganz wie man Lust hat, sie anzuwenden, um recht in's Klare mit sich selbst, und mit dem, was man liest, zu kommen.

Diesen Satz können Sie nun, lieber Arnold, auf meine beiden Personen anwenden, den Reisenden und den Schreibenden, — welcher Sie am Meisten interessirt, das ist Ihre Sache; die meinige aber, nun zu Hopley und meinem andern Ich zurückzukehren, die wir glücklich in Paris einliefen.

Nachdem wir aus der Diligence gestiegen waren, und unsere Koffer in Empfang genommen hatten, so schieden wir, Hopley und ich, von einander, mit dem Versprechen, so bald als möglich uns wiederzusehen, zu welchem Behufe wir uns unsere gegenseitigen Adressen in Paris mittheilten.

Hopley war der Erste, welcher seine Sachen empfing, folglich auch der Erste, welcher den Posthof verließ. Ich blieb an der Thüre eines Postbureaus stehen, umringt von einer unendlichen Menge von Packknechten, die ihre Dienste anboten, und Marqueurs der umliegenden

Gasthöfe, welche ihre Hotels mir anpriesen. Endlich erschienen auch meine Reise-Effecten; ich nahm einen Packknecht, um dieselben nach dem ersten besten Wirthshause zu tragen, welches sich denn auch in dem Post-Hofraume vorfand. Dort angekommen, nahm ich ein kleines Zimmer, bestellte Waschwasser und Handtücher, und schickte nach einem Barbier, um meinen Backenbart abzuschneiden und meine Haare zu frisiren, denn ich wollte in den Augen meines Oheims und meiner Tante mit Anstand erscheinen.

Der Raseur oder Friseur ließ nicht lange auf sich warten, und fragte mich, während er seine Kämme, Bürsten und Rassermesser auskramte, wie ich coiffirt zu sein beföhle: à la jeune France oder à la poire?

Es schien mir in dem Augenblicke völlig gleichgültig, ob mein Kopf wie das junge Frankreich oder wie eine Birne zurechtgestutzt werde; indessen fragte ich doch, was er unter dem Ausdruck „à la poire" verstehe.

„A la poire, monsieur! à votre service, c'est la manière de porter ses cheveux comme le Roi des Français, dont la tête ressemble singulièrement à la forme d'une poire! Monsieur est étranger? sans doute Polonais réfugié? Il-y-en a beaucoup à Paris; c'est une honte pour notre France que nous n'avons pas secouru ces braves gens, mais que faire! ce c.... de Louis Philippe avec son sytème de non-intervention et sa pensée immuable nous empêche d'agirs. Sans doute, monsieur, preférat-il d'être coiffé à la jeune France?"

„Non," erwiederte ich kurz, „coiffez-moi à la poire!"

„C'est bien, monsieur!"

Die Scheere des geschickten Pariſers durchflog mein blondes Haar — rauschend sank mein Backenbart unter

dem scharfen Messer — Pommade à la violette parfümirte meinen Kopf — ein Brenneisen lockte mein toupé — und nach wenigen Minuten erblickte ich mein glattes, roth und weißes Gesicht, meinen Kopf, à la poire frisirt, mit vielem Wohlgefallen im Spiegel; bezahlte den Raseur, zog mich schnell an, nahm meine Sachen mit, und fuhr in einem Fiacre nach Nr. 4, place royale au marais, dem Hause meines Oheims, des Grafen Portalis.

Der Wagen hielt vor dem bezeichneten Hause. Ich stieg aus, und mein Herz klopfte vor freudiger Erwartung, die geliebten Verwandten zu sehen!

Der Portier öffnete mir die Thür.

„Ist der Graf oder die Gräfin zu Hause?“

„Monsieur le comte, madame la comtesse et toute la famille sont en Provence.“

Der Donner hätte mich nicht plötzlicher zu rühren vermocht, als diese Antwort des greisen Portiers meines Oheims!

„Personne de la famille Portalis est à la maison?“

„Personne!“ wiederholte trocken der Portier.

Wenn Sie, lieber Arnold, sich einen richtigen Begriff von meiner damaligen Lage machen können, so wird es Ihnen einleuchten, daß es ein höchst betrübender Umstand für mich war, ganz allein, beinahe ohne Mittel, ohne alle Anleitung, wie ich mich zu benehmen habe, in Paris zu sein! —

Ich blieb daher noch einige Augenblicke in Gedanken versunken stehen. — Gegenwart und Zukunft wechselten vor meinem innern Auge!

Der Portier, dem es wahrscheinlich sonderbar vorkam, daß ein Fremder nach der von ihm erhaltenen,

genügenden Auskunft noch immer verweilte, betrachtete mich schweigend.

Endlich aus meinen Gedanken erwachend, brach ich in folgende Worte aus: „Hébien! si personne de la famille n'est à la maison, montrez moi dumoins les appartemens de mon oncle et de ma tante!“

„Comment, monsieur? Les appartemens de monsieur votre oncle et de madame votre tante! Seriez vous peutêtre, monsieur, le neveu de madame la comtesse, qui doit nous arriver de l'Allemagne?“

„Oui, oui,“ rief ich, „je suis son neveu!“

„Ah!“ versetzte der Portier; „si c'est ainsi, monsieur le baron, alors vous trouverez tout ce-qu'il vous faut à Passy. Monsieur le comte a donné ses ordres pour vous y recevoir, monsieur!“

Wie angenehm mir bei diesen tröstenden Worten zu Muth wurde, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, lieber Arnold.

„A Passy!“ rief ich, „c'est bon, c'est bon!“ kehrte zu meinem Fiacre zurück, der noch vor der Thüre hielt, sprang in den Wagen, und schrie dem Kutscher zu: „à Passy!“

Mit Blitzesschnelle legten wir die nicht unbedeutende Strecke von dem Marais nach Passy zurück.

Ich muß gestehen, daß ich mich diesen Augenblick nicht erinnere, in welcher Straße von Passy la maison de campagne meines Oheims lag und noch liegt. So viel weiß ich jedoch noch, daß es beinahe am Ende der Straße lag, und zwar in derjenigen, welche nach dem bois de Boulogne führt. Es war ein hübsches, großes, weißes Haus, von einem Garten umgeben, welcher wiederum von einer ziemlich hohen Mauer eingeschlossen war. — Vor einer eisernen Thür, d. h. einer Thür mit eisernen

Stäben, welche in dieser Mauer angebracht war, hielt mein Fiacre still.

Ich stieg aus, zog an einer an der Thür befindlichen Schelle, und die Pforte wurde mir von einer alten, gräulichen Portière geöffnet, welche sich nach meinem Verlangen erkundigte. Ich gab mich als neveu de madame la comtesse zu erkennen.

Die alte Hexe schrie aus Leibeskräften zwanzig verschiedene Namen, und das ganze Hausgesinde kam in Bewegung. Monsieur le baron, le neveu de madame la comtesse, wurde anerkannt, mit der ehrerbietigen Freude guter Dienstboten bei dem Empfange Anverwandter ihrer guten Herrschaft empfangen, und in ein Gartenzimmer geführt, in welchem madame Henriette, die Haushälterin meiner Tante, den deutschen Freiherrn freundlich und ehrfurchtsvoll willkommen hieß, und mir einen Brief nebst einem Schlüssel überreichte.

Das Siegel des Briefes wurde hastig von mir erbrochen, und aus dem Inhalt der an mich gerichteten Zeilen ersah ich, daß mein gütiger Oheim, obgleich abwesend, meiner mit dem nur ihm eigenen Wohlwollen gedacht hatte, indem er mir sein ganzes Haus, seine Dienerschaft, ein Cabriolet und drei Pferde zu Gebot, und es mir freistellte, so lange dort zu verweilen, als es mir gefallen würde.

Diese Zeilen gaben mir auch einen genügenden Aufschluß über den beifolgenden Schlüssel, welcher zu einer gewissen Schublade, eines gewissen Schrankes gehörte, in welcher ich eine gewisse Summe Geldes vorfinden würde.

Der Brief meines Oheims endete damit, daß ich mich in allen meinen Angelegenheiten an den Vicomte

S. zu wenden hätte, welchem er aufgetragen habe, für mich zu sorgen.

Ein solcher Brief, von einem solchen Oncle, die mit demselben verknüpften Aussichten, auf so viele Annehmlichkeiten, setzte mich in die beste Laune von der Welt.

Madame Henriette war die Erste, welche den Ausbruch meiner Fröhlichkeit abhalten mußte, nachdem der Fiacre reichlich bezahlt und weggesandt war.

„Me voilà donc chez-vous, madame," redete ich madame Henriette an, „et j'espère, sans que cela ne vous déplaise! (denn gegen Damen war ich immer sehr höflich.) Allons, madame, asseyez-vous et racontez-moi bien de choses de mes bons parens, mes exellens parens, qui semblent savoir apprécier vos exellentes qualités, madame.

Madame Henriette erwiederte meine Gentillieſſen durch einige, zierliche Verbeugungen, welche ihr, ihrer schwerfälligen Person wegen, ziemlich schwer fallen mußten; machte alsdann von der ihr ertheilten Erlaubniß sich zu setzen Gebrauch, öffnete ihre ziemlich dicken Lippen, und begann zu erzählen. — Ich wünschte, daß alle Präsidenten, abgegangene Minister, Gräfinnen und Baroneſſen, so von ihren Leuten geschildert und geliebt würden, und es aber auch so verdienten, wie die Familie meines Oheims mir von Madame dargestellt und geliebt wurde.

Madame Henriette begann mit dem Lobe de Mr. le comte et de madame la comtesse, dann folgte dasjenige de Mr. le vicomte et de madame la vicomtesse, de Mr. le baron, de Mr. le chevalier, und in weniger, als einer halben Stunde, war ich au fait der

angenehmen Persönlichkeit meiner ganzen Pariser Verwandtschaft.

Madame Henriette schloß ihre Lobrede mit den wahren Worten: „Il est vrai, monsieur le baron, vous avez d'exellens parens, qui vous aiment beaucoup, mais il est tems de vous préparer votre diné, car madame la comtesse m'a bien recommandé de ne vous laisser manquer de rien.“

Mit diesen Worten verließ mich die Krone aller braven und geschwätzigen Haushälterinnen, machte mir eine tiefe Verbeugung mit den Worten: „monsieur le baron pardonnera, si je le quitte,“ und steuerte eilig der Küche zu. Das ist eine vortreffliche Person! dachte ich bei mir selbst, hat nichts im Kopfe, als ihre Herrschaft, und nennt jeden von der Familie bei seinem Titel, gerade, wie bei uns! und spricht von Grafen, Vicomte und Baronen mit der geziemenden Hochachtung. Nun, ich wußte wohl, daß ich Recht haben würde, wenn ich Hopley sagte, daß der Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich nicht so groß sein würde!

Nach diesem kleinen Selbstgespräche öffnete ich die Thür eines anliegenden Zimmers, in welchem ein Billard stand. „Auch ganz wie bei uns, in den vornehmen Häusern!“ dachte ich. Ich nahm die Bälle aus den Beuteln, und warf sie einige Male auf dem Billard hin und her, — ging darauf in den Garten, der sehr nett und ordentlich gehalten war, und stieg auf eine Anhöhe in demselben, von welcher ich Paris mit seinem Magazin von Palästen und Meer von Häusern vor mir liegen sah, die beiden Thürme von Nôtre-dame und die Kuppeln des Doms der Invaliden, nach der Beschreibung von ihnen und den Zeichnungen, welche ich gesehen hatte, erkannte; und blieb einige

Augenblicke in dem Anschaun so vieler Herrlichkeiten verloren. Ich war überhaupt damals nicht unempfindlich gegen großartige Eindrücke. Ich hatte viel Gefühl, viel gelesen, aber eine ungeheure Eigenliebe, und die lächerliche Sucht, nie von einem Gefühle ergriffen sein zu wollen, sondern dasselbe im Entstehen zu unterdrücken, hatte mich gleichgültiger gegen Manches gemacht, was meiner innern Natur durchaus nicht entsprach.

Ich piquirte mich, Kaltblütigkeit zu affectiren, und durch Gewohnheit wäre ich beinahe so weit gekommen, wirklich gleichgültig gegen Alles zu werden. —

Im Ganzen war ich aber gutmüthig, sogar schwärmerisch, leicht bewegt von schönen Gefühlen, aber ein falsch verstandener Stolz lehrte mich dieselben nie zu äußern. Als Knabe sah man mich niemals weinen, und selbst den größten Schmerz ertrug ich ohne einen Laut des Schmerzes auszustoßen. — Was mir aber am meisten fehlte, das war die sogenannte Lebensklugheit. Ich war außerdem ungeheuer ehrgeizig und mein höchster Wunsch war, für meinen König zu sterben. Mein König war der Gegenstand meiner höchsten und tiefsten Verehrung, und wahrlich! Wilhelm der Vierte verdiente es auch, daß ich ihm mit dieser gränzenlose Liebe anhing, die nur mit seinem Tode aufhören konnte. Des Königs Wille war mein Gesetz! ein andres kannte ich nicht. — Doch ist es Zeit zu meinem Diner zurückzukehren. Ein in sehr geschmackvoller, blauer Livree, mit versilberten Knöpfen, auf welchen das portalische Wappen mit der Pairskrone zu sehen war, gekleideter Bediente, avertirte mich mit den Worten. —

„Le diné est servi, monsieur le baron!“

Ich trennte mich von dem erhabenen Panorama von Paris und folgte dem Bedienten in das Eßzimmer, wo-

selbst eine reichbesetzte Tafel meiner wartete; setzte mich an dieselbe nieder, erwies der Küche von madame Henriette vollkommene Ehre, indem ich jeder Schüssel mit echt deutschem Appetite zusprach. Zu gleicher Zeit vergaß ich es auch nicht, mir aus einer auf dem Tische vor mir stehenden Bouteille, voll des besten, französischen Weines, aus dem Keller meines Oheims, gehörig einzuschenken; so daß der Bediente dieselbe bald durch eine zweite ersetzen mußte.

Behaglich zu Tische sitzen, und ein gutes Glas Wein zu trinken, war von jeher für mich ein ganz angenehmes Gefühl, und da ich es in dem Hause meines Oheims so gut und umsonst haben konnte, so beschloß ich, mein Mittags-Essen so lange als möglich dauern zu lassen, recht langsam zu essen, und demselben ein s. g. Afterdinner nachfolgen zu lassen, ein Gebrauch, den ich in unsrer Regiments-Messe früher stets beobachtet hatte. Ich befahl daher dem aufwartenden Bedienten, nachdem ich mich satt gegessen hatte, Schüsseln, Teller u. s. w. abzuräumen, und nur mein Glas, die Bouteille und den Käse stehen zu lassen, — lehnte mich bequem an meinen Stuhl, schenkte mir von Viertel-Stunde zu Viertel-Stunde ein Glas Wein, mit einer sehr wichtigen Afterdinner-Miene, ein, trank auf die Gesundheit meines Königs, und lud nachher den Bedienten meines Oheims, in Ermangelung eines Compagnons, sehr gnädig ein, ein Glas Wein mit mir zu trinken; war aber höchst erstaunt, daß derselbe, nachdem er ein volles Glas erhalten hatte, auf französische Weise mit mir anstoßen wollte, denn das Anstoßen mit den Gläsern ist bei uns Hannoveranern gar nicht Mode, obgleich wir sonst sehr häufig anstoßen.

Le bon vieux vin meines Oncles verfehlte seine

Wirkung nicht, ich wurde lustig und guter Dinge, und vergaß mich soweit, madame Henriette bitten zu lassen, mir etwas Gesellschaft zu leisten.

Die gute Frau erschien auch bald darauf mit ihrem rothen, freundlichen Gesichte, welches unter einer reinlichen, weißen Haube recht gemüthlich hervorsah, unter welcher ein Paar gelblicher, falscher Locken an beiden Seiten des Kopfes hervorquollen, ungefähr so, wie die Fühlhörner einer Ameise.

Ich beehrte sie mit einem Complimente über ihre toilette soignée, bemerkte, daß ihr die Locken vortrefflich ständen, und daß ich mich darüber wunderte, sie vorher ganz ohne Locken gesehen zu haben. —

Sie nahm meine Artigkeit sehr erfreut auf, belehrte mich aber in Hinsicht ihrer Locken, daß sie dieselben nur, wenn sie mit der Küche fertig sei, zum Vorschein kommen ließe, weil es sonst möglich wäre, daß ein Haar in die Suppe u. s. w. fallen könnte.

Diese Mode einiger französischen Köchinnen, ihr Haar durch eine ganz fest auf dem Kopf anschließende Mütze an dem unwillkührlichen Hervordringen und Herunterfallen zu verhindern und erst, wenn Alles in der Küche beendigt ist, sich in ihrem schönen Haarwuchse und in eigenen oder falschen Locken zu zeigen, finde ich sehr empfehlungswerth. Diese kleinen Mützen sind ganz in der Art, wie die bekannten, wachstuchenen Badekappen, welche unsere Damen im Bade tragen, um auch das kleinste Härchen ihrer wallenden Locken vor dem Naßwerden zu hüten, und gewähren einer hübschen Köchin den Vortheil, eine erhabene Stirne, wenn sie eine solche besitzet, vortheilhaft zu zeigen. —

Was meine, jetzt gelockte, madame Henriette nun aber weiter anbetraf, so ließ sie sich bewegen, einen

Stuhl, in ehrerbietiger Entfernung von mir, einzunehmen, und bediente sich der ihr von Gott verliehenen Gabe einer frohen Oeffnung des Mundes (ein Ausdruck, welchen ich aber erst im Jahre 1837 von der Kanzel hörte) im vollsten Sinne des Wortes.

Ob es nun die Monotonie ihrer Redeweise, oder das Ende meiner zweiten Bouteille war, welche es bewirkten, daß ich so entsetzlich müde wurde, daß mir die Augen beinahe zufielen, und ein wiederholtes Gähnen, erst durch die Nase, nachher aber ungenirt durch eine ziemlich große Oeffnung meines Mundes sich beurkundete — ist mir entfallen. —

Madame Henriette war aber nicht umsonst eine Pariserin, fand es sehr natürlich, daß ich müde wäre, und fragte an, ob es mir gefällig wäre, mich in mein Schlafzimmer zurückzuziehen.

„Ma foi oui!“ rief ich gähnend, „ma bonne madame Henriette, je suis diablement fatigué; nous causerons demain davantage!“

Madame Henriette wünschte mir la bonne nuit — und befahl dem Bedienten mich in mein Zimmer zu führen. —

Es war ein hübsches, freundliches Zimmer, in welches ich mich nun begab, und alle Anstalten, um eine angenehme Nacht zuzubringen, selbst wenn man erwachen sollte, waren sorgsam dort getroffen. —

Die Decke war schon von einem schönen, weichen Bettzeuge abgezogen worden. Vor dem Bette selbst stand ein kleiner Tisch mit einer Caraffine mit Wasser, einer Zuckerdose, einem Glase und einem Theelöffel versehen.

Auf einem andern Tischchen, aber so, daß die Augen des Schlafenwollenden nicht auf sie fielen, stand eine elegante Veilleuse von weißem Porcellan, auf welchem

ein Theetopf von derselben Masse ruhte, und von dem Lichte der Nachtlampe fortwährend warm gehalten wurde, im Falle man während der Nacht sogleich warmes Wasser zur Hand haben müßte.

Der dienstfertige Bediente half mir bei'm Ausziehen der Kleider und Stiefel, entfernte sich, und ich sank recht wohlgemuth in das allernährende Bett. — Der Americaner, die Französin, Paris, Passy, madame Henriette zogen noch einige Male durch meine Gedanken, dann fiel ich in einen festen, gesunden Schlaf, dem meine jugendliche kräftige Natur sich bis zum andern Morgen ungestört hingab.

Es giebt in der That nichts Köstlicheres in diesem Leben, lieber Arnold, als ohne große Sorgen zu sein, gut gereis't, gut gegessen und getrunken zu haben und dann gut zu schlafen. —

Was sollen wir denn eigentlich vom Leben weiter noch verlangen? Wer gut schlafen kann, der hat ein ruhiges Gewissen, und wer ein ruhiges Gewissen hat, der lebt mit sich und seinem Gotte in Frieden.

Das bedeutende Geheimniß unsres eignen Lebens-Räthsels lösen und deuten zu wollen, ist eine Thorheit, welche man der Eitelkeit methaphysischer Philosophen verzeihen kann, welche aber der gesunde Menschen-Verstand verwerfen muß.

Wozu sind wir denn auf dieser Erde? Ich denke, um uns über unser Dasein zu freuen! Wir theilen Erde, Luft, Mond, Sonne und Sterne, Nahrung, physische Bedürfnisse mit den Thieren, warum sollten wir nicht auch, wie die Thiere uns freuen dürfen, und in einem unschuldigen, fröhlichen Genusse unsers Lebens den gesuchten Zweck des Lebens finden?

Ehe wir in dieses Leben traten, waren wir ge-

wiß schon; wie und auf welche Weise wir existirten, das ist einerlei. Erinnern wir uns auch nur im geringsten, daß wir uns damals mit dem Gedanken, oder dem Gefühle abgequält hätten, wie wir auf diese Erde kommen sollten? Erinnern wir uns überhaupt irgend etwas von unserm Daseiu vor dem Menschwerden? Gott hat uns bis auf die Stufe der Menschheit geführt, ohne daß wir uns abquälten, was in der Zukunft aus uns werden würde. —

Auch von dieser Welt wird er uns dorthin bringen, wo uns unsere Bestimmung erwartet. So beweisen wir ihm denn das wahre Vertrauen, welches man einem liebevollen, höchsten Wesen beweisen muß, und quälen uns nicht mit den fürchterlichen Gedanken ewiger Verdammniß, an Hölle, Teufel und Fegefeuer, sondern laßt uns unseres Lebens uns freuen, wie das Sonnen-Lämmchen in den Strahlen der Sonne sich freut, unsern liebevollen Gott dadurch verehren, daß wir uns vor seiner göttlichen Majestät demüthigen, unser Vertrauen auf seine göttliche Barmherzigkeit dadurch beweisen, daß wir froh und glücklich den Ausgang unseres Schicksales in seine väterlichen Hände legen. —

Nur ein guter Mensch kann sich des Lebens freuen!

Wohin aber verirre ich mich aus Paris, lieber Arnold? Ist das vielleicht ein drittes Ich von mir selbst, was jetzt anfängt Ihnen zu schreiben? Nun, dann Gnade Gott diesen Briefen, sie werden immer confuser; Americaner und Hannoveraner, Holländer und Französinnen sind schon drin, und nun kommt noch gar ein Theologe auf die neue Mode!

Der Americaner preiset uns die Freiheit an, der Hannoveraner die rechtmäßigen, königlichen Gesinnungen, der Holländer lehrt uns Cigarren rauchen, die Französin

eine Wagenwand zur Kinderstube umwandeln, und der Antibiblianer will nun gar, daß wir uns des Lebens freuen sollten! Welch' ein hirnverrückender Gedanke, daß Menschen froh und glücklich sein dürften, wie Sonnen-Lämmer in der Sonne!

Wie schade ist es nicht, daß die Verleger nur die Bogen, und nicht die neuen Gedanken bezahlen, oder honoriren, weil das ehrenvoller klingt!

Wie schade, daß es nicht Sonnen-Lämmchen-Lebens-Verbreitungs-Gesellschaften in England, oder im Dithmarschen giebt! Dann würden diese Briefe gewiß ihr Glück machen!

Fragen Sie mich aber nun recht ernsthaft, warum ich diese Gedanken oder diesen Unsinn in meinen Quasi-Briefen schreibe? so will ich Ihnen erst eine Anecdote erzählen und dann Ihre Frage beantworten.

Ich hatte in frühern Zeiten einmal einen Bedienten, ich glaube er war aus dem berühmten Schöppenstädt, oder nicht weit davon.

Wenn ich diesem herrlichen Menschen eine Frage vorlegte, die er nicht beantworten wollte oder konnte, so schwieg er still.

Fragte ich ihn alsdann, „warum schweigst du?" So antwortete er mir: „Darum!"

Fragte ich ihn noch einmal: „warum antwortest du nicht?" so entgegnete er: „Alldarum!" und so blieb er immer bei'm darum, und alldarum!

Voltaire antwortete auf die Frage: Qu'est-ce que le pourquoi du pourquoi? „C'est le pourquoi même!"

Das Darum des Alldarums meines Bedienten war das Darum. —

Fragen Sie mich also jetzt, warum ich diese Zeilen schrieb: so antworte ich Ihnen: „Darum!“ sapienti sat! —

Siebenter Brief.

Sie wissen aus eigener Erfahrung, lieber Arnold, daß es immer ein eigenthümlicher Zustand ist, in welchem man sich befindet, wenn man des Morgens erwacht, sich von lauter fremden Gegenständen umringt sieht, und erst durch eine genaue Prüfung der selbst mitgebrachten Sachen sich davon überzeugen kann, daß man von „rechtswegen“ in das Local gehöre, in welchem man am vorigen Abend zum ersten Male, und zwar etwas durch Wein begeistert, schlafen ging. Denken Sie nun, daß zu dieser Zurechtfindung in seinem Zimmer, und in sich selbst der Gedanke hinzu kommt: Du bist in Passy, so nahe bei Paris! so wird es Ihnen leicht sein, sich einen Begriff von den hunderttausend Gedanken zu machen, welche mein ohnehin etwas verwirrtes Köpfchen in dem Augenblicke durchkreuzen mußten, als ich in Passy die Augen öffnete. Nachdem ich aber mein blondes Haupthaar tüchtig gebürstet, mein Gesicht mit kaltem Wasser gewaschen, und eine Tasse, jenes, einem norddeutschen Edelmanne wie Bauern so nothwendigen, Gebräues zu mir genommen hatte, welches wir Cafe, die Pariser aber „café au lait“ tituliren; so kehrte allmählig meine vollkommene Besinnung wieder, und ich wußte, daß ich in Paris, und weßhalb ich in Paris sei!

Jetzt will ich Ihnen eine Frage vorlegen, lieber Arnold, welche Sie mir schwerlich beantworten werden. Was glauben Sie wohl, war das Erste, welches ich in Passy vornahm?

Ich will es Ihnen sagen, mein bester Freund, aber sagen Sie es Niemandem wieder, damit man mich nicht für ein verzogenes Mutter-Söhnchen halte.

Ich schrieb meiner Mutter, und indem ich an meine Mutter schrieb, vergaß ich Alles um mich her, und fühlte, daß, wo in der Welt ich auch sein würde, mein erstes Gefühl immer dasjenige bleiben müsse, daß ich ihr Sohn! ihr einzigster Sohn sei!

Mag es nun ungerecht und voreilig von mir geurtheilt erscheinen, ich kann nicht umhin es zu behaupten: nur ein Deutscher ist fähig diese unendliche Liebe, welche einen Sohn an seine Mutter kettet, oder ketten müßte, so recht aus dem Grunde des Herzens zu empfinden!

Seine Mutter ist des edlen Deutschen erste, beste und wahrste Liebe! —

Um aber nicht zu lange bei einem so hausbackenen Gegenstand zu verweilen, so lade ich Sie ein, lieber Arnold, mich bei einer Visite, welche ich meinem Americaner machte, zu begleiten. —

Hopley war der einzigste Mensch, den ich in Paris kannte, zugleich war er mir eine Summe Geldes schuldig: zwei gewichtige Gegenstände um Jemanden bis an das Ende der Welt aufzusuchen, und sehr natürliche Ursachen, denselben in Paris zu besuchen.

Ich befahl daher dem Kutscher meines Oheims das Kabriolet anzuspannen, und mich nach No. 80 Rue du temple zu fahren.

Der Kutscher, welcher beiläufig gesagt, Joseph hieß, war ein geschickter Wagenlenker.

Wir flogen daher mit der größten Schnelligkeit durch die vollbelebten Straßen, zwischen den uns vorbei, entgegen, und mit uns dahinrollenden Wagen, Omnibus,

Kutschen, tilburis u. s. w., und gelangten wohlbehalten vor Hopley's Hause an. Hopley war zu Hause, stand grade vor der Thüre, im Begriff auszugehen, als mein elegantes Kabriolet, mit der Pairs-Krone geschmückt, dicht vor ihm stille hielt.

Seine Physiognomie bei meinem plötzlichen Erscheinen drückte ungefähr in Worte übersetzt aus: Ich wußte wohl, daß du kommen würdest. Dein Besuch wäre mir ganz lieb, wenn ich dir nicht Geld schuldig wäre!

Trotz dieser innern Empfindung empfing er mich jedoch mit jener unvermeidlichen Fassung, die man einem Gläubiger gegenüber nie anzunehmen vergessen darf; führte mich in ein Zimmer, und sagte mir, er habe seiner Großmutter gesagt, daß er mir Geld schuldig sei, und daß sie mich bezahlen würde, obgleich sie sehr geizig, wenn gleich unermeßlich reich sei.

Ob nun mir auch diese Nachricht angenehmer, als alles Andere, welches Hopley mir hätte sagen können, war; so unterdrückte ich jedoch meine freudigen Empfindungen darüber, und äußerte nur mein Vergnügen ihn wohl und munter in Paris wiedergesehen zu haben.

Madame W. M., seine Großmutter, erschien bald darauf: betrachtete mich sehr genau, da sie wahrscheinlich glaubte, ich habe ihren Enkel zu größeren Ausgaben, als nothwendig verleitet, um selbst dabei zu profitiren, redete mich trotz ihres Argwohns ziemlich artig an, und gab mir zu verstehen, daß sie von ihrem Enkel „au fait" von seinen Verbindlichkeiten gegen mich gesetzt sei.

Sie fuhr alsdann fort, mir zu bemerken, daß es sehr großmüthig von mir gewesen, mich ihres Enkels anzunehmen, aber daß es sie in Erstaunen setze, wie man soviel Geld auf der kleinen Reise von Amsterdam nach Paris habe brauchen können, noch mehr aber sich

darüber wundere, daß Hopley sich an mich, einen Fremden, gewandt habe, anstatt in Amsterdam zu einem Banquier zu gehen, da das Haus W. M. in der ganzen Welt bekannt sei.

Ich erwiderte hierauf, daß ich die Vermögens-Umstände des Herrn Hopley durchaus nicht gekannt, also auch nicht hätte wissen können, wie viel er auf seiner Reise ausgeben hätte dürfen, es aber gerne eingestehen wollte, daß wir mehr, als das strict nécessaire ausgegeben hätten.

„Ce qui est fait, est fait!“ rief Madame W. M. aus, „et vous, monsieur, serez payé.“

Sie that mir hierauf einige Fragen über die Familie meines Oheims, welche ich ihr natürlich befriedigend beantworten konnte. Nachdem sie ihr Examen gehörig vollendet hatte; zog sie eine schöne goldene Dose aus ihrer Tasche und bot mir eine Prise an, welches ein Zeichen war, daß sie meinen Antworten Glauben beimesse. Es war übrigens ein großes Glück für mich, daß ich im Stande war, die vielen inquisitorisch aufeinander folgenden Fragen der Madame W. M. zu beantworten; denn sonst würde ich gewiß eine große Menge von Vorwürfen bekommen haben, welche ich meinem ärgsten Feinde, am liebsten aber mir selbst, erspart haben würde.

Nachdem aber Madame W. M. gänzlich davon überzeugt war, daß ich wirklich der neveu de madame la Comtesse und eines Pairs von Frankreich sei; so wurde sie sehr artig und höflich. Bei Gelegenheit dieses Besuches bei Madame W. M. nehme ich mir aber noch die Erlaubniß, alle meine jungen Leser darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn sie sich jemals in einer etwas zweideutigen Lage einer alten Pariserin gegenüber

befinden sollten, sie bis zu den Zähnen geharnischt sein müssen, wenn sie nicht von einem solchen Wesen, und wären sie die rechtschaffensten Menschen von der Welt, zum chevalier d'industrie gemacht werden wollen.

Ich hege überhaupt einen großen Respect vor den französischen Damen von einem gewissen Alter; denn sie sind schlau, durchsetzend, und besitzen eine Gabe, aus einem Menschen, was sie wissen wollen, herauszulocken, die an das Unbegreifliche gränzt.'

Der größte Triumph einer Französin, wenn sie nicht mehr gefallen kann, besteht darin, gefürchtet zu sein. „Qu'on me craigne!" ist ihr Wahlspruch, wenn die Zeit es ihnen nicht mehr erlaubt, die rosenrothe Devise: „qu'on m'aime!" zu führen.

Um nun aber auf diesen gefürchteten Standpunct zu gelangen, müssen sie „au fait" von Allem sein, was vorgeht, von den politischen wie bürgerlichen Angelegenheiten und der chronique scandaleuse eines Menschen; alsdann wird er ecrasirt oder soutenirt; in ihren Händen liegt die gute oder schlechte Reputation eines Menschen, denn in ihrer Gegenwart darf nur das über einen Menschen gesprochen werden, was sie erlauben, und nicht mehr. Wagt sich Jemand in seinen Aeußerungen über die Grenze, welche sie vorgezeichnet haben, so bedürfen sie nur eines Wortes, um den Vergessenen „à l'ordre" zu rufen.

Wie oft habe ich nachher aus dem Munde alter Französinnen die Worte vernommen: „Soyez tranquille, on ne m'en parlera pas, parcequ'on me craint! Si l'on m'en parlera je saurai, ce que j'ai à dire."

Zu dieser Art Französinnen gehörte nun, wenn ich mich nicht irre, madame W. M. auch, die ich nach der

obenerwähnten Unterredung so bald als möglich verließ, um mit Hopley etwas in Paris zu flaniren.

Joseph wurde mit dem Cabriolet und dem Bedienten nach Hause geschickt, daß man mich nicht vor Abend zu erwarten brauche; denn Hopley und ich hatten beschlossen, Paris etwas näher kennen zu lernen.

Zwei junge, unerfahrene Leute, ohne lästigen Aufseher, von Niemandem gekannt, Ausländer dazu, mit voller Gesundheit, voller Börse, und mit der unwillkührlichen, stillschweigenden Uebereinkunft, sich amüsiren zu wollen, — daß, was dem Einem recht, dem Andern lieb sein müsse, — in Paris! In diesem ungeheuern, höllischen Kessel, wo Alles, was nur die Sinne zu reizen und zu befriedigen vermag, wie durch Zauberei gebraut und zur Hand für Geld zu haben ist! Diese beiden jungen Leute müssen wir mit Recht ihrem guten Genius empfehlen, lieber Arnold; denn nur dieser vermag sie durch das grausend liebliche Chaos der verfeinerten Reizungen der unermeßlichen Weltstadt wohlbehalten hindurch zu führen.

Unwillkührlich drängt sich mir bei der Erinnerung an diese jetzt überstandene Gefahr, an dieses Millionen von Opfern jährlich verschlingende Paris, der Gedanke auf: O Paris! Königin der Städte, und aller nur erdenklichen, natürlichen und widernatürlichen Reizungen und Laster, ewig dich wieder gebährender Ocean! Monumente hast du für die unsterblichen Thaten deiner Bewohner, aber jeder deiner Steine ist ein Denkmal eines vernichteten Menschen, einer verlornen Seele!

Unter jedem deiner, nie von frisch grünenden Blättern glänzenden, Bäumen lauscht Verrath, Meuchelmord, Ehebruch, und die Millionen Werkzeuge jugendlicher Unerfahrenheit und Unschuld lockender Versuchung! Das unterdrückte Angst-

Geschrei sterbender Tugend drang mit dem im Winde säuselnden Geräusche deiner Blätter zum Himmel empor — zu einem Himmel, welcher nicht, wie der mythische, das Flehen fliehender Tugend erhört!

Bei dem fahlen Scheine deiner, durch den Nebel einer lasterhaften Atmosphäre verdunkelten, réverbères beleuchtet das, dem Himmel listig entwandte, prometheusische Licht Scenen, Schandthaten, welchen die in erhabener, reiner Glorie untergehende Sonne ihre Strahlen entzieht, um nicht ein erröthender Zeuge derjenigen Thaten zu sein, welche Menschen im nächtlichen Dunkel verüben, in deren Gott-ähnlichem Antlitze sie, nach des Schicksals unwandelbarer, ewiger Bestimmung, am andern Morgen wieder zu leuchten gewungen ist.

Erhabener, flammender Gluthball! Ergössest du nur eine Nacht deine reinen Strahlen über dies Paris, dieses gefeierte, besungene Paris, — so bin ich überzeugt, du würdest, wie bei der Tyndariden gräßlichen Gastmählern, eine rückgängige Bewegung versuchen, und forthin nicht mehr den entarteten, eleganten Abkömmlingen des ersten Menschen-Paares scheinen wollen!

Das Laster, dieses krebsartige, langsam aber sicher um sich greifende, Alles, nur nicht sich selbst, zerfressende Geschwür der moralischen und physischen Bildung des Menschen, streckt seine animalisch-magnetischen Fühlhörner in dieser Hauptstadt der Welt, in nächtliches Dunkel gehüllt, mit langen, umklammernden, spinnenartigen Gelenken aus, und sendet seine Agenten in der Form des kleinsten Glases, welches narkotischen, berauschenden Saft enthält, bis zu dem großen Kelche, in welchem der Mensch, von Stufe zu Stufe gereizt und gesunken, den letzten Schluck des satanischen Gebräues bereitet findet,

welches Tugend, Moral und Sittlichkeit vernichtet, — ohne Schauder ihn leert, und nun reif zur Hölle ist! —

Doch lassen Sie uns einen Vorhang über dieses nächtliche Gemälde ziehn, lieber Arnold. Menschen lassen sich doch nicht durch Vorstellungen abschrecken. Die Grundsätze der erhabensten Philosophie, die Lehren unserer göttlichen Religion, werden durch ein zauberisches Lächeln der Venus pandemos zernichtet. Ich bin überhaupt nicht zum Sittenverbesserer bestimmt, da ich noch so viel an mir selbst zu bessern habe, und es klüger finde, mit sich selbst zu Ende zu kommen, ehe man an Andern zu bessern anfängt, seien es Menschen oder Gouvernements. Nur durch Erfahrungen werden Menschen und Könige klug, wenn man die ältere Bourbons-Linie ausnehmen will, — durch Schriften und Vorstellungen nie! — Daher wollen wir jetzt zu Hopley und mir zurückkehren.

Wir schlenderten, wie gesagt, Arm in Arm in Paris umher, gafften Alles an, was nur anzugaffen war, und sahen so comme-il-faut oder tölpelhaft aus, wie zwei junge Leute nur immer aussehen können, von denen der Eine ein nagelneuer Americaner, der Andere ein Anglo-Hannoveraner ist. Hopley war à la jeune france, ich à la poire coiffirt. Beide waren wir nach der neuesten Mode unserer Länder angezogen, hatten Jeder ein Spazierstöckchen in der Hand, den Hut recht in den Nacken geschoben, und schlenkerten mit Armen und Beinen, wie die besten hannoverschen Bauernjungen es nur „ichtens" vermögen.

Nachdem wir eine ziemliche Zeit auf den Boulevards umhergezogen waren, entschlossen wir uns, in ein Cafehaus zu gehen und ein Glas Absinthe zu trinken; was denn auch schnell ausgeführt war. Das Verlangte ward uns dort von einem garçon in zwei ungeheuer großen

kristallenen Gläsern, worin der geforderte absinthe in zwei kleinen Gläschen enthalten war, servirt. Zu meinem Erstaunen goß jetzt der garçon Wasser zu, bis der absinthe gänzlich damit vermischt war.

„Sonderbare Mode!“ sagte ich zu Hopley; „ich habe noch niemals einen Wermuthschnaps mit Wasser vermischt getrunken!“

„Jedes Land hat seine Mode!“ meinte Hopley, den ich jetzt deutsch redend auftreten lasse, da des Französischen nur zu viel in diesem Briefe vorkommen wird. „Aber nun ist es Zeit, an ein gutes Breakfast zu denken.“

„Ja wohl,“ sagte ich, „wir wollen einen Fiacre nehmen und nach dem palais-royale fahren.“

Gesagt, gethan. Wir gingen hierauf im palais-royale umher und besahen die Aufschriften der Restaurationen.

„Ha!“ rief ich, „sehen Sie hier: Aux frères Provençaux! Da müssen wir hin, weil mein Oncle ein Provencale ist.“

Wir traten in die genannte Restauration und ließen uns von dem garçon die Speisekarte geben. Wir nahmen das ungeheure Blatt, auf welchem eine ungeheure Menge Speisen verzeichnet waren, konnten aber mit der Auswahl der Gerichte nicht zu Stande kommen wegen gänzlichen Mangels gastronomischer Kenntnisse. Die Karte wurde lange studirt, endlich riefen wir beide: „Beefstakes aux pommes de terre!“

„De suite, messieurs!“ war die Antwort des garçon, der wahrscheinlich auf eine ganz andere Bestellung sich gespitzt hatte.

Die Beefstakes wurden schnell gebracht, eben so schnell verzehrt. Nachdem wir die Speisekarte noch einmal

durchstudirt hatten, bestellten wir abermals Beefstakes aux pommes de terre!

Des garçon Antwort blieb dieselbe, aber innerlich mag er uns wohl mit den wirklichen Beefstakes verglichen haben. Da wir aber einige Flaschen Bordeaux zu gleicher Zeit verlangten, so ist uns wahrscheinlich der Mangel an gastronomischem Geschmack von den Besitzern der Restauration „aux frères Provençaux“ verziehen worden.

Während wir auf diese Art gut aßen und gut tranken, redete ich Hopley mit diesen Worten an:

„Ich muß gestehen, daß man hier vortrefflich ißt, und daß diese Restauration der französischen Küche Ehre macht.“

„Ja,“ erwiederte Hopley, „ganz gut! Nur finde ich, daß die Beefstakes nicht saftig und blutig, die Kartoffeln nicht gedämpft genug sind.“

„Die Beefstakes können überhaupt nur gut in England oder Hannover gemacht werden, wie z. B. in Haasen's Schenke. Dafür aber, daß diese von Franzosen gemacht wurden, finde ich sie vortrefflich.“

„Quite excellent!“ meinte Hopley, „besonders, wenn man einige Gläser absinthe vorher getrunken hat. Gute Kartoffeln gibt es nur in America. — Was essen wir aber nun?“

„Ich weiß es nicht. Auf der Karte sind so viele Speisen bezeichnet, aber der Teufel mag wissen, was es für welche sind! Ich kenne die Ausdrücke der französischen Köche nicht. Bei mir zu Hause aßen wir immer à l'anglaise, und deßhalb hatte mein Vater sich einen geschickten französischen Koch kommen lassen. Indeß fällt mir ein, daß wir bei den soupers auf unsern Hofbällen immer eine Art Gericht aßen, welches man salade à la Julienne nannte, und das vortrefflich schmeckte.“

„Hébien!“ rief Hopley. „Garçon! — salade à la Julienne!“

Der arme garçon machte ein ganz erstauntes Gesicht, und betheuerte uns, diese salade nicht zu kennen; er wolle aber bei dem chef de cuisine zufragen, ob ein solcher Salat zu haben sei.

„Oui, oui, oui!“ rief ich; „il faut qu'il y soit!“

Der garçon kam bald darauf zurück, und bat uns um Entschuldigung, wenn wir uns vielleicht geirrt haben sollten: es gäbe wohl einen Salat à l'Italienne, oder à la Lyonnaise, aber nicht à la Julienne.

„Bon, bon!“ rief ich; „qu'est-ce-que cela nous fait! Donnez-nous de la salade à l'Italienne, et de tems en tems, en attendant une bouteille de Bordeaux!“

„Der Kerl ist schrecklich dumm für einen Pariser Marqueur!“ fuhr ich, zu Hopley mich wendend, fort. Als ob es uns darauf ankäme, ob der Salat à la Julienne ist, oder nicht; wenn es nur überhaupt Salat ist! Nicht wahr?“

„Ja,“ versetzte Hopley, „das kann wohl sein; aber den Franzosen kommt es mehr darauf an, wie das heißt, was sie essen, als uns. Es geht ihnen mit ihrer Freiheit eben so, die sie nur dem Worte nach haben.“

„So? Sie haben also in dieser kurzen Zeit schon politische Bemerkungen gemacht? Das nenne ich seine Sachen nicht aus dem Auge verlieren! Jedoch, unter uns gesagt, mir kommt es auch so vor, als ob noch ziemlich viele heimliche Royalisten hier wären, und die Titel in allen Ehren gehalten würden.“

„Die Franzosen sind nicht werth, daß sich die Americaner um ihre Freiheit bekümmern!“ versetzte Hopley. „Gestern Abend war ich mit meinem Vetter im Cafehause und fing ein wenig an, die Marseillaise zu singen, und

„vive la liberté“ zu rufen, als mein Vetter mich sehr ängstlich ersuchte, doch pour l'amour de Dieu nicht ein solches verpöntes Lied zu singen, und solche Toaste auszubringen, wenn ich nicht Lust hätte, von dem neben uns sitzenden maréchal de logis-chef der Gendarmen sogleich arretirt zu werden!“

„Bei Carl dem Großen!“ rief ich aus; „Sie hörten doch wohl sogleich auf, das verdammte Lied zu singen? Glauben Sie mir, das God save the King ist weit besser, dabei läuft man doch wenigstens keine Gefahr.“

„Gefahr?“ schrie Hopley; „ein Republicaner kennt keine Gefahr! Der freie Mann zittert nicht vor dem Despoten und seinen Knechten. Ein einziger Republicaner wirft zwanzig Sclaven zu Boden!“

„In Gottes Namen! wie Sie wollen. Aber ereifern Sie sich nicht so, das ist ganz und gar unnöthig. — Doch, da kommt unser Salat!“

Wir wurden bald mit dem Salate fertig, bestellten darauf Butter und Käse und eine Flasche Champagner.

„Champagner ist noch das beste, was die Franzosen haben,“ bemerkte ich, unsere Gläser füllend. „Kommen Sie, Hopley, und lassen Sie uns in diesem Glase die Gesundheit unserer Mütter trinken!“

„Und nachher die des Königs, nicht wahr?“

„Und dann die der Republik der vereinigten Staaten!“ —

„Und dann die Gesundheit desjenigen, der von uns Beiden am besten trinken kann,“ fuhr Hopley fort; „at our noble selves!“

„Und dann fort!“ bemerkte ich; „denn wir müssen heute Abend noch etwas mehr von Paris sehen.“

Der letzte Tropfen unserer Flasche Champagner war unter so guten Dispositionen bald ausgetrunken, und um

den verschiedenen Genüssen, so wie man den gefüllten Flaschen einen Kork aufzusetzen pflegt, einen geistigen Stöpsel aufzusetzen, — erhoben wir uns von unsern Sitzen, bezahlten, und schlenderten von den frères Provençaux nach dem café d'Orléans, bei welcher Wanderung wir allenthalben stehen blieben, um die verschiedenen Gegenstände, welche sich unsern Blicken darboten, zu betrachten, und kamen endlich in die galerie vitrée, in welcher das café liegt.

Wir befahlen Cafe, und der dienstfertige garçon schenkte uns zwei Tassen von diesem Getränke so voll, daß der Cafe überlief und die ganze Untertasse füllte, und setzte zugleich zwei kleine Gläser und eine crystallene Flasche mit Rum vor uns hin.

In dem wirklich außerordentlich schönen, mit prächtigen Spiegeln und Kronleuchtern verzierten, Cafehause fing es an, nach und nach lebendig zu werden. In kurzer Zeit waren fast alle rothsammtenen Bänke und Sessel desselben besetzt, und an allen Tischen wurde domino, écarté oder piquet gespielt. Hopley und ich hatten uns in eine Ecke des Cafehauses gesetzt, bewunderten die prächtigen Verzierungen desselben, und unterhielten uns ganz gemüthlich mit einander; sprachen jedoch wohl lauter, als wir es selbst vermutheten, da der Bordeaux und der Champagner uns äußerst redselig gestimmt hatten.

„Es ist doch gar nicht übel," begann ich, nachdem eine kleine Pause in unserer Unterredung eingetreten war, „in Paris zu sein, und gerade so, wie wir Beide: ganz ohne allen Zwang, — Geld genug, um wenigstens diesen Augenblick vergnügt leben zu können! — Ich muß gestehen, daß mir der Gedanke, nach Algier zu gehen, in Paris recht unangenehm zu werden anfängt!"

„Es ist Alles in dieser Welt einerlei!" seufzte Hopley,

dessen Stimmung mit einem Male eine melancholische Wendung zu nehmen schien. „Ich wollte, ich wäre an Ihrem Platze, und eine Beduinen-Kugel gewährte mir ein schnelles und rühmliches Ende!“

„Warum werden Sie denn plötzlich so ernsthaft, lieber Hopley? Trinken Sie ein Gläschen Rum, und Ihnen wird besser zu Muthe werden.“

Der Americaner griff maschinenmäßig nach dem Glase, leerte es langsam, und sprach dann leise: „pour Mary!“

„Was ist denn das für eine Mary?“ fragte ich.

„Meine Geliebte in America!“ versetzte er traurig, und sein Auge wurde feucht.

„Ach, lassen Sie die in America, und verderben Sie uns den heutigen Abend nicht! Wenn ich an alle meine Geliebten in Hannover denken wollte, da hätte ich viel zu thun!“

„Sie war so gut, hatte mich so lieb!“ fuhr Hopley fort, indem sein Ton immer weicher wurde. „Ich versprach ihr, stets an sie zu denken; und heute den ganzen Tag über dachte ich noch nicht an sie!“

„Das ist freilich sehr unrecht von Ihnen, wenn Sie es ihr versprochen haben. Aber, wenn Sie den ganzen Tag über nicht an sie dachten, wie kommt es denn, daß Sie gerade jetzt, so sehr zur ungelegenen Zeit, an sie denken?“

„Sehen Sie sich um!“ flüsterte Hopley, „da — da — nun, sehen Sie nicht?“

„Nun ja, ich sehe — ich sehe eine Dame, welche uns gegenüber sitzt, bei ihr einen alten Herrn — weiter nichts!“

„Das ist es gerade!“ rief Hopley. Die Dame sieht aus wie meine Mary, wie meine poor dear Mary!“

„Der arme Americaner verfiel jetzt in jene Art von

trüber Wein-Melancholie, die mit jedem petit-verre immer trübseliger wird und gefühlvoller macht. Indessen verhinderte ihn seine Schwermuth nicht, empfindsame Blicke nach dem Ebenbilde seiner poor Mary zu senden, welche von der Dame lebhaft erwiedert wurden.

Der edle Republicaner glotzte sich beinahe die Augen aus dem Kopfe, um der Dame es verständlich zu machen, wie sehr er seine arme Mary liebe, seufzte tief, — und Gott weiß, wie tragisch diese auffallende Aehnlichkeit geendet hätte, — wenn nicht ein sehr elegant gekleideter Franzose, der gesessen und die Zeitungen gelesen hatte, sich plötzlich mit folgenden Worten an uns gewandt hätte:

„Pardon, messieur! Je vois bien que vous êtes étrangers! La jeune dame vis-à-vis attire vos regards sur sa charmante personne! c'est un fait! On est jeune, on aime à contempler ce qui est beau! Mademoiselle est belle, bien belle, elle fixe votre attention, c'est un fait. Mademoiselle que voilà, tourne la tête à tous nos jeunes gens! Vous, messieurs, commencez à vous appercevoir du charme de sa beauté. Quelle taille! quel regard! quel pied! Elle est faite à ravir! Désireriez-vous savoir son nom, messieurs? C'est mademoiselle Marie!"

„Mary?" rief Hopley; „ce n'est pas vrai, monsieur, ... ce n'est pas elle, impossible!"

„Pardon, monsieur!" fuhr der höfliche Franzose fort; „c'est bien elle .... c'est bien Mlle. Marie ou Mary, si vous voulez. C'est une jeune artiste ... je la connais bien ... c'est un fait! Je suis artiste moi-même. Elle est charmante, pleine de graces, sa conversation brillante ... c'es messieurs désireront de faire la connaisance de cette beauté incomparable ... c'est un fait! Je pourrai vous en indiquer le moyen ... mais made-

moiselle est capricieuse ... elle est trop belle pour ne pas l'être. C'est un fait! heureusement ces messieurs sont étrangers. Mademoiselle a un gout prononcé pour les étrangers, surtout pour les Américains!"

„Je suis Américain! moi!" ſchrie der empfindſame Hopley; „et si vous aviez un moyen de m'approcher de cet ange ..."

„C'est un fait!" fiel der Franzoſe ein; „mais patience, monsieur, patience! Cela ne va pas comme le vent! Mais vous êtes jeune. Vous brûlez, comme de la paille! C'est un fait! Si vous me promettez de vous conduire sagement... je trouverai bien le moyen... Attendez! Attendez monsieur! Oui... je l'ai. C'est un fait! Mademoiselle aime le spectacle ... elle y est abonnée ... mais aujourd'hui il y a abonnement suspendu ... toutes les loges sont prises ... Le vieux est avare ... Mademoiselle brûle de voir la pièce ... c'est la folle par amour qu'on donne ce soir ... Si vous voulez prendre une loge, messieurs, je l'arrangerai, je suis connu au théâtre ... je dirai que c'est moi ... Elle viendra. Vous y entrerez, je vous présenterai. C'est un fait! Connaissance faite ... souper fin chez Verry ... frais communs ... Vous, monsieur, y fileriez votre parfait amour ... Monsieur, qui est Allemand, et moi, nous nous en tiendrons aux plats ... C'est un fait!"

„Oui, oui, monsieur!" rief Hopley: „Arrangez, arrangez l'affaire! mais vite!"

„De tout mon coeur!" verſetzte der Franzoſe, und hüpfte zu dem Tiſche, an welchem Mademoiſelle Marie und ihr Vater ſaßen. Der Franzoſe flüſterte viel und heimlich mit ihnen. Mademoiſelle Marie ſchien ſich in das Mittel zu legen. Der Alte nickte mit dem Kopfe, und nach einigen Augenblicken flog der Pariſer mit tri-

umphirender Miene auf uns zu, Hopley zulispelnd: „Vous avez du bonheur, monsieur, tout est arrangé.“

Nachdem Mademoiselle Marie ein Glas Eis mit der liebenswürdigsten Grazie von der Welt beendet hatte, erhob sie sich nebst ihrem Papa und verließ den Salon des Cafe-Hauses.

„Suivez-les, messieur!“ rief der Franzose, „je prendrai les billets, et je commanderai notre souper! C'est un fait!“ und schoß aus dem Salon.

Hopley und ich folgten Arm in Arm dem Alten und seiner Tochter, welche natürlich den Weg zum Theater nahmen.

„Das ist eine vertenfelte Geschichte, lieber Hopley“, sagte ich indem wir vorwärts schritten. Erst dejeuniren wir, bis es dunkel wird. Dann trinken wir Cafe im Café d'Orléans, nachher finden wir dort ein französisches Mädchen, das gerade so aussehen muß, wie Ihre Americanerin. Dann machen wir die Bekanntschaft eines wildfremden Menschen, der nicht mal sich uns vorstellen läßt. Nun gehen wir Alle fünf in das Theater, von da sollen wir zu Verry, nun ich weiß nicht, wohin wir noch kommen werden, aber ich finde das Alles, wie der Franzose sagt: „„C'est un fait““ ist.“

„Na, Ende gut, Alles gut! Es lebt sich doch ganz angenehm in Paris! Nicht wahr? Es ärgert mich nur, daß ich nicht auch eine Schönheit gefunden habe, die mit mir in das Theater gehen will. Wird sich aber auch schon machen lassen, vermuthe ich. Aber wie geht es mit Ihrer Melancholie?“

„Mein Freund,“ versetzte Hopley lächelnd, „nur in der Gegenwart lebt man, und die Vergangenheit vergißt man.“ —

„Es muß etwas Wahres daran sein, denn Sie

liefern mir in Person ein untrügliches Beispiel davon. Ich muß aber doch sagen, daß die Franzosen ein sehr coulantes Volk sind. Bei uns in Hannover wäre das nicht so schnell gegangen! Da muß es reiflich erwogen werden, ob es sich auch schickt, ob es erlaubt ist, ob die Leute nicht darüber sprechen werden. Hier geht Alles anders zu."

„Bah!" sagte Hopley, „es geht Alles in der Welt, wenn man nur will, und Niemanden fürchtet. Vive la liberté!" „Aber", fügte er hinzu, „daß dieses so schnell gegangen ist, das liegt in der Macht der Sympathie begründet!" —

„In der Macht der Sympathie! Wo Teufel! steckt denn die bei unserer Komödie?" —

„Sie lag in den Blicken, und in der Atmosphäre, die ich und Mlle. Mary austauschten und einathmeten. Die plötzliche Neigung, welche zwei Menschen für einander empfinden, ist die Vermischung ihrer gegenseitigen Ausdünstungen, die sich in der Luftregion über ihren Häuptern concentriren, un mariage en l'air, und auf diese Weise sympathetisch auf beide einwirkt."

„Erlauben Sie mir gefälligst," lieber Hopley, „in welchem americanischen Romane haben Sie diese Absurdität gelesen?"

„In keinem Romane," äußerte Hopley. „Es sind die letzten Folgerungen meiner Schlüsse über Dunst- und Dampf-Wirkungen."

„Nun, denn wünsche ich Ihnen viel Glück, lieber Hopley, und hoffe, daß Ihre Dunst- und Dampfliebe sich nicht zuletzt in Wasser auflösen möge!" —

Wir waren jetzt an den Eingang des théâtre du palais royal gekommen. Der Alte und Mlle. Marie waren schon in dasselbe gegangen. Wir folgten mit dem

Pariſien, welcher uns an der Caſſe erwartet hatte, bezahlten die Billets, und wurden von ihm in eine Loge geführt, wo unſere Schöne und ihr Papa ſchon Platz genommen hatten. Der Franzoſe ſtellte uns beide „comme ses amis“ vor.

Der Americaner ſetzte ſich hinter ſeine Dampfſchöne; ich neben den Pariſer, und nahm jene vornehme, nachläſſige Haltung an, die den Leuten beweiſen ſollte, daß ich im Theater, wie zu Hauſe wäre.

Der Vorhang ging jetzt in die Höhe und wir ſahen Eins von jenen hunderttauſend franzöſiſchen Vaudevilles, deſſen Namen ich aber nicht weiß, den berühmten Schauſpieler N. N., deſſen Namen ich auch nicht weiß, da es meine gänzliche Neuheit verrathen hätte, wenn ich einige Fragen deshalb gethan hätte!

So viel aber weiß ich „la folle par amour“ wurde nicht gegeben, wohl aber „les fous,“ wenn auch nicht auf der Bühne dargeſtellt!

Ich erinnere nur, daß jener berühmte Acteur N. N. ein Couplet ſang, in welchem folgende Worte vorkamen, welche meine Aufmerkſamkeit erregten: „Ne parlons pas „de politique, la France change ses ministres, comme „moi je change de chevaux!“

„Hören Sie wohl, Hopley,“ rief ich aus, „das iſt eine Satyre auf meinen Oncle, der Miniſter unter Charles X. war. Es iſt doch ſonderbar, daß gerade dieſes geſungen werden muß, wenn ich, ſein Neffe, zum erſten Male in Paris im Theater bin!“

„Oui vraiment!“ erwiderte Hopley, „indem er fort fuhr ſeiner Schönen auf den blendenden Nacken zu ſehen, da irgend ein ſympathetiſches Mittel ihre wirklich ſehr ſchönen Schultern durch das Herunterfallen des neidiſchen Shawls entblößt hatte.

Wie ich aber die Worte: „mon oncle, Charles X., ministre“ gesprochen hatte; so wandte Mlle. Marie ihr schönes Köpfchen um, und sah mich durch die Lorgnette an, der Papa maß mich mit einem prüfenden Blicke, mein Nachbar begann sich zu räuspern, und dann mich zu fragen:

„Monsieur a-t-il des parents à Paris?“

„Ja,“ versetzte ich, „der Graf Portalis ist mein Oncle.“

„Comment! l'Exministre de Charles X. le premier président de la cour de cassation?“

„Derselbe.“

„Mais monsieur de Portalis n'est pas à Paris.“

„Das weiß ich wohl. Er ist auf seinen Gütern in der Provence, ich aber wohne in seinem Hause in Passy!“

„Mais monsieur est Allemand — comment se fait-il?“

„Der Graf Portalis hat die Schwester meiner Mutter geheirathet. Uebrigens bin ich ein Hannoveraner und Unterthan Seiner Majestät von Großbritanien.“

„Vous avez de beaux chevaux dans votre pays!“

„Wir haben Alles, was wir haben müssen!“

„Ce sont peut-être des raisons politiques, Mr., qui vous ont déterminé de quitter votre pays?“

„Raisons politiques!“ rief ich aus, „bei uns, mein Herr, bekümmert man sich nicht um die Politik. Wir kennen nicht Ihren Unsinn von Carlisten, juste-milieu und Republicanern! Wir kennen nur unsern König!“ —

„Ah-ha!“ rief Hopley aus, „monsieur le baron est sur son chapitre favori! Son Roi! c'est tout pour lui! Le Roi, c'est l'état!“

„Pour moi, monsieur, je suis pour la liberté!“ flü-

sterte Mlle. Marie, dem Americaner einen schmachtenden Blick zuwerfend.

„Au diable tous les rois, et Louis Philippe le premier!“ brummte der Papa.

„Je suis un partisan du juste-milieu,“ meinte mein Nachbar, „et vous aussi, monsieur l'Américain, n'est-ce pas?“

„God damn no!“ platzte Hopley heraus: „Vive la république! Vive l'Amérique!“

„Et moi je suis Carliste!“ flüsterte eine feine, wohlklingende Stimme, welche einem jungen Mädchen angehörte, die in einer Nebenloge und dicht bei Mlle. Marie saß, und ihr liebliches Köpfchen zum ersten Mal von der Scene wandte.

„Nous le savons, Mlle. Pauline!“ entgegnete Mlle. Marie, und fuhr zu Hopley sich wendend fort: „Mlle. Pauline, monsieur, mon amie intime, que je vous présente, mais elle est Carliste enragée et moi je suis républicaine à mort; nous nous faisons continuellement la guerre, mais cela n'empêche pas les sentimens d'amitié, n'est-ce pas Pauline?“

„Dieu nous en garde!“ versetzte die liebliche Anhängerin de la royauté déchue.

„Cela ne fait que de rendre notre amitié des plus piquantes! Je ne suis pas française pour rien, je veux être contrariée, et si je pardonne à ce monstre de Louis Philippe, si je ne l'ai pas encore tué de mes propres mains, c'est à cause, qu'il sait si bien contrarier les français!“

„Bravo, mademoiselle Pauline!“ versetzte mein Nachbar, „toujours la même! toujours enragée! toujours opinion tranchante! toujours un mot pour rire! Rien de plus beau! C'est un fait!“

„Taisez-vous traitre," entgegnete Mlle. Pauline, „vous avez beau vous pâmer de votre juste-milieu! C'est quelque chose de beau que la vie que vous menez depuis votre glorieuse révolution; un jeune homme de votre naissance devrait avoir un peu plus d'égard pour sa famille, et plus de reconnaissance pour ceux, qui lui ont fait du bien! Je suis honteuse de la conduite de nos jeunes gens d'aujourd'hui!"

„Je suis artiste et français!" entgegnete der Pariſer, „mon pays, mon pays avant tout! C'est incroyable monsieur," fuhr er zu mir ſich wendend fort, „que l'amour, que nous portons à notre belle france! Voulez-vous le croire, monsieur, nous sommes si misérables, nous n'avons pas de quoi vivre, nous payons des impôts à n'en plus pouvoir, mais nous allons au théâtre, un auteur sécrie: „O que la France est belle, et que je suis fier d'être français!" Allons, monsieur, nous sommes contens, nous n'avons plus faim, nous applaudissons tous, en criant: Vive la France! Nous sommes heureux en effet, du moins pour le moment! C'est un fait!"

Der Teufel ſollte Euch Alle holen, Ihr verdammten Franzoſen! dachte ich bei mir ſelbſt, mit eurer belle france, eurem juste-milieu, eurer Freiheit und euren politiſirenden Damen! Dummes Volk! das von nichts anderm ſchwatzen kann, als von ſich ſelbſt, und von Hannover nichts weiß, als, daß da gute Pferde ſind.

Der erſte Act war aber nun während dieſer lebhaften Unterhaltung vorüber gegangen, und mein Nachbar ſchlug mir vor, uns mit einem Glaſe Punſch à la glâce zu reſtauriren.

Ich nahm dieſen Vorſchlag gerne an. Wir verlie-

ßen daher die Loge, gingen aus dem Theater, und nach dem café d'Orléans zurück. Unterwegs begegneten wir einer Menge von Bekannten meines Führers, welche er sämmtlich einlud mit in das Café zu gehen, weil, wie er mir sagte, dieses Mode in Paris wäre. Wir bildeten daher einen ziemlich großen Schwarm, als wir in das Cafe-Haus traten, wo der Pariser für uns Alle Punsch, Orgeade, Limonade, was jedem von uns gefällig war, bestellte, welches auch sogleich servirt wurde. — Nachdem wir Alle genossen und genug getrunken hatten, wandte sich mein Freund an einen jungen Menschen, welcher gutmüthig aussah, ungefähr wie ein poule à plumer und proponirte demselben eine Partie Ecarté. Die Partie wurde angenommen. Die beiden Spielenden setzten sich nieder.

„Qu'est-ce que nous jouerons?" fragte mein Freund, nachdem er die Karten gemischt hatte. „Jouerons-nous la consomation?"

„Soit!" versetzte der Andere, „en partie liée." — Die Karten wurden gegeben. — Der Pariser verlor die erste Partie, die Zweite und Dritte gewann er aber.

„C'est fini!" rief er aufstehend, „Garçon! — „C'est monsieur qui paie la consomation! C'est un fait! Allons, monsieur," wandte er sich zu mir, „il faut nous en aller! Bon soir monsieur!" Wir gingen fort.

„Il y est pour ses dix francs!" sagte mir der Franzose im Gehen, „c'est un riche gaillard, qui a plus de 40,000 francs de rente et qui se croit d'une force supérieure à l'écarté. Mais à propos, avez-vous déjà été à No. 113?" „Allons-y," fuhr er fort, nachdem ich seine Frage verneinend beantwortet hatte, „il faut que

vous fassiez connaissance avec notre Paris. C'est un fait!"

Wir befanden uns kurz darauf in jenen berüchtigtigten Gemächern, in welchen die Gehülfen des Teufels geschäftig sind durch Rouge et Noir und la Roulette den unglücklich Spielenden schon hier auf Erden einen Vorgeschmack der Qualen der Hölle zu geben.

„Allons monsieur," raunte der Pariser mir zu, „il faut tenter la fortune!"

Ich zog ein fünf Franken Stück aus der Tasche, setzte dasselbe — gewann. Setzte wieder und spielte weiter bis ich 25 Louisd'or gewonnen hatte.

„Poussez votre jeu!" schrie der Franzose. „Mettez tout! Il faut hasarder le coup décisif. Vous êtes en vaine! Vous gagnerez! C'est un fait!"

„Nein," erwiderte ich, „ich habe genug gewonnen — lassen Sie uns gehen."

„Prêtez-moi cinq Napoléons," bat der Franzose, „j'ai oublié ma bourse — mais je ne joue pas à la Roulette — attendez-moi un moment."

Ich gab ihm die fünf Napoleonsd'or. Er ging in das andere Zimmer, kam aber bald zurück und sagte: „J'ai du gignon, j'ai tout perdu, allons au théâtre!"

Wir gingen in das Theater. —

In unserer Loge war aber eine kleine Veränderung während unserer Abwesenheit vorgegangen. Mademoiselle Pauline war in dieselbe gekommen, und hatte ihren Platz bei mademoiselle Marie genommen.

„Monsieur Ricard," rief die Letztere meinem Begleiter zu, „je viens de faire une nouvelle acquisition pour votre souper! Mademoiselle veut bien être des notres pour ce soir!"

„J'en suis ravi!“ meinte Monsieur Ricard, „c'est un fait!“

„Pas si naturel, comme vous le croyez monsieur,“ bemerkte mademoiselle Pauline, „j'ai mes raisons, c'est pour vous contrarier!“ —

Im Theater fiel nichts Bemerkenswerthes mehr vor. Als es zu Ende war, bot Hopley seinen Arm der mademoiselle Marie, ich den Meinigen der mademoiselle Pauline an, der Vater folgte, und so zogen wir, Ricardo ducente, nach Verry hin. —

Dort angelangt fanden wir, dank sei es der Fürsorge des Herrn Ricard, Alles zu unserm Empfange bereit. Ein niedliches Zimmer, Cabinet, salon particulier, nahm uns auf. In der Mitte desselben stand ein mit der höchsten Eleganz und Nettigkeit gedeckter, runder Tisch à cinq couverts. An den Seiten des Salons liefen kleine, geschmackvolle, mit gelber Seide überzogene Ottomanen einher, und in einem eleganten Kamine, der Thüre gegenüber, brannte ein lustiges Feuer, auf dessen Gesimse zwei schöne bronzene Lampen standen, und über welchem ein großer Spiegel hing.

Dies war der Schauplatz, auf welchem monsieur Ricard seine Gäste mit einem souper à la Verry regaliren wollte.

Mademoiselles Pauline und Marie beschäftigten sich natürlich erst mit dem in Ordnung bringen ihrer Toilette, besahen sich einige Male in dem Spiegel, begrüßten sich mit den Worten: „Comme tu es jolie, mignonne! ma mie, ma pouponne!“ und riefen dann dem monsieur Ricard zu: „Monsieur nous sommes prêtes à tout.“

„A tout?“ wiederholte Monsieur Ricard, „cela veut dire beaucoup!“

„Farceur!“ rief mademoiselle Marie, „à souper! Pas davantage!“

Wir setzten uns darauf Alle zum Essen nieder. Hopley zwischen Mlle. Marie und Pauline — an der Seite der Letztern ich, dann kam der Papa, und zuletzt unser Präsident, monsieur Ricard.

Ich muß Ihnen nun aber erst eine Beschreibung der beiden Damen liefern, lieber Arnold, welches ich bisjetzt vergessen habe.

Mademoiselle Marie war hoher, schlanker Natur; sie hatte glühende, schwarze Augen, und eine Fülle rabenschwarzer Locken, welche sie à l'enfant trug; so, daß sie auf ihren blendend weißen Nacken herunter fielen. Ihre hohe, schöne Stirn zierten zwei feine, bogenförmige Augenbraunen, zwei fein geschnittene Lippen zeigten, wenn sie sie öffnete, zwei Reihen blendend weißer Zähne, aber ein melancholischer Ausdruck lag in ihrem schönen Gesichte. Ihre schöngeformten Glieder bedeckte ein braun seidenes Gewand, um die Taille durch ein etwas dunkeleres Band zusammen gehalten, und vermittelst einer goldenen, mit rothen Korallen geschmückten Schnalle befestigt. Sie trug lange Aermel à la gigot, und ihre kleinen Händchen sahen aus feinen, gestickten Manschetten hervor.

Mademoiselle Pauline bildete den Gegensatz zu ihrer Freundinn. Sie war kleiner, hatte blonde Haare, welche sie an beiden Seiten gescheitelt trug; große, schmachtende, blaue Augen, welche vortrefflich zu ihrem lilien- und rosenfarbenen Teint paßten, ein allerliebstes Mündchen, um welches beständig ein schalkhaftes Lächeln schwebte, und eine vollkommen schön geformte Brust, eine seltene Erscheinung in Frankreich. Sie war ganz in Weiß gekleidet, zwei blaue Bänder liefen von ihren

Schultern bis in die Mitte des Gürtels zusammen, welcher auch durch ein blaues Band gebildet war, und formirten auf diese Weise eine römische X. Auch sie trug lange weiße Gigot-Aermel, gestickte Manschetten und weiße Glace-Handschuhe. In ihrem ganzen Wesen lag eine natürliche Heiterkeit, erhöht durch jugendlich frische Fülle und Anmuth.

Beide Damen waren auch, wenigstens wie es schien, außerordentlich gut aufgelegt, denn sie setzten sich mit einer so frohen Laune und natürlichen Eßlust zu Tische, daß es ein wahres Vergnügen war zu betrachten, wie sie bald diese, bald jene Schüssel zu sich zogen, und ausriefen: „Cela doit être bon, bien bon!“ und sich gegenseitig, wie die ganze Tischgesellschaft schalkhaft aufforderten, bald von diesem, bald von Jenem zu essen. Nie stand ihr Mündchen still, bald rief die Eine, bald die Andere: „Pauline veux tu de ci, de ça... Passes-moi ce plat, cela doit être excellent! — Ne manges pas de cela, ma mie, cela te serre le coeur!... Papa, encore un morceau?... Monsieur l'Américain help your self!... Monsieur Ricard, on n'a pas besoin de vous inviter de faire, comme nous... tiens, Marie, goutes-moi de ces champions, n'en manges pas trop ma pouponne, cela donne des rêves! —

Sers donc ton voisin, Pauline, il n-y-a que nous deux, qui mangent! Comment trouvez-vous la cuisine française, messieurs? — O Dieu, Ricard, vous avez oublié de commander des beefstakes aux pommes de terre, pour ces messieurs! toujours des pommes! n'est-ce-pas, messieurs?“

Auf diese Art ging die Unterhaltung zwischen den beiden Damen scherzhaft fort, während welcher monsieur Ricard, der alte Papa, Hopley, ungeachtet sei-

ner Passion, und ich, alle Höflichkeit außer Augen setzend, uns tapfer an eine ungeheure Schüssel mit Austern hielten; so, daß wir in kurzer Zeit sämmtlich hinter Austerschaalen verborgen saßen und das nöthige Material zu einer kleinen Pyramide des Cestus hätten liefern können.

Monsieur Ricard hatte indessen auch nicht versäumt für unsere Gurgeln zu sorgen. Vortrefflicher, etwas am Kamin-Feuer gewärmter Xeres und Portwein wurde herumgegeben. Der Tischwein bestand aus gutem Bordeaux-Weine; und einige Flaschen Champagner standen in eleganten Eisbehältern, als Reserve-Armee des Gottes der Freude, auf dem Nebentische, mußten aber, vor der gesetzlichen Zeit anrücken, denn mesdemoiselle Marie und Pauline behaupteten, heute Abend keinen andern Wein, als den schäumenden Franzosen vertragen zu können.

Es war natürlich, so reizenden Lippen keinen Wunsch abschlagen zu können; besonders da ihre wundervollen Augen schon nach dem ersten Glase Champagner einen schwärmerischen Ausdruck erhielten, den zu unterhalten Hopley sein Möglichstes that; zugleich aber nicht vergaß, sich selbst einzuschenken, um au niveau seines wunderlieblichen Dampfbildes zu bleiben.

Herr Ricard und der alte Papa folgten nicht ungern dem Beispiele der Damen, nur ich alleine nicht, weil es bei mir zur Regel geworden war, nie verschiedene Weine untereinander zu mischen.

Ich fühlte überhaupt die Nothwendigkeit nicht ganz den Kopf zu verlieren, ohne daß ich an etwas Arges gedacht hätte. Madèmoiselle Marie, Pauline, der Alte hatten sich bisjetzt so comme il faut betragen, daß ich sie für sehr honnette Leute hielt, welche mit zwei

jungen Fremden einen angenehmen Abend zubringen wollten; und wenn gleich es mir auffiel, daß sie, ohne uns zu kennen, in den Wunsch Hopley's eingegangen waren; so bedachte ich, daß ihnen derselbe durch monsieur Ricard vorgetragen sei, und daß in Paris eine so schnelle Bekanntschaft nichts weiter auf sich habe.

Unser souper ging nun immer lustig seinen Gang fort, und der alte Papa, wie der monsieur Ricard füllten sich dermaaßen mit Speisen und Getränken, daß es mir unbegreiflich war, wo sie alles dieses in ihren abgehagerten französischen Gestalten lassen konnten. Ich sah mit Erstaunen zu, wie sie eine Portion nach der Andern verschlangen, und überzeugte mich auch nachher mit eignen Augen, daß sie während der Dauer des soupers noch einmal so stark geworden waren, als ehe wir uns zum Abend-Essen niedersetzten, welches mir einen vortrefflichen Beweis der elastischen Ausdehnungs-Kraft ihres Magens lieferte.

Es war indessen wohl für alle convives nothwendig geworden, nach gerade eine kleine Pause eintreten zu lassen, um den so wacker bewegten Mundorganen ein wenig Ruhe zu gönnen.

Nachdem also die erste Wuth des Einhauens in die Speisen, denn so konnte man es wirklich, ohne uns Unrecht zu thun, nennen, vorüber war; so entstand eine kleine nothwendige digestive Waffenruhe, welche dazu angewandt wurde, sich den Mund gehörig mit der Serviette abzuwischen, die untern Knöpfe der Weste etwas aufzuknöpfen, sich zu räuspern, den errungenen Bauch behaglich zu streicheln, sich die Zähne zu stochern, und gegenseitig sich mit dem Ausdruck in den Blicken anzusehen, welcher gesättigte Zufriedenheit ausspricht. —

Nach einigen Augenblicken nahm der alte Papa das Wort und sagte:

„C'est que j'appèle bien souper! Il faut faire dire à Verry que nous sommes contens de lui. Ah-ça, monsieur l'Allemand, le diable retienne votre nom gothique il faut que je vous boive!“

„Il vous serez bien facile, monsieur,“ bemerkte Mlle. Pauline, „d'appeler, monsieur le baron par son titre.“

„Va! avec vos titres, mademoiselle, baron ou non baron, qu'est-ce-que cela me fait!“ erwiederte der Alte, welchem der Wein schon ziemlich zu Kopfe gestiegen war, und fuhr dann fort: „Titres, voyez-moi ça! Qui me parle de titres depuis notre glorieuse révolution? C'est l'argent, qui fait tout. Vive la liberté!“

„Bien, monsieur, bien!“ entgegnete die kleine Carlistin. „On voit bien que vous n'avez jamais fréquenté la bonne société!“

„Mille tonnerres!“ schrie der alte Papa. „Qui me parle ici de la bonne société? La bonne société, Mlle. Pauline, c'est celle, qui me convient, où je suis à mon aise, où je bois, je mange, où je parle, cc qui me plaït, où je peste, je jure, sacré nom de Dieu! tant que cela me fasse du plaisir!“

„A merveille,“ entgegnete Mlle. Pauline, „à merveille, monsieur! Continuez de la sorte, monsieur, et vous allez chatouiller nos oreilles de charmans propos! Je ne m'étonne plus de rien, monsieur! On connait trop bien la soûche, dont vous sortez, pour ne pas s'attendre à tout! En verité, monsieur Ricard, je suis étonnée de vous avoir vu faire un si bon choix parmi vos nombreuses connaissances, en nous invitant ce vieux butor, qui ferait mieux de manger ses châtaignes chez lui, s'il en a un, ou dans

un coin de la rue, que de sabler ici du vin de champagne et de nous dire des injures à la figure!“

„Comment, ma princesse!“ unterbrach ſie der Alte grimmig, „est-ce-que vous êtes par hasard la reine de la fête, madame? est-ce-que vous voulez nous dicter ici des ordonnances? vous, madame, dont la mère se faisait courtiser par un vieux valet de chambre de S. M., d'odieuse memoire? vous, qui se croit d'ancienne noblesse, et plus que les autres, parceque .....“

Hier hielt jedoch Herr Ricard, welcher dem Wortwechſel aufmerkſam gefolgt war, für beſſer, die ſtreitenden Parteien zu beruhigen, welches er mit folgenden Worten verſuchte:

„Monsieur et madame, vous avez tort tous les deux, pardonnez, mais il faut que vous le dise. Vous monsieur, parceque à votre âge on ne doit plus s'importer pour des bagatelles, et parceque vous avez tort de parler dédaigneusement d'une caste, dont un membre de notre société fait malheureusement part; je dis malheureusement, car il est vrai, que c'est un grand malheur d'appartenir dans nos jours à une caste, qui n'a plus que des titres, qui ne font que de lui rappeler une grandeur passée, detruite par nos trois jours! c'est un fait. Et vous, Mlle. Pauline, vous avez eu grand tort d'attaquer notre digne ami, d'une manière si prompte, si vive et de lui témoigner votre mépris au milieu et dans la présence de ces messieurs. Enfin, monsieur et mademoiselle votre plus grand tort est celui d'avoir troublé notre répas. Nous sommes ici pour nous égayer et point pour nous quereller — oui, mes amis, soyons gai! touchez la main et buvons à la santé de la concorde! Voyons: union et force! C'est un fait!“

Gegen dieſe vortreffliche Rede des Herrn Ricard war

natürlich nichts einzuwenden. Wir stießen zusammen an und tranken aus.

„Maintenant c'est mon tour de porter un toast!“ rief Hopley. „Opportunity, unity and a pretty girl!“

„Qu'est-ce-que cela veut dire, monsieur?“ fragte mademoiselle Marie.

„Occasion, union et une jolie demoiselle!“ versetzte Hopley, seine Nachbarin mit flammenden Blicken betrachtend.

„Je ne sais pas grande chose de l'Anglais,“ fuhr Mlle. Marie fort, „mais je m'en rappèle une ou deux expressions. Pouviez vous me dire monsieur, ce que cela veut dire en francais: give mi a Kiss, my dear.“

„Oui, oui!“ rief Hopley, „je puis bien vous le dire, mais je voudrais plutôt vous le prouver.“

„Soyez sage, bien sage!“ flüsterte Mlle. Marie ihm zu.

Während der Zeit daß Mlle. Marie und Hopley fortfuhren, Artigkeiten aus dem Engliſchen in das Franzöſiſche und umgekehrt, ſich ſo handgreiflich als möglich zu überſetzen, war auch Mlle. Pauline der langen Unthätigkeit müde geworden, und begann nun, alle Waffen ihrer Liebenswürdigkeit und Coquetterie gegen mich zu wenden, aufgefordert durch einige Blicke des Herrn Ricard, welcher, Andere nach ſich beurtheilend, glauben mochte, der Augenblick ſei nun gekommen, wo Bacchus mit Venus im Bunde dem armen Sterblichen den letzten Reſt ſeiner Vernunft zu rauben vermag.

Indeſſen hatte ſich monsieur Ricard hierin geirrt, oder es noch nicht mit einem Exofficier des 9ten Infanterie-Regiments zu thun gehabt, der es vortrefflich verſtand, ſeinem Mann im Trinken die Stange zu halten.

„Hébien, monsieur!“ redete mich Mlle. Pauline an, indem ſie mir ein Glas Champagner einſchenkte, „vous

n'avez pas encore bu à la santé de votre Roi! L'avez vous déja oublié parmi ces libéraux?"

„Meinen König vergessen!" rief ich aus; „das soll Niemand mir nachsagen können! Kommen Sie, stoßen Sie mit auf seine Gesundheit an."

Die Gläser wurden geleert.

„Et Charles X.?" fragte nach einigen Augenblicken die hübsche Carlistin, „ne vaut-il pas aussi un verre de vin dans vos yeux, monsieur le baron?"

„Mit Vergnügen," versetzte ich; „einem unglücklichen König einen Beweis meiner Achtung zu geben, werde ich nie unterlassen."

Charles X. Gesundheit wurde getrunken.

„Encore un verre, monsieur le baron, à la santé de madame, de cette mère courageuse, de la noble prisonnière de Blaye!" begann Mlle. Pauline von Neuem.

Qu'elle vive!" rief ich, mein Glas leerend.

Herr Ricard, welcher bis jetzt schweigend dagesessen hatte, fing nun auf einmal das bekannte Lied von Béranger auf die Herzogin von Berry zu singen an:

„De la princesse Caroline
Qui sut appaiser la douleur?
De cette femme toute divine,
Qui fut le zélé protecteur?" — u. s. w.

Der alte Papa brüllte den Schlußvers:

„C'est le roi, le roi, le roi,
Qu'en ronde chante le monde,
Comme c'est plaisant, ma foi,
De chanter le roi!"

kräftig mit, und darauf stimmten beide Herren die Parisienne an, in welche Hopley und Mlle. Marie einfielen. Liberté, égalité, la France, l'Amérique, lebten hoch! Die Gläser klirrten! — Mlle. Pauline nur und ich saßen schwei-

gend da, mit nobler Verachtung die Ausbrüche revolutionairer Freiheitsgefühle anhörend, und unsere rein-legitimistischen Gesinnungen gegenseitig durch mitleidige Blicke ausdrückend, welche wir von Zeit zu Zeit auf die freiheitliebenden, brüllenden Mitglieder der Gesellschaft warfen. —

Der Augenblick, welchen Herr Ricard so sehnlichst herbeiwünschte, schien nun in der That gekommen zu sein. Der alte Papa, nachdem er noch einige republicanische Lieder gesungen, mehrere Gläser ausgetrunken, noch mehrere aber umgestoßen hatte, senkte sein weinschweres Haupt auf seine Brust nieder, und war in dem Zustande, von welchem ein deutscher Dichter sagt: er war dermaßen berauscht, daß er nicht wußte, ob das Entsunkene sei sein Turban oder Haupt.

Hopley, von Freiheitsfieber, Wein und Liebe ergriffen, blickte mit jenen starren, den innern Zustand bezeichnenden, Augen seine von Champagner-Carmin glühende Nachbarin an, wobei ihm von Zeit zu Zeit die Augen zufielen.

Mademoiselle Marie erwiederte mit glühenden, leuchtenden Augen die Blicke ihres überseeischen und überseligen Liebhabers, und stützte ihr niedliches, schwarzes Lockenköpfchen durch ihren Arm auf die Lehne des Stuhls, die feine, purpurne Lippe noch halb zum Sprechen geöffnet, jedoch ohne ein Wörtchen zu sagen.

Monsieur Ricard selbst schien nur mit Mühe gegen die Wirkungen eines Zustandes anzukämpfen, welchen er Andern zugedacht hatte, riß gewaltsam seine kleinen, stechenden Bickbeeren-Augen auf, lehnte sich an die Lehne seines Stuhles, und hatte seine rechte Hand zwischen die Weste und sein reinliches Vorhemd geschoben, welches einige rothe Spuren des übergeschütteten Weines zeigte.

Mademoiselle Pauline, welche Niemanden mehr fand,

pour la contrarier, fing an zu gähnen, und behauptete, um dies zu entschuldigen: das Gähnen sei der sicherste Beweis einer tiefen Leidenschaft, welche, nachdem das Seufzen epuisirt sei, noch in den Muskeln krampfhaft nachzucke, und bemerkte: „vous autres Allemands êtes bien froids!“ worauf ich ihr erwiederte, daß wir Deutschen Feuer genug besäßen, aber es nicht, wie die Franzosen, unnütz verschößen.

„Ne m'en parlez pas,“ entgegnete sie gähnend, „vous ne savez que manger et boire, ce ne sont que les français qui savent faire l'amour.“

Sie wandte sich hierauf an Herrn Ricard, warf ihm einen bedeutenden Blick zu, und bat ihn, einen Fiacre zu bestellen.

Monsieur Ricard erwachte aus seiner Betäubung, taumelte, so gut er konnte, zur Thüre hinaus, indem er ausrief: „C'est un fait, mademoiselle!“

Holpey und seine Schöne erhoben sich von ihren Sitzen, und begaben sich nach einer Ecke des Sopha's, wo sie, wie es schien, sanft entschlummerten. Der alte Papa war mit dem Kopf auf den Tisch gesunken, und schnarchte nach besten Kräften.

Die kleine Carlistin und ich waren also, so zu sagen, allein im Salon. Mademoiselle Pauline sah mich schmachtend mit ihren großen, blauen Augen an, ergriff meine Hand, und sagte nach einer langen Pause:

„Monsieur le baron, je suis franche. Je vous ai observé tout la soirée. Je suis charmée de voir, que votre tête est encore perfaitement libre, que vous avez su tenir ferme contre le piège qu'on vous a tendu. Le sort, auquel on vous reservait est tombé sur ces misérables même! Le vieux rustre est ivre-mort, et monsieur Ricard ne peut plus ténir débout. Vous êtes bien heureux,

monsieur, d'échapper de la sorte. Il est vrai que vous serez forcé d'acquiter le souper. Je ne nierai pas d'avoir été de concert avec ces gens pour vous plumer — pardonnez moi cette expression, — monsieur Ricard vous a suivi dès ce matin; nous savions parfaitement qui vous étiez et si vous n'aviez pas gardé une sage modération, ces vilains vous auraient dépouillé de tout votre bien!

Ne m'interrompez pas. Je ne suis pas meilleure que les autres, mais j'ai des sentimens d'honneur. Votre noble conduite, enfin, un je ne sais quoi, a su m'inspirer un vif intérêt pour vous. Je suis bien malheureuse de vous avoir connu trop tard!"

Nach diesen gefühlvollen Worten bedeckte das reizende Wesen ihr liebliches Gesicht mit ihren kleinen weißen Händen, und ein tiefer Seufzer entwand sich ihrem wundervollen Busen, welcher durch die heftige innere Bewegung sich in den vollkommensten Wellenlinien des Schönen, bald hob, bald senkte.

Was ist gefährlicher, als eine reuige Sünderin?

„So giebt es also doch noch Tugend auf dieser Erde," rief ich aus, „und selbst in dem Herzen der gefallenen Sünderin lebt, webt und treibt ewig der Keim des Göttlichen und Guten!"

„Wundervolles Mädchen!" rief ich; aber sie unterbrach mich schnell mit den Worten:

„Il ne s'agit point ici des phrases, monsieur. Il faut nous en aller — Emballer ce viel ivrogne et sa charmante demoiselle dans un fiacre — épuis nous séparer pour ne plus nous revoir."

„Plus nous revoir," rief ich aus, „et pourquoi cette resolution si subite et cruelle?"

„Je m'attachérai trop à vous, monsieur! Je suis trop sensible et je ne veux plus souffrir de cette mala-

die funeste, que les Anglais appèlent" of the broken heart." —

„De grâce, mademoiselle, vous me reverrez, vous me permettrez." ...

„Je ne vous permettrai rien, monsieur! Je ne vous demande que votre estime. — Si vous serez loin d'ici, monsieur, pensez à la pauvre, malheureuse Pauline, victime innocente de la cupidité de ses parens, et de la séducation de ses manières brillantes, que la vielle cour des Bourbons rendait si celèbre en Europe!" — —

Die Achtung, welche dieses unglückliche, und so liebenswürdige Geschöpf mir einflößte, ließ mich an nichts Weiteres denken, als ihre Befehle zu vollziehen.

Ich klingelte dem Garçon, bezahlte die nicht unbedeutende Rechnung, befahl einen fiacre uns zu bestellen, weckte Hopley, dem ich ziemlich ernst andeutete, daß es nun Zeit wäre aufzubrechen, erinnerte ihn an seine Groß-Mutter, und brachte ihn dadurch zu sich selbst. Mit seiner und des Garçons-Hülfe wurde der alte Papa, nebst Mlle. Marie, in den fiacre gesetzt. Mlle. Pauline schlug die Wagenthüre lächelnd hinter ihnen zu, und befahl dem Kutscher nach Rue N. N. zu fahren.

Ein anderer fiacre wurde genommen. Mlle. Pauline, (welche es mir, als die größte Gnade erlaubt hatte, sie nach Hause bringen zu dürfen) Hopley und ich stiegen in denselben, der Kutscher fuhr uns erst nach Rue du temple No. 80. Hopley sagte uns Lebewohl. Als ich Mlle. Pauline fragte, wohin sie zu fahren wünsche, antwortete sie: Passy! Barrières de bonnes gens. —

Hier schließe ich meine Aventüre mit Mlle. Pauline. — In Passy angekommen, fand ich die ganze Hausgenossenschaft noch auf, welche sich nicht wenig meines

langen Ausbleibens wegen geängstiget hatte. Als mir die brave madame Henriette im Zimmer mit einer warm gehaltenen Tasse Thee entgegen kam, empfand ich eine innere Beschämung. Ich bat die redliche Frau um Entschuldigung, und ging in mein Zimmer, um zu Bette zu gehen; denn ich war ermüdet und erschöpft. C'était un fait, wie monsieur Ricard zu sagen pflegte. —

Als ich mich auskleidete, fehlte zu meiner großen Bestürzung meine Börse in der Westentasche. Sie war nirgends zu finden. — Bei Verry hatte ich sie noch gehabt. — Mademoiselle Pauline erschien mir jetzt in ihrer wahren Gestalt, was sie den andern misérables nicht gegönnt hatte, das hatte sie alleine für sich behalten. C'était un fait! Die Lehre, welche mehre junge Leute aus diesem Briefe entnehmen können, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, lieber Arnold, wohl aber Ihnen eine bessere Nacht zu wünschen, als diejenige war, welche ich nach diesem frohen Tage in Passy genoß! —

Achter Brief.

Ueberflüssig erscheint es mir, lieber Arnold, Ihnen eine weitläuftige Beschreibung der Merkwürdigkeiten des königlichen Paris zu liefern, welche weltbekannt von Reisenden aller Art, und von den Franzosen selbst unzählige Male beschrieben worden sind. Daß ich nicht unterließ, während der Zeit meines Aufenthaltes daselbst, so viel als möglich von dem Sehenswerthen der großen Hauptstadt des schönen Frankreichs mit eigenen Augen zu betrachten, werden Sie mir leicht glauben.

Ein Gegenstand aber zog meine Neugierde besonders auf sich, und dieser war der König der Franzosen der famose Louis Philippe!

Leider widerfuhr mir nun nicht die Ehre, welche dem großen Verstorbenen zu Theil wurde: von dem Könige zur Tafel gezogen zu werden; daselbst, comme à l'ordinaire, zu spät zu kommen und die Königin zu Tische zu führen!

Nein, ich mußte mich begnügen, unter einer Menge Neugieriger mich zu mischen; war gezwungen, den Hals recht aus den Schultern zu rücken, um Louis Philippe nebst Familie in einem offenen vierspännigen Wagen spazieren fahren zu sehen!

Was kann ich Ihnen also über Louis Philippe sagen, als daß ich ihn gesehen habe!

Ich würde des Königs der Franzosen auch gar nicht gegen Sie erwähnt haben, wenn ich Ihnen nicht den Unterschied meiner damaligen Ansichten über diesen au-

ßerordentlichen Mann, und diejenigen, welche mir später über ihn wurden, mitzutheilen wünschte.

Was für einen Eindruck konnte damals Louis Philippe und die Juli-Revolution auf meine rein legitimistischen Gesinnungen hervorbringen!

Wen konnte ich anders in seiner gefürchteten Person erblicken, als den Usurpator, den Vertreiber der rechtmäßigen, durch Unglück geheiligten Königs-Familie! Und nur mit innerm Unwillen vermogte ich daran zu denken, daß mein Schicksal mich dahin gebracht habe, unter einem, durch das Volk erwählten Könige Dienste zu nehmen!

Von einer sainte canaille, einer grande populance, welche sich Unsterblichkeit im blutigen Kampfe gegen die Ordonnancen erringt, hatte ich — keinen Begriff. Ich kannte nur den Pöbel! —

Wenn ich in diesem Augenblicke daran zurück denke, daß ich mich mit Aerger abwandte, um den mir gehässigen Anblick des Königs der Franzosen nicht länger zu haben, mir die Ohren zuhielt um nicht das Geschrei vive Louis Philippe! länger anhören zu müssen; mich so schnell, als möglich aus dem Gedränge machte, um nicht länger unter dem niedrigen Plebs zu sein; so kann ich nicht umhin einzugestehen, daß ich damals ein recht einfältiger Narr war, und mich recht sehr darüber freue, einige andere Ansichten über den Pöbel und den Pöbel-König erhalten zu haben!

Wenn gleich meine Reisebeschreibung dadurch unterbrochen wird; so dürfte doch wohl hier der Platz sein, lieber Arnold, einen Augenblick beobachtend bei jenem außerordentlichen Manne zu verweilen, der seit sieben Jahren mit eiserner Faust und überlegener Klugheit das Geschick des widerspänstigen Frankreichs

lenkt, welcher das revolutionäre System unterdrückend, die Grundsätze des juste milieu mit den principes de l'ancien regime durch tiefe Einsicht und energische Maaßregeln aufrecht erhält, welcher unter den Macht-Gewalten der Quadrupelallianz einzig als Mann dasteht — in einer Zeit wo Könige es mehr, als je, bedürfen, Männer zu sein. Betrachten wir daher den Coryphaen der Herrscher des jungen Europa's von seiner rechten Seite, der Königlichen, und in Beziehung auf Frankreich und seine Revolution unter dem bescheidenen Titel eines Bürgers-Königs. —

Folgen wir den Phasen dieser stolzen Erscheinung: Louis Philippe, Herzog von Chartres, Louis Philippe, fils d'Egalité, Louis Philippe bei Jemappes, Louis Philippe in der Schweiz und in America, Louis Philippe Königliche Hoheit, Vater, Gatte im Palais Royal, Louis Philippe beobachtende und handelnde Person in den drei Tagen, Louis Philippe d'Orléans, quoique Bourbon, König der Barricaden, Louis Philippe I., König der Franzosen, Bürger-König, König ohne Furcht, das Königs-Ungeheuer der Republicaner, der Napoléon des Friedens, der Louis XIV. des neunzehnten Jahrhunderts, der Schwiegervater der Herzogin von Orleans, Louis Philippe der Große! — Louis Philippe c'est la France malgrè elle! Den Löwen der französischen Freiheits-Wuth, den Riesen der französischen Volks-Wuth gängelnd, und mit Füßen tretend, wandelte Louis Philippe die eigene Bahn über die Barricaden in das Stadthaus 1830 bis zu dem Gange in das Stadthaus 1837, wo das französische Volk die Verbindung der Juli-Dynastie mit der Tochter der Mächte der Invasion, geheiligt durch einen Chancelier de France und einen protestantischen Geistlichen jubelnd feierte! —

Dieser monarchische Gang Louis Philippes unter dem Donner der auf ihn gerichteten Höllen-Maschine, unter dem Todes-Röcheln der für ihn Sterbenden, unter dem Abbrennen der vielfach auf ihn zielenden Mordinstrumente, über den in den Sand rollenden blutigen Häuptern, der um seinetwillen unter der Guilliottine fallenden republicanischen Königs-Mörder, unter dem beständigen lauten Murren der unterdrückten Factionen. —

Die Entfaltung der dreifarbigen Fahne im Stadthause 1830, der Schwur zur Aufrechterhaltung der Charte von 1830, der Toast Louis Philippes im Stadthause 1837 auf das Wohl der Stadt Paris, die Contredance der Herzogin von Orleans und der Mitglieder der Familie des Bürger-Königs in eben diesem Stadthause 1837, dieser Todtentanz der Juli-Männer mit der Invasion, das sind Begebenheiten, Thatsachen, welche, unmöglich, möglich geworden sind, und nur ein Louis Philippe vermogte einen solchen Gang zu gehen!

Louis Philippe ist zum Herrscher gebildet. Im Unglücke gewohnt geworden seinen eigenen Kräften zu vertrauen, selbstständig zu handeln. Er bedarf weder des Rathes, noch der Stütze des schlauen Thiers, noch der doctrinairen, durchdachten Ansichten, des in seinem Sturze noch größeren Guizot, er verachtet die Ränke und die bon-mots, des allen Königen, selbst Napoleon, gefährlichen Talleyrand, die Beistimmung der sich bisjetzt gleich gebliebenen Rednertalente eines Berryer, eines Odilon-Barrot.

Louis Philippe vereinigt die Eigenschaften dieser großen Männer in seiner eigenen Person. Der Geist des Beobachters verliert sich in das Labyrinth der Herrscher-Talente Louis Philippes, und unwillkührlich wird man zu dem Ausrufe gezwungen: „Homme-roi! d'où

sortez-vous! Est vous fils de Loyola! Roi et diable à la fois!" — — —

Die ungeheure königliche Ueberlegenheit Louis Philippes und die stätige Anwendung seiner Herrscher-Talente ist es nun aber gerade nicht, welches ihn bei den Franzosen von 1830 sehr beliebt machen könnte. — Der eifersüchtige, auf seine bürgerliche Freiheit erpichte Franzose, welcher immer selbst fortschreiten will, fühlt sich piqué au vif darüber, daß der König der Franzosen auch gut königlich fortschreiten will, et que le roi fasse son métier de roi. Die Franzosen sehen es auch nicht ein, warum Louis Philippe nach jedem verfehlten Mordanschlage auf seine unverletzliche Person immer neue Titel bekommen soll, und daß der König der Barricaden, durch sein ruhiges en avant, bei der Explosion der Höllen-Maschine den Beinamen Roi de providence erhalten habe, das finden sie höchst unnöthig.

Die Franzosen fürchten zu sehr, daß die Ehr- und Titulatur-Sucht Louis Philippes durch verschiedene Complimente gar zu sehr aufgeregt werden mögte, und er einige Wünsche hegen könnte, nach noch einigen stattfindenden Tentativen auf sein Leben gradatim aus einem Roi de providence, ein Roi par la grâce de Dieu zu werden, welches doch dem Artikel der Charte von 1830, in welchem etwas von einem Könige élu par le peuple die Rede ist, zuwider laufen würde.

Sie hoffen aber auch, daß ein solcher Titel nicht in der Deputirten-Kammer in Vorschlag gebracht, und auch nur im äußersten Falle von der jungen Garde du Centre votirt werden könne.

Ebenso trauen sie dem neuen Chancelier de France, trotz seines altneumodischen Costümes, noch so viel Mäßigung zu, daß selbst dieser energische und durchsetzende

Mann einen solchen Vorschlag in der Pairs-Kammer zur Sprache zu bringen, bisjetzt noch nicht dem Geiste de la jeune France angemessen finden würde.

Daß Louis Philippe überhaupt, als Bürger-König, von den Franzosen eher gehaßt als geliebt wird, ist sehr natürlich.

Louis Philippe hat zwei Gelegenheiten vorüber gehen lassen, um sich die allgemeine Liebe der Franzosen zu erwerben. Die Eine, indem er der, in ganz Frankreich laut ausgesprochenen, Meinung der für ihre Freiheit gegen Rußland kämpfenden Polen zu Hülfe zu rücken, nicht nachgab. (Ganz Frankreich wäre ihm gefolgt!)

Die Andere, indem er die verlangte Amnestie der politischen Vergehen nicht früher bewilligt, und die Franzosen als vainqueur en vaincus behandelte.

Louis Philippe hat überhaupt, nach der Meinung de la jeune France, seinen Schwur als Roi-citoyen nicht gehalten, sich mehre Eingriffe in die Charte von 1830 erlaubt, welche, wenn gleich légalement votirt, doch immer Eingriffe bleiben, und französisches Blut vergossen. Das soultische Mitrailliren der Stadt Lyon ist hinreichend, um ihn in den Augen eines Republikaners zum monstre sanguinaire zu machen.

Wenn nun gleich die Verantwortlichkeit der Handlungen des französischen Gouvernements, ebenso wie die Wuth des französisches Volkes, selbst nach der Charte von 1830 nur auf die Minister fallen kann oder sollte; so ist der Geist und die Schlauheit de Louis Philippe le rusé zu allgemein bekannt, als daß ihm nicht die Handlungen seines Gouvernements von den Franzosen zur Last gelegt würden. Jedermann weiß es: Louis Philippe regne et gouverne, Louis Philippe — c'est le gouvernement.

Um sich die Liebe der Carlisten und der Geistlichkeit, welche Letztere noch einen großen Einfluß auf die Masse des Volkes ausübt, zu erwerben, hat Louis Philipp es verfehlt, die erhabene und großmüthige Rolle eines Generallieutenants des Königreichs bis zur Volljährigkeit des Herzogs von Bordeaux gespielt zu haben; eine Rolle, welche weder dem eigenen Character Louis Philipp's, noch dem Zeitgeiste angemessen war.

Es verhält sich im Ganzen das französische Volk zu Louis Philippe, dem Bürger-König, wie die Frösche in der Fabel zum Storche. Stets unzufrieden mit ihrem Regenten, baten die Frösche den Jupiter fortwährend um einen neuen König, bis Jupiter, aufgebracht durch ihre ungeziemende Veränderlichkeit, ihnen zuletzt den Storch sandte. Dieser kam ruhig angeflogen, ging zuerst gravitätisch spazieren, verschlang hierauf die lautesten Quaker, — die übrigen Frösche, erschreckt durch diese durchgreifenden Maaßregeln, duckten sich, so lange der Storch regierte. Außer in seinem Reiche, war aber der Storch unter den Menschen und andern Vögeln, wie er es noch ist, ein sehr geachteter und mit Allen im Frieden lebender Vogel.

Den Character des Königs Louis Philippe in seinem ganzen Umfange darzustellen, lieber Arnold, ist keine Aufgabe für mich, da derselbe seine wahre Gestalt bis jetzt dem Auge des Beobachters nicht enthüllt hat.

Meine Meinung über ihn ist: daß in einem eigenen Character Alles Eigenthum ist, und daß, wenn gleich die Handlungen seines Gouvernements oder seiner Politik nicht immer consequent gewesen sind, ich doch fest davon überzeugt bin, daß alle, wenn auch abweichend unter sich, zu einem Ziele führen.

Das Widersprechende, welches in den Handlungen

des Gouvernements Louis Philipp's liegt, ist begründet in dem Widerspruche, in welchem Louis Philipp, als roi-citoyen, mit sich selbst und la jeune France steht.

Die Frage, ob Louis Philipp schon unter den Bourbons nach dem französischen Thron getrachtet habe? — ob der glückliche und reiche Herzog von Orleans den französischen Thron aus Ambition oder reiner Vaterlands-Liebe bestiegen habe? — ob Louis Philipp, dessen Leben täglich, stündlich bedroht ist, dessen Palast durch die so oft wiederholten Mord-Anschläge seiner Antagonisten ihm zum Kerker wird, sowie seine 500,000 Bajonnete, die auf die Städte selbst gerichteten Mündungen seines Geschützes ganz Frankreich zu einem großen Gefängnisse machen, — den Thron aus Ehrsucht, falscher Schaam oder wahrem Patriotismus behaupte? — — das sind Fragen, deren Beantwortung ich klügeren Männern überlasse. — So viel scheint mir jedoch aus seinem ganzen Thun hervorzugehen, daß er gefühlt habe, er sei der Mann des Augenblicks, der Mann seiner Zeit! Mit diesem stolzen Bewußtsein hat er den umgestürzten Thron seines Vetters bestiegen. Ferner scheint mir aus seinen Handlungen hervorzugehen, daß die Sicherstellung seiner Descendenz, sowie die Erhaltung der innern und äußern Ruhe Frankreichs, bis jetzt sein Hauptaugenmerk gewesen sei.

Ob Louis Philipp nach einer rastlosen, mühseligen, gefahrvollen Arbeit einer siebenjährigen Thätigkeit des Thrones nicht überdrüßig geworden sei, — ob er nicht, nachdem er seine Familie versorgt und seine Verhältnisse mit den übrigen Souverainen Europa's scheinbar möglichst gut gestellt hat, seinem Sohne die Regierung übergeben werde, um den Franzosen den Uebergang der Leitung der Staatsgeschäfte aus einer Hand in die andere mög-

lichst unfühlbar zu machen, — das wird uns die Zeit lehren!

Sollte dies nicht der Fall sein, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Louis Philipp von andern, weitumfassenderen, uns unbekannten Planen und Gedanken beseelt ist! —

Frankreich zählt jetzt vierunddreißig Millionen Menschen, unter diesen zwanzig Millionen Republikaner!!

Frankreich kann ohne Krieg nicht bestehen, Louis Philipp ohne Krieg nicht auf dem französischen Throne bleiben!

Louis Philipp, der Klügste der Menschen, fühlt dieß; aber nie sich übereilend, erwartet er den rechten Augenblick, wo die übrigen Völker, und besonders das deutsche Volk (durch Deutschland führen alle Wege), durch den propagirenden Zeitgeist genugsam vorbereitet sind, um die dreifarbige Fahne, als siegendes Banner eines europäisch-französischen Völker- und Brüder-Bundes, mit offenen Armen aufzunehmen, und ihn selbst, als Schiedsrichter der civilisirten Welt, unter diesem bescheidenen Titel anzuerkennen!

Möchten meine Ansichten über die Franzosen und den Ersten der Franzosen ungegründet sein! Als Deutscher kann ich mich eines bangen Vorgefühles nicht erwehren. Ich hasse die französische Präponderenz! — Was das deutsche Volk mit der Zeit werden soll und muß, soll und muß es auf deutsche Weise und ohne französische Einmischung werden! —

In dem Franzosen müssen wir immer den aimablesten, interessantesten, lehrreichsten Nachbarn erblicken, aber es auch nie vergessen, daß die Franzosen immer „Français avant tout“ sind, daß sie zu egoistisch sind, um den soliden Werth des Deutschen jemals anzuerkennen, und,

daß Waterloo und die Katzbach im besten Andenken sind, und bessere Würdigung bei ihnen finden, als die Freiheit und die bürgerliche Glückseligkeit des deutschen Volkes.

Möchten wir Deutsche, wenn gleich wir Oesterreicher, Preußen, Baiern, Hannoveraner und Holsteiner sind, — da wir den schönen deutschen Grund bewohnen, dieselbe deutsche Sprache sprechen, — doch einmal das von den Franzosen annehmen, wodurch sie allein groß und mächtig sind: Einigkeit, National-Stolz und National-Liebe! — und einmal Deutsche „vor Allem" werden, wie wir bis jetzt immer Deutsche „après tout" gewesen sind!

Möge ein gütiges Geschick meine Landsleute, mein schönes deutsches Vaterland durch Vernunft und Vaterlandsliebe vor französischer Obergewalt bewahren! Mögen meine aufgeklärten Landsleute meine anti-gallischen Grundsätze nicht verdammen! Ich kenne die Franzosen! Ich lebte lange und unter den verschiedensten Verhältnissen unter ihnen. Ich erkenne die französische Nation als die civilisirteste in der Welt an; aber ich fürchte die Franzosen, selbst wenn sie uns die Freiheit schenken wollten!

Ueber Europa liegt in diesem Augenblick eine thatenschwangere Gewitterwolke; einzelnes Wetterleuchten zeigt die Schwüle der Athmosphäre. Der Kampf des Alten gegen das Neue durchzuckt convulsivisch die Eingeweide der alten Europa. Deutschland bildet das Herz unsers Welttheiles. Ein Kaiserschnitt ist nothwendig, um die kreisende Europa von ihrer Geburt zu befreien. Aber ich hoffe, daß Deutschland dabei nicht fremder Hülfe bedürfen oder untergehen werde! —

Wenn mich aber Einer meiner Landsleute um meinen Rath fragt, so antworte ich ihm ernst: Ich liebe Germania über Alles! Es wünscht keiner mehr als ich, daß wir

Deutsche fortschreiten möchten mit dem Zeitgeiste; es ist keiner mehr von dem Nutzen eines perennirenden Collegiums oder einer unumstößlichen Stände-Versammlung, Volks-Vertretung, überzeugt, als ich, — aber ich will, daß wir Deutsche das Gebäude eines neuen deutschen Volks- und Bürger-Glückes auf dem alten Grund, den wir bewohnen, bauen sollen, und keine fremde Baumeister herbeirufen: „denn das ist die Seligkeit der Nationen, daß sie den Frieden in sich selber schauen!“ — Ich will, daß wir die Gesetze, welche wir haben, aufrecht erhalten; und würden sie gewaltsam uns entrissen, sie mit unserem Leben und Gut und Blut wieder erringen sollen. Denn die Gewalt, welche sich Eingriffe in die Rechte des Volkes erlaubt, giebt dem Volke das Recht, diesen Eingriffen gewaffneten Widerstand entgegenzusetzen. Das Gesetz ist gleich heilig für den Fürsten wie für das Volk, und wehe der frevelnden Hand, welche es wagt, in das Heiligthum des Gesetzes zu greifen! — Ein solcher Schritt spricht das Todesurtheil derjenigen Partei, welche sich dieses erlaubt, für jetzt und auf ewig! Europa liegt auf dem Blocke! In Frankreich ist Bewegung! In England ist Bewegung! In Spanien ist Bewegung! In Portugal ist Bewegung! In ganz Europa ist Bewegung! Bewegung! Bewegung!

Unsinnige Thoren, die da glauben, daß das ehrwürdige Deutschland ewig ruhig bleiben werde!! — Ihr kennt die Deutschen nicht, unglückliche, verblendete, kurzsichtige Geschöpfe! Möge ein ewiger Gott euch davor bewahren, daß ihr den Deutschen zum Schwerte greifen seht; denn furchtbar ist der Streich, den des

Deutschen Flammberg schlägt!!! — Aber französischer Hülfe bedürfen wir nicht. — — — — —
— — — — — — — — — — —

Wir wollen uns jetzt von diesem Gegenstande abwenden und zu einem andern übergehen, welcher mich zu der Zeit, als ich in Paris war, sehr interessirte, und welcher nicht so allgemein bekannt ist.

Als ich eines Tages auf einem der Boulevards umherschlenderte, sah ich an einem Baume ein Placat angeschlagen, welches bekannt machte, daß in dem gegenüber liegenden Hause „la table des maréchaux" zu sehen wäre.

Ich ging sogleich hin, um diesen Tisch zu besehen, und fand nachher, daß es sich der Mühe gelohnt habe, den kleinen Gang dahin zu machen. La table des maréchaux war ein vortrefflich gearbeiteter, runder, mit Vergoldungen gezierter Tisch, auf dessen Platte, welche von dem schönsten, feinsten Porcellan war, Napoleon's Standbild im verkleinerten Maaßstabe in der Mitte der Tafel, und seine berühmten Marschälle (aber nur deren Brustbild, en médaillon) um ihn herum, dargestellt waren.

Der Franzose, welcher diesen Tisch gegen eine mäßige entrée zeigte, behauptete, es sei derselbe ein Geschenk der Stadt Paris an Napoleon, bei Gelegenheit der Geburt des Königs von Rom; und er stehe im Begriff, denselben gegen eine Summe von 80,000 Frcs. an einen Engländer zu verkaufen. — Wie dieses schön gearbeitete Kunstwerk in Privat-Hände hat gerathen können, ist mir ganz unbegreiflich, besonders wegen der bekannten Vorliebe der Franzosen für Alles, was mit dem großen Manne in Beziehung steht, und der Kunstliebe Louis Philipp's.

Werden Sie es mir jetzt übel nehmen, lieber Arnold, wenn ich Sie ersuche, noch einige Augenblicke mit mir bei der Statue Napoleon's auf der colonne de la place Vendôme zu verweilen.

„Napoléon sur la colonne!" rief ganz Frankreich freudig aus, als der kleine Corporal in seiner capôte grise — „j'amais capôte grise sur son peuple faisait feu!" — mit seinem dreieckten Hute und in der napoleonschen Stellung, auf dem Gipfel der schön geformten, aus dem Erze eroberter Kanonen gegossenen, mit den kaiserlichen Adlern, den Darstellungen französischer Siege geschmückten, Säule erschien, und der unter ihm wandelnden, staunenden Menge „encore Napoléon, encore la grande image!" zeigte.

Soll ich es Ihnen zu meiner Schande gestehen, lieber Arnold: Napoleon, in dieser Uniform, in dieser Höhe, kam mir wie eine Drathpuppe vor, von welcher man erwartet, daß sie sich bald da- bald dorthin drehen müsse, und mir erschien der große Kaiser recht winzig!

Unglückselige Macht der Vorurtheile! Unglückselige Macht der Beschränkung eines kleinlichen Gemüthes, welches in der Statue Napoleons eine Drathpuppe erblicken konnte!

Mögen Sie mir es vorwerfen, oder nicht, ich kann bei der Masse von Gedanken, welche sich bei dem Ausrufe: „Napoléon sur la colonne!" jedem fühlenden Manne aufdringen müssen, nicht die Empfindungen, die Ansichten des partheiischen Aristocraten weiter verfolgen.

„Napoléon sur la colonne!" war der vor-vor-letzte posthume Triumph, welchen der Geist des großen Welteroberers genoß! Der vor-letzte wird jener sein, wenn die geheiligte Asche des größten der Männer, befreit aus unwürdiger, engländischer Sclaverei, dem Vater-

lande wiedergegeben und in der Colonne beigesetzt werden wird! Napoleons letzter Triumph wird aber der Augenblick sein, wenn die schmetternde Tuba den gigantischen Schatten an der Spitze seiner Geister-Armeen vor die Schranken des Weltgerichtes ladet; der riesige Geist in einfacher und wahrer Darstellung seinen colossalen Lebenslauf dem richtenden Engel vortragen muß, und nach tausend und-aber tausend Jahren nach ihm und vor ihm nur Einen größer und mächtiger, als sich selbst, den Herrn des Himmels und der Erde, erkennt! —

Haben Sie wohl die Jamben Barbier's gelesen, lieber Arnold, welche eine Schilderung der Gefühle enthalten, welche den jungen Dichter bei dem Gedanken: „Napoléon sur la colonne!“ ergreifen. Es ist nicht möglich, etwas Schöneres, Grandioseres über diesen Gegenstand zu lesen. Sie müssen sie lesen, lieber Arnold, wenn sie in Deutschland zu haben sind.

Napoleon war es werth, von Barbier besungen zu werden, und Barbier würdig, einen Napoleon zu besingen! —

Ich entsinne mich überhaupt nicht, kürzlich ein Buch gelesen zu haben, welches einen solchen Eindruck auf mich hervorgebracht hätte, als die Jamben Barbier's. Eine solche Fülle der Gedanken, eine solche Stärke des Ausdrucks, eine so tiefe Melancholie zeichnen die Jamben dieses jungen Franzosen aus, welcher, von dem heiligen Feuer der Julitage ergriffen, die Erstlinge seiner unentweihten, kraftvollen Muse der ephemeren Fiction der französischen Freiheit und der wahren Freiheitsliebe weihte. Was Michael-Angelo unter den Bildhauern, ist Barbier unter den Dichtern.

Barbier lebt jetzt, glaube ich, in Brüssel. Seine politische Tendenz macht ihn nicht zum Anhänger des

juste-milieu. — Sein heroisch kräftiger, von dem Begriffe einer jugendlich schönen Freiheit durchdrungener, Geist ließ ihn ein Vaterland meiden, welches nie tiefer, als jetzt unter légalement votirter Tyrannei schmachtete. —

Schade, daß Frankreich ihn nicht behalten konnte! Solche Geister sollten die Regierungen an sich zu fesseln suchen, und es nie vergessen, daß das schönste Vorrecht königlicher Gewalt darin besteht, ausgezeichnete Talente zu dulden, und zu unterstützen! — —

Indeß ist dieses nur ein frommer Wunsch und wird es auch so lange bleiben, bis Fürsten und Menschen es lernen werden, reine Wahrheit anhören, das allgemeine Beste dem Privatinteresse vorziehen zu können; bis zu dem Augenblicke, wo die allgemein verbreitete Aufklärung es so weit gebracht hat, daß Jedermann das Vaterland und das Gesetz als die erste Person im Staate betrachtet, und jede andere nur als Verwalter oder Vollzieher der verschiedenartigen heiligen Pflichten zum Besten des Vaterlandes bezeichnet.

Freisinnige, kräftige, freiredende oder schreibende Männer können nur dem Selbstherrscher gefährlich sein, der den Staat, als sein persönliches Eigenthum ansieht, anstatt den Thron, welchen er inne hat, und sich selbst als Repräsentanten der Würde und der Majestät des Vaterlandes zu betrachten! —

Die absolute Macht ist mit der absoluten Unmöglichkeit, in dem persönlichen Besten eines Menschen das allgemeine Beste zu sehen, verschwunden.

In einem constitutionellen Staate, bei einer auf der Basis der Gerechtigkeit der Vaterlandsliebe und judiciärer Oeffentlichkeit begründeten Verfassung kann das Wort eines freien Mannes keinen Schaden stiften!

Die Versammlung würdiger Repräsentanten des Volkes ist das Volk selbst, und das sicherste Bollwerk gegen den Mißbrauch, welcher aus den zu freien Aeußerungen eines enthusiatischen Freiheit-Redners entstehen könnte!

Wie die Stürme kraftvoll dahin brausen, ohne das System der ewigen Ordnung in der auf göttlicher Freiheit basirten Natur zu zerstören; so bricht das kühne Wort des freien Mannes die Bahn, welche Erfahrung, Ueberlegung, Mäßigkeit und Staatsklugheit zur ebenen, sichern, dauernden, graden Landstraße umschaffen müssen, damit der Geist der Zeit in seinem Gefolge Menschenrecht, Civilisation, Wissenschaften und Künste, seinen beglückenden Einzug allmählig und friedlich in jene Gegenden zu halten vermöge, deren unwirthbare und dunkele Gränzen ihm bisjetzt Hinderniß-Mittel entgegen stellten, und auf diese Weise ihn zwingen, mit gewaffneter stürmender Hand das zu nehmen, was in dem Laufe der Zeiten nicht mehr gegen ihn zu vertheidigen ist! —

Es ist ein Unglück, lieber Arnold, daß Erinnerungen sich an Bücher schließen, und aus Erinnerungen und Büchern Gedanken entstehen; wäre dieses nicht der Fall gewesen, so wäre mir der verdammte Barbier gewiß nicht eingefallen, und ich hätte das dumme Gewäsch, welches Sie eben gelesen haben, nicht geschrieben! Ich fühle es von Augenblick zu Augenblick immer tiefer, wie sehr Unrecht ich gethan habe und noch thue, über mich selbst und Frankreich zu schreiben!

Ein Deutscher sollte eigentlich gar nichts schreiben, als das, was schon geschrieben ist, und sich immer in einer rückblickenden Geistes-Richtung befinden, da wir Deutsche so gerne in der Vergangenheit leben, daß wir

unser künftiges Beste gar nicht vor Augen haben mögen!

Fügt man zu dieser krebsartigen Vorliebe noch den Gedanken hinzu, daß ein adliger Deutscher viele Verwandte hat, die entweder in Civil- oder Militär-Diensten stehen, Brüder, Mütter, Schwestern, die Pensionen vom Staate (le Roi c'est l'état) erhalten; so ist es in der That ein ganz eigenes Ding oder Dings für einen solchen Deutschen schreiben zu wollen, da ja ein einzigstes Wort in seinen Schriften, welches die Höchste oder Allerhöchste Mißbilligung auf sich zöge, ihn und seine Familie écrasiren, dépouilliren und expatriiren könnte.

Dieses sind denn nun wohl auch die sehr triftigen Gründe, weshalb wir in Deutschland so wenige politische Schriftsteller haben, weil Jeder nur daran denkt, sich und die Seinigen zu conserviren, und im Grunde ganz recht thut, so zu denken.

Ich will Ihnen auch hiermit feierlichst versprechen, lieber Arnold, kein zu freies Wort in meinen Briefen wieder vorkommen zu lassen, da es nicht zu meinen Pflichten gehört, ich selbst nicht zu dem Sieben-Gestirne in Göttingen gehöre, und nicht in den medicinischen Wissenschaften genugsam bewandert bin, um wie jener bekannte Ostsee-Bewohner die Dosis freier Worte genau bestimmen zu können, welche begeisternd auf deutsche Naturen einwirkt und von echt königlichen Naturen vorgetragen werden kann! —

Wunderbar genug, daß der absoluteste Monarch des Nordens, zugleich der Freisinnigste der Herrscher Europa's ist, und daß in seiner erhabenen Seele zuerst der Gedanke zu Wiederherstellung vernichteter Menschen-Rechte entsprang, und durch die Abschaffung des Sclavenhandels in seinen Reichen ausgeführt wurde.

Doch, lieber Arnold, in welches Labyrinth der Gedanken gerathe ich bei der Betrachtung dieses erhabenen Mannes, und des unendlich viel Guten, welches er gestiftet hat! — Wenn ich auf diese Weise fortfahre, so weiß ich wahrlich nicht, wie lang mein Brief, und was das denn eigentlich für ein Buch werden wird, welches ich schreibe!

Ich habe mir immer ein Buch gewünscht, in welchem so etwas von Allem darin enthalten sein sollte, so ein General-Langeweile-Heilungs- oder Vertreibungs-Buch, welches man zu jeder Stunde in die Hand nehmen kann, darin blättern, ohne es mit Aufmerksamkeit zu lesen, bei einigen Stellen sich verweilen kann, um auszurufen: „Sieh! das ist doch ganz hübsch gesagt!“ und es dann wieder in eine Ecke des Zimmers wirft, um aus dem Fenster zu sehen, wer da vorbeigeht. —

Ein Buch, welches ganz ohne alles System geschrieben zu sein scheint, und bei welchem es nur darauf ankommt, das darin zu finden, was man gerne finden will. —

Ein Buch, welches gerne von allen Menschen gelesen werden würde, die lesen können, oder welche sich vorlesen lassen können.

Ein Buch, in welchem liebenswürdige, junge Leserinnen, die geheimsten Wünsche ihres gefühlvollen Herzens, vernünftige Männer vernünftige Ansichten ausgesprochen finden würden; in welchem der Republikaner die Albernheiten des Aristokraten, der Aristokrat den Unsinn des Republikaners, des Demagogen, des Germanen dargestellt sehe.

Ein Buch, in welchem die Regierung und die Censoren nichts Anstößiges finden würden, und welches zu

gleicher Zeit dem dummen Volke Gelegenheit gäbe, etwas klüger zu werden, ohne die Fesseln zerbrechen zu wollen.

Ein Buch, welches nicht, wie das Buch der Bücher, hundertfachen Auslegungen unterworfen wäre; sondern ein schlichtes, nettes Lesebuch, welches uns die Kunst lehrte, lustig zu leben, selig zu sterben, und vor Allem uns zeigte, wie wir als echte Deutsche handeln, denken und schreiben sollten.

Ein kleines niedliches Buch, in welchem echt deutsche Treue und Sentimentalität auf der einen, französischer Witz und Leichtfertigkeit auf der andern Seite zu lesen sein würden; welches uns alle die Millionen von Gedanken und Gefühlen, rechtmäßigen und unrechtmäßigen Ansichten, die des Menschen Herz und Kopf durchkreuzen, so recht wahr an das Tageslicht fördere, um uns Menschen es recht anschaulich zu machen, daß wir vor Allem andere Menschen sein müssen. Daß es uns zu gar nichts hilft uns selbst zu einem Gotte aufzublähen, oder uns zu einem Freiheits-Schwindel emporschwindeln zu lassen, sondern daß wir uns nur alsdann wohl, behaglich, geistreich und witzig befinden und fühlen können, wenn wir genug zu trinken und zu essen haben, uns verheirathen können, und in Frieden mit der ganzen Welt leben.

Ich dachte darüber nach, ob es mir nicht möglich sein würde, ein solches Buch für mich selbst zu schreiben, da bisher noch Niemand auf diesen Gedanken gekommen war.

Es fiel mir ein, daß ich mit vielen Menschen umgegangen sei, vieles gesehen, gehört und gelesen hätte; und so machte ich mich denn daran, dieses Buch zu Stande bringen zu wollen; und zwar, lieber Arnold, durch die Zusammenhäufung der Briefe, welche ich schon

an Sie geschrieben habe, und noch an Sie schreiben werde; und welches, wenn auch von Niemandem anders, doch von mir und von Ihnen gelesen und beurtheilt werden wird. —

Freilich fürchte ich sehr, nicht immer von Ihnen verstanden zu werden und bezweifle gar nicht, daß Sie gegen die Form, gegen die Durchführung meines Vorhabens, Manches auszusetzen haben werden. — Was thut mir dieses aber auch, wenn ich nur zu dem Zwecke gelange, den ich mir vorgenommen habe, und mir allein verständlich sein werde?

Wie viel Menschen haben nicht Bücher geschrieben, denen selbst ihr eigener Zweck nicht klar war, und dieses ist bei mir keineswegs der Fall. —

Ich habe meinen Zweck, davon können Sie überzeugt sein, lieber Arnold, wie ich aber zu ihm gelange, daß ist meine Sache, und geht Niemanden etwas an.

Aus diesem Grunde fahre ich jetzt auch in meinem Briefe an Sie folgender Weise fort, obgleich ich weiß, daß es ganz gegen Ihre Erwartung sein wird. — —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Seit dem Tage, an welchem Hopley und ich, die Bekanntschaft des monsieur Ricard gemacht hatten, war nun schon einige Zeit verstrichen; während welcher wir häufige Excursionen zusammen gemacht, das bois de Boulogne, die champs élyses, longchamp, das champ de Mars besehen hatten, wie junge Leute solche Oerter zu besehen pflegen. Die guten Pferde meines Oheims waren nicht geschont worden. — Joseph, der Kutscher meines Oheims, durch manche Herablassung gänzlich gewonnen, und tüchtig in Paris und in der Umgegend

herum galloppirt worden. Diese frohen Stunden oder Tage sollten nun aber bald durch eine ernste Wendung meines Schicksals unterbrochen werden, denn ein sehr höfliches Billet lud mich ein, mich an dem und dem Tage bei der 1sten Militär-Division einzufinden, und dort über einige Gegenstände zu unterhandeln, welche, wie das Billet sich ausdrückte, mich persönlich interessiren würden.

Von langer Zeit her gewohnt eine Ordre als das Heiligste, was es giebt, zu betrachten, (denn ich war im 9ten Hannoverschen Infanterie-Regiment, und in der Schule des ausgezeichneten Generals von B., und seines Sohnes des Hauptmannes von B. zum Soldaten gebildet worden) wollte ich keinen Augenblick versäumen, um dem erhaltenen Befehle nachzukommen.

Ich schickte mich daher an, mich an den bezeichneten Ort einzufinden, die Bedingungen anzuhören, unter welchen ich mich in der Légion-étrangère enrolliren sollte, befahl Joseph das Cabriolet anzuspannen, und mich zu dem Vicomte S. zu fahren, mit dem ich meine Angelegenheiten, nach dem Briefe meines Oheims, zu besprechen hatte. —

Wir verließen daher Passy, Joseph und ich, und hielten um 10 Uhr vor der Wohnung des Vicomte, wo ich ausstieg und wie ein Sohn von demselben empfangen wurde.

Der Vicomte S. hatte die Güte sich selbst anzubieten, mich nach dem Hôtel der ersten Militär-Division begleiten zu wollen, und so unternahm ich an der Seite dieses edlen Mannes den für mich so verhängnißvollen Gang, um aus einem unabhängigen, freien Manne, aus einem stolzen deutschen Freiherrn in einen Sergean-

ten der französischen Fremden-Legion umgewandelt zu werden.

Wir begaben uns zu Fuße dorthin. Ich kann nicht läugnen, daß mein Inneres von den heftigsten Bewegungen erschüttert wurde, als ich, an des Vicomte Seite durch die Rue de l'Enfer schritt, und wir uns dem Hôtel, kenntlich durch den Drapeau und die Schildwache, näherten. Der Vicomte bemerkte dieses wohl und sagte mir: „il est tems encore de retourner.“ Diese Worte erinnerten mich daran, daß es Zeit zu handeln sei, und ich erwiederte ihm fest: „je suis décide!“ Wir traten in das Hôtel.

Die Formalitäten dauerten nicht lange, da Alles, auf Befehl des Kriegs-Ministers, zu meiner Enrollirung schon vorbereitet war. — Mein Vor- und Zuname, der Name meines Vaters, meiner Mutter, mein Geburtsort und mein völliges Signalement wurden in ein kleines Büchlein, welches man Livret- oder Compagnie-Buch nennt, eingetragen, dabei bemerkt: „sergent par décision Ministérielle. Paris, ce 26. Septbr. 1833,“ und mir darauf zugestellt.

Zu gleicher Zeit empfing ich meine Marsch-Route nach Toulon und ungefähr 40 sous Handgeld, welche ich einem armen Militär, der am Ausgange des Hôtels bettelnd stand, gab und ihn ersuchte, dieselben auf die Gesundheit des Königs Louis Philippe zu vertrinken, denn nun war er ja mein König geworden!

Der Bettler dachte wahrlich nicht daran, daß der modisch gekleidete junge Mann, welcher ihm die milde Gabe zukommen ließ, in weniger als 14 Tagen mit einer ähnlichen grauen Capote wie er selbst bekleidet und den wilden Horden der africanischen Legion, der Légion étrangère, wie man sie auch spottweise nannte,

einverleibt sein würde. So täuscht der Schein, und oft ist der glücklicher, welcher eine milde Gabe empfängt, als der, welcher sie austheilt!

Ich begleitete darauf den vicomte nach seinem Hause, erhielt einen Empfehlungs-Brief von seinem Vater, dem berühmten Grafen S., an den General Désmichel, und trennte mich hierauf von diesem vortrefflichen Manne, welcher in der Folge jede Gelegenheit benutzte, um mir Beweise seines unschätzbaren Wohlwollens zu geben.

Nachdem meine Enrollirung vorgenommen war, wurde mir der Aufenthalt in Paris unangenehm, und es verlangte mich, in activen Dienst versetzt zu werden. Ich ordnete daher Alles zu meiner Abreise an, obgleich ich von meinem Oheim die Erlaubniß erhalten hatte, so lange, als ich wollte, in Paris zu bleiben. Dem vicomte S. übersandte ich meinen alten hannoverschen Infanterie-Degen, welchen ich unter Georg IV. und Wilhelm IV. getragen hatte, und mit welchem ich so oft unserm vortrefflichen Vicekönig, dem wohlthätigen Herzog von Cambridge, salutirt hatte, — zum Andenken; und bat ihn, denselben als einen Beweis meiner höchsten Achtung von mir anzunehmen.

Von meinem treuen Americaner, welcher mir redlich seine Schuld bezahlt hatte, nahm ich bei einem guten Frühstück Abschied, und schenkte ihm noch einen goldenen Siegelring, auf welchem ein H., mit einer Grafen-Krone darüber, gravirt war.

Mein Platz in der Diligence war schon bestellt, und so wurde ich von der sämmtlichen Dienerschaft meines Oheims, deren Zuneigung ich gewonnen hatte, bis an den Wagen begleitet. Die gute madame Henriette steckte noch einige schöne saucissons und Flaschen Wein in die Taschen des coupé, — die Diligence fuhr ab, und ich

sagte Paris und seinen Freuden, vielleicht pour toujours, Lebewohl! — — — — —

Es würde hier wohl der Zeitpunkt sein, einen Abschnitt in meiner Reise-Beschreibung zu machen, oder wenigstens meinen Brief zu schließen; ich fühle mich aber noch bewogen, Ihnen, lieber Arnold, hier den Grund auseinander zu setzen, warum ich als Unterofficier, und nicht als Officier, in die Fremden-Legion trat, was vielen Deutschen auffallend erscheinen dürfte, da ich Officier in hannoverschen Diensten gewesen, noch mehr aber, weil ich der Neffe eines Pairs von Frankreich war.

In der Regel kann kein Fremder als Officier in der Fremden-Legion angestellt werden, wenn er nicht zwei Jahre als Unterofficier gedient und von dem colonel der Legion auf das tableau d'avancement getragen worden ist. Der Kriegsminister hat bei drei vacanten Stellen die dritte Vacanz zu vergeben; und der maréchal Soult versprach meinem Oheime die dritte Vacanz für mich. —

In der Hoffnung also, diese dritte Vacanz gewiß zu erhalten, nahm ich die untergeordnete Stelle eines Sergeanten in der Fremden-Legion an, und hoffte, den Officiersrang in sechs Monaten, von meinem Eintritte in die Legion an gerechnet, zu erringen, sei es durch meine großen Protectionen, mes grands parens, oder durch meinen Diensteifer und meine militärischen Kenntnisse. —

Ich war, wie ich schon früher erwähnt habe, im 9ten hannoverschen Infanterie-Regimente, unter der Aufsicht des Generals v. B., und seines Sohnes, des Hauptmanns v. B., zum Soldaten gebildet worden, und darf es wohl kühn behaupten, daß ich der Schule dieser

beiden ausgezeichneten Militärs im 9. Infanterie-Regi-mente keine Schande gemacht habe.

Durch Pünktlichkeit, Ordnung, Disciplin und rastlosen Diensteifer hat sich das 9te Regiment gewiß von jeher ausgezeichnet, besonders aber die 4te Compagnie des 1ten Bataillons, welche zu meiner Zeit unter dem Befehle des Hauptmanns v. B. stand, und außerdem zum Premier-Lieutenant den Herrn L.... hatte, welcher unstreitig einer der tüchtigsten Officiere der hannoverschen Armee ist.

Militär mit Leib und Seele, gebildet in einer solchen Schule, konnte ich es wohl annehmen, daß ich mich in der Legion als Unterofficier auszeichnen würde. —

Sie haben nun aus dem Vorhergehenden wahrgenommen, lieber Arnold, daß es weder die Schuld meines Oheims, noch die Nichtanerkennung meines Officierranges war, welche mich zwang, als Unterofficier in die Fremden-Legion zu treten.

Hätte ich zwar in jenem Augenblicke die Folgen voraussehen können, welche mir aus diesem Schritte entsprangen, so würde ich die Rückkehr meines Oheims abgewartet und durch Zeit und seine Protection (denn in Frankreich, wie bei uns, erreicht man Alles durch dieselbe) mein brevet d'officier erlangt haben.

Ich muß Ihnen ferner bekennen, daß es mir in jenem Augenblicke nur darum zu thun war, Europa zu verlassen, um so schnell und so weit, als möglich, von meinem Vaterlande entfernt zu werden, wo ich, wie Sie wissen, mehrere Unannehmlichkeiten im Dienste des Mars und der Venus Amathusia gehabt hatte; es aber noch für die glücklichste Zeit meines Lebens halte, wo ich die Ehre hatte, im 9ten Infanterie-Regimente zu dienen und unter dem Oberbefehle des liebenswürdigsten der Fürsten zu stehen.

Es schmeichelte ferner meinem Ehrgeize, wenn ich mir dachte, wie die Leute bei uns erstaunen würden, daß der stolze und elegante hannoversche Freiherr aus Liebe und Verzweiflung als Sergeant in die Fremden-Legion getreten sei, um coûte, qui coûte, in Afrika einen rühmlichen Tod, oder ihre allgemeine Achtung durch blutige Lorbeeren zu finden.

Ich war nämlich davon überzeugt, daß die Liebe, Neugierde und Klatschsucht meiner theuern Verwandten mich auf jedem Schritt und Tritt, den ich jenseits des mittelländischen Meeres thun würde, treulich verfolgen würden, und habe mich hierin auch nicht betrogen! — Denn während der Zeit, als ich in Africa stationirte, bivouakirte, marschirte, oder in Hospitälern lag, ließ man mich in Deutschland bald an Verschwörungen Theil nehmen, bald vor ein Kriegsgericht stellen, todtschießen, auf der Plaine von Mustapha füsiliren, oder zu den Beduinen desertiren! Alles dieß aus dem Grunde, weil die Theilnahme meiner theuern Verwandten so groß für mich war, daß es ihnen zur Nothwendigkeit wurde, irgend etwas zu ersinnen, um mich so hoch, als möglich, in den Augen meines Königs und der Welt zu stellen, und sie gewiß nicht verfehlt haben würden, mich bis an den höchsten Galgen zu bringen, wenn Edelleute und Militärs dieser ehrenden Erhöhung theilhaftig werden könnten.

Wie groß daher die freudige Ueberraschung meiner noblen Sippschaft gewesen sein muß, als der „Hamburger Correspondent" meine Ankunft im Vaterlande meldete, — das wird kein Mensch, am wenigsten ich selbst, bezweifeln. Und mit welcher liebevollen Wuth diese Briefe gelesen werden müssen, in welchen die wahre Bestätigung zu finden ist, wie oft ich in Algier füsilirt worden bin, — gibt mir die gewisse Ueberzeugung, daß diese Briefe

reißend abgehen werden, da nach der festen, liebevollen Ueberzeugung meiner Verwandten nur der Geist eines dreimal Erschossenen dieselben zu schreiben im Stande war! — —

Wenn ich die treue Anhänglichkeit meiner guten Verwandten hier auf diese Weise öffentlich hervorhebe, so thue ich dies keineswegs, um mich zu rächen, denn ich gehe sie, und sie mich, nichts an! — sondern nur, um die Mütter und wirklich liebenden Verwandten, deren Söhne, Brüder oder Vettern vielleicht noch diesen Augenblick unter ungünstigen Verhältnissen in der Fremde sich befinden, durch mein eigenes, freilich unbegreifliches, Wiedererscheinen zu beruhigen, und dieselben zugleich zu bitten, nur das zu glauben, was sie mit eigenen Augen lesen, um den Schmerz über die Trennung von ihren Geliebten nicht dadurch vermehren zu lassen, daß sie Gerüchten Glauben beimessen, welche elende, gehässige Menschen ausstreuen, denen es eine höllische Wonne ist, Andere unglücklich zu sehen! — —

Und nun, lieber Arnold, lassen Sie uns zu meiner Reise nach Toulon zurückkehren, nachdem wir en passant denjenigen unserer Leser, die das Gesagte auf sich beziehen wollen, einen kleinen Stich gegeben haben.

Es ist eine herrliche Sache, mit einer spitzen Feder gegen Verläumder und Verläumderinnen schreiben zu können, — und daß ich es gelernt habe, die Feder zuzuspitzen, davon sollen Sie, und noch manche andere Personagen, fernerweitige Beweise erhalten! —

Doch au voyage!

Auf meiner Reise von Paris nach Lyon, und von dort nach Aix, fiel sonst nichts Merkwürdiges vor, als daß in Lyon die prima donna des Theaters ausgepfiffen wurde, und sich am andern Morgen nach Mar-

seille in der Diligence embarquirte, wodurch ich so glücklich war, ihre Bekanntschaft zu machen. Da wir Beide allein nur im coupé uns befanden, so wurden wir durch die unvermeidlichen Stöße und Püffe der Wagenmaschine in eine nähere Berührung, als sonst gewöhnlich, gebracht. Da diese junge ausgepfiffene Dame sehr zart gebaut war, so will ich hoffen, daß sie mit der, den Französinnen eigenthümlichen, Beständigkeit meiner so lange gedacht haben wird, als die blauen Flecke, welche sie bei dieser Gelegenheit durch meinen Ellenbogen erhielt, gedauert haben. —

Einen andern Umstand darf ich auch nicht vergessen zu erwähnen, nämlich daß ich auf dieser Reise die Bekanntschaft eines französischen chirurgien-major machte, der schon in Africa gewesen war, monsieur de Lasalle hieß, und mir, nachdem er erfahren, daß ich nach Algier ginge, einen Brief an madame la baronne de Bondurand mitgab, welcher mir in der Folgezeit von dem größten Nutzen wurde.

So ist es sehr häufig der Fall im Leben, daß ganz geringfügige Gegenstände, welche wir Zufälligkeiten nennen, von der größten Bedeutung für uns werden, und wir thun daher wohl, selbst auf ganz unbedeutende Kleinigkeiten eine gewisse Aufmerksamkeit zu verwenden. Nichts in diesem Leben ist ein bloßer Zufall! Die göttliche Vorsehung führt uns Menschen und Umstände entgegen, und unsere Schuld ist es, wenn wir den Wink der Vorsehung nicht benutzen! —

Um Ihnen aber noch einige Worte über meine Reise von Paris nach Aix zu berichten, so erwähne ich, daß auf der impériale der Diligence sich der Enkel des maréchal Victor befand, welchem, aus gebührendem Respecte

vor der illustration militaire seines Großvaters, sowie vor einigen Flaschen guten Madeiras, welche der junge Marschalls-Enkel mit in die Diligence genommen hatte, von dem Conducteur und der durstigen Reise-Gesellschaft die geziemende Achtung erwiesen wurde. —

Wo, wie und an welchen Stationen sich meine Reisegefährten von mir trennten, kann Ihnen ziemlich einerlei sein. Ich thue Ihnen nur hiemit kund, daß ich an dem und dem Tage, außerordentlich ermüdet, vor der Stadt du bon roi René anlangte, mich aber, anstatt in seinen Palast mich zu begeben, in das schmutzigste Gasthaus der Vorstadt verfügen mußte, da es drei Uhr Morgens war, als die Diligence dort anlangte, und die Thore von Aix noch verschlossen waren.

Wenn man aber recht ermüdet von der Reise ist, so denkt man nicht lange darüber nach, ob man in dem oder jenem Gasthause logiren wolle, sondern man geht in das, welches Einen zu einer so frühen Tageszeit aufnehmen will.

Ich ruhte daher einige Stunden in der erbärmlichsten Herberge von der Welt, schlief aber vergnügt in der Hoffnung ein, so bald die Thore geöffnet sein würden, meinen vortrefflichen Oheim und meine liebenswürdige Tante zu sehen, welche, wie ich wußte, in Aix waren.

Da es wahrscheinlich schon ziemlich spät geworden sein wird, wenn Sie, lieber Arnold, bis an diese Stelle gekommen sein werden, so rathe ich Ihnen, meinem Beispiele zu folgen, das Buch aus der Hand zu werfen, und in ein besseres Bett sich zur Ruhe zu begeben, als das war, welches mir in den „trois pigeons", in der Vorstadt von Aix, zu Theil wurde.

Gute Nacht! —

Neunter Brief.

Ehe ich Sie jetzt, lieber Arnold, mit der Schilderung meines Empfanges bei der Familie Portalis unterhalte, erlaube ich mir, Ihnen erst etwas Weniges über Aix selbst zu sagen, wie es einem gewissenhaften Reisebeschreiber ziemt. Ich fange daher mit dem Ursprunge der Stadt an, welchen sie dem Gefallen des Consuls Sextius an den warmen Quellen, die dort sind, verdankt, und deshalb den Namen Aquae Sextiae erhielt, welcher nachher auf gut Französisch abgekürzt und verdreht in Aix zusammen gezogen wurde.

Aix liegt in einer schönen, von Olivenbäumen bepflanzten Gegend, enthält ungefähr 30000 Einwohner, besitzt mehre Sammt- und Türkisch-Garn-Fabriken, und treibt bedeutenden Handel mit Provencer-Oel und Cappern. Es befindet sich auch eine Academie der Wissenschaften, eine Cour royale, und der Sitz eines Erzbischofes dort. — Die Würde eines Erzbischofes von Aix bekleidete zu meiner Zeit monsieur Raillon, welcher einen harten Kampf gegen den dortigen Carlistischen Adel zu kämpfen hatte, weil er von Louis Philippe eingesetzt und decorirt war. —

Noch schwerer wurde es ihm aber, die Liebe der Bewohner seiner Diocese zu erwerben, weil sein Vorgänger ein Adliger, und dessen Wohlthätigkeit so weit gegangen war, daß er nach seinem Tode eine Summe von 30000 Frs. Schulden hinterließ, welche er zum Besten der Armen gemacht hatte.

Die Stadt Aix ist ein freundlicher, hübscher Ort, und an ihrer Hauptstraße, la cour, liegen mehre schöne Gebäude, welche meistentheils vornehmen Adligen zugehören. Am Ende du cours steht die Statue des länderlosen aber minnereichen und Gesang liebenden Königs René, zu welchem der Bastard von Orleans dem Könige Carl VII. zu gehen rieth, um mit ihm die Schaafe zu weiden.

Aix war früher auch der Sitz einer Cour d'amour, wo edle Ritter und Fräulein wetteifernd gegen einander sangen, und der Sammelplatz der Troubadours. Die provençalische Poesie war zart, süß und metaphysisch, und hatte ihre eigene Sprache, welche erst später nach der Vereinigung der Provence mit Frankreich durch den nord-französischen Dialekt verdrängt wurde. Indessen ist sie noch stets im Munde des Volkes, und selbst einiger sehr gebildeten Familien, welche unter sich stets provençalisch sprechen. Besonders reich sind alle Provençalen an Sprichwörtern. Die Liebe zur Dichtkunst ist jedoch noch nicht in den Bewohnern von Aix erloschen; ein angesehener, dortiger Arzt, Mr. d'Astros, der Bruder des Erzbischofes von Toulouse, widmet sich fleißig dem Studium der provençalischen Muse, welche ihm nicht abhold, und seine Mühe zu vergelten scheint.

Daß in Aix, dem Sitze eines catholischen Erzbischofes, und der Residenz vieler alten vornehmen Familien, der Catholicismus Hand in Hand mit dem Aristocratismus und der Vorliebe für die ältere branche des Bourbons geht, läßt sich leicht begreifen.

Es wurde mir von einem meiner Bekannten erzählt, daß, als der duc d'Orléans, nach der Erhebung seines Vaters auf den französischen Thron, auch die Stadt Aix mit einem Besuche beehrte, sämmtliche Car-

listen sich in ihre Häuser eingeschlossen, und die Läden vor ihre Fenster geschoben hätten, nur um nicht den gehässigen Anblick des liebenswürdigen Prinzen zu haben!

Der Prinz fand also die Stadt fast, wie ausgestorben, und machte, daß er bald aus ihr sich wieder entfernte, nachdem er einmal auf dem cours auf und niedergegangen, und wie die carlistes enragés es behaupten, einige Straßenjungen bezahlt habe, um vive le Roi! Vive le Duc d'Orléans! zu schrein!

Wer den Character und die Gesinnungen der vornehmen Provençalen kennt, der wird sich nicht darüber wundern, daß vernünftige Leute sich so blamiren konnten! —

Früher bestand in Aix auch ein Jesuiten-Collegium, welches jetzt mit den Uebrigen in Frankreich aufgehoben ist, aber von seinen vielfachen Verehrern, besonders in Aix und der Provence sehr regrettirt und als ein unersetzbarer Verlust betrachtet wird, welches man sehr natürlich finden kann, wenn man die Leichtigkeit betrachtet, mit welcher die Familien-Väter durch die Mitglieder dieses Ordens ihre Söhne unterrichten, und die liebenswürdigen Provençalinnen sich von ihren angenehmen Sünden absolviren lassen konnten.

Es ist daher auch Sorge dafür getragen worden, einige heilige oder heimliche Stamm-Väter dieses Ordens zu conserviren; welches aus folgender Antwort eines jungen Landfräuleins, welches eine große Angst vor ihrem gros curé de village oder vielmehr vor seiner Schwatzhaftigkeit hatte, hervorgeht.

Ihr amant, ein gefühlvoller junger Mann, hatte es bemerkt, daß das Fräulein nicht ihre pâques hielte, und darüber sehr betrübt schien. —

Er fragte sie daher nach der Ursache, und erhielt die Antwort:

„Mauvais sujet, qui m'empêche de faire mes pâques, demandez-vous? — c'est vous, monsieur! notre curé est un vieux bavard — mais l'année prochaine; j'irai à Aix et j'y trouverai bien un bon jésuite pour me confesser chez lui.“

Bei diesem Vertrauen, welches die heiligen Väter den niedlichen Provençalinnen eingeflößt haben, läßt es sich leicht begreifen, wie unangenehm ihnen der Verlust der Söhne des heiligen Loyala gewesen sein muß, und wir haben die angenehme Hoffnung vielleicht mehre von ihnen zum Protestantismus übergehen zu sehen, weil die Ohren-Beichte, ohne jesuitische Beichtväter, nicht mehr auszuhalten ist, noch unmöglicher aber es für sie ist, ihren liebenswürdigen Schwächen zu entsagen.

Daß die Bigotterie in Aix zu Hause ist, versteht sich von selbst. — Ich selbst hatte dort das hohe Glück eine toute sainte famille kennen zu lernen, welche ein hübsches Haus in einer belebten Gegend der Stadt verkauft, und in einem ruhigen, stillen Orte, einer Kirche gegenüber, sich etablirt hatte, um bei dem ersten Tone der Matines wie der Vêpres in der Kirche sein zu können. — Diese Familie bestand aus den Eltern, und sechs hübschen Töchtern, welche sämmtlich Namen aus der heiligen Schrift in der Taufe erhalten hatten und sich der Ertödtung des Fleischlichen dermaßen widmeten, daß sie die Männer, wie unreine Thiere, und jeden Gedanken an eine Heirath wie einen sündigen Gedanken betrachteten! —

Der menschliche Geist will auch das Beste übertreffen, und entfernt sich dadurch von dem richtigen Standpunkte wieder, sei es in religioser oder politischer Hin-

sicht, auf welchen eine gütige Vorsehung ihn brachte! Auf diese Weise geschieht es, daß Freiheit und Religion, die beiden höchsten Güter des Menschen, anstatt dem Menschen zur höchsten Wohlfahrt zu gereichen, zu Fictionen werden, welche im practischen Leben die Anwendung nicht mehr finden können, die sie zu unsrem Besten finden müßten!

Es ist wirklich traurig, wie so viele, brave und herrliche Menschen, durch Uebertreibung in religiosen Ansichten, gerade dem Zwecke der Religion offenbar entgegen handeln, welches besonders bei dem unverheiratheten Theile des schönen Geschlechts, seien sie Protestantinnen oder Catholikinnen, der Fall ist, die sich mit der unentweihten und unbefriedigten Gluth ihres tiefen Gefühls dem Herrn Jesus Christus so gänzlich in die Arme werfen, daß sie Gott den Vater gänzlich darüber vergessen; sich dergestalt von dem heiligen Geiste durchdringen lassen, daß sie Geist und Verstand durch ihn verlieren, und die Vorschriften der wahren Religion, sich des Lebens zu freuen, seinen Nächsten, wie sich selbst zu lieben, nachsichtig gegen Andre zu sein, und ihren Gott mit frohem Herzen zu preisen, ihn anzubeten, indem sie sich vor ihm demüthigen, gänzlich außer Augen setzen, und unerträgliche, verkehrte und verdrehte Geschöpfe werden, und bei jeder vorkommenden Handlung zum Besten eines christlichen Mitbruders sich erst die Fragen vorlegen: „sollte es auch wohl mit meinem Gewissen übereinstimmen, diesem Menschen zu helfen, der andere Ansichten hat, als ich? Erlauben mir meine Grundsätze wohl, für einen Sünder, der sich gewiß nie bessern wird, einige Schritte zu thun, um ihn von der Hungersnoth zu befreien, und ihm die Mittel anzugeben ein ordentlicher Mensch zu werden?“

„Darf ich, eine wahre Christin oder ein wahrer Christ, mich meines leidenden Mitmenschen annehmen, der von der christlichen Gemeinde, wie ein Aussätziger, geflohen wird? Blos, weil dieselben Schwächen und Fehler, die ich im Geheimen an mir habe, bei ihm öffentlich geworden sind?“

„Würde ich mich nicht selbst compromittiren, wenn ich einen Verirrten empfehlen würde, ihm eine Stelle, ein Amt in der menschlichen Gesellschaft wieder verschaffte, um ein tüchtiger Mann zu werden, da ich nicht für ihn einstehen kann?“

Bester, vortrefflicher, religioser Mann, liebevoller und vergebender Christ, hätte man in dem Augenblicke, als du dich vielleicht in derselben Lage befandest, wie dein verirrter Mitbruder, dich ebenso christlich milde beurtheilen wollen, wahrlich, du ständest auch heute nicht in Amt und Ehren und in dem Ruf, ein gottseliger Mensch zu sein; denn nur dadurch, daß es dir leicht gemacht wurde, dich gut zu betragen, bist du so weit gekommen, daß du dich gut betragen konntest.

Nur dadurch, weil du keine Gelegenheit hattest, öffentlich zu sündigen, sündigtest du nicht in den Augen der Welt, und nur deßhalb bist du ein sittlicher, geachteter, christlicher Mensch, weil du die Mittel fandest, deine Neigungen im geheimen zu befriedigen, weil du die jesuitische Kunst verstandest, den äußern Schein zu bewahren, den einmal angenommenen und bestehenden Ansichten der Menschen huldigtest, deinen Vorgesetzten schmeicheltest, und andere so lange belogst, bis sie selbst mit dir im Bunde, deine Lügen für lautere Wahrheit nahmen. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt, das ist ein wahres Sprichwort; aber noch wahrer ist gewiß,

daß nicht alle Diejenigen wahre Christen sind, die dafür gelten!

Mundus vult decipi, ergo decipiatur! — Das war der Grundsatz der Jesuiten, sie sahen ein, daß der Mensch trotz seiner erhabenen, göttlichen Natur stets nur Mensch, Mensch von Fleisch und Blut, solange er auf dieser Erde wandelt, bleibt, sie durften die Gesetze, die Verordnungen ihrer Sitten nicht umstoßen, sie fühlten, daß das sündige Beichtkind nicht den widernatürlichen Vorschriften einer Religion nachkommen könne, welche Ertödtung der sinnlichen Natur des Menschen verlangt. — Sie confirmirten, absolvirten und schwiegen. Sie retteten den äußern Schein, und ließen den Menschen im geheimen Mensch sein. — Welcher Orden ist mächtiger gewesen, gefürchteter, als dieser, welcher ist mehr verehrt, mehr geliebt worden, als dieser? Zuweit getriebene Ambition und Ränkesucht hat ihn vertrieben. Der Jesuiten-Orden existirt nicht mehr in Frankreich, aber wie viele Jesuiten giebt es noch dort, und bei uns!

Es ist traurig für Sie, lieber Arnold, daß sie es mit einem Correspondenten zu thun haben, der niemals bei der Stange bleibt, sondern mit seinen Gedanken, wie der Kukuk und sein Küster auf dem Blocksberge, in seinen Briefen immer in die Kreuz und die Queer hüpft.

Was kann ich aber dazu thun, ich schreibe meine Gedanken nieder, wie sie mir kommen, und kann mir doch keine andere machen, als diejenigen, welche Gott oder Teufel mir in dem Augenblicke gerade zusenden. Es ist Ihre Sache, dieselben in Ordnung oder in Reihe und Glied zu bringen, damit sie das Imprimatur bekommen, die Meinige ist nur zu schreiben.

Ich wollte ich könnte eine neue Art von Buch-

druckerkunst erfinden, ein neues Abgießen der Lettern und eine neue Firnißschwärze, damit ich dieß Buch selbst herausgeben, und, wie Faust und Schöffer, auf dem letzten Blatte mich nennen könnte, und sagen, daß dieses Buch von mir ohne Federzug, durch eine ganz neue, künstliche Erfindung, zu drucken und zu zeichnen, zu Stande gebracht sei, — und daß, was die Gedanken, die logische Reihenfolge und Verbindung derselben unter einander und mit einander anbeträfe, dieselben auch durch eine ganz neue Gedankenmaschine bewerkstelligt worden seien, die, einmal in Gang gesetzt, immer fort arbeite, und der es durchaus nicht darauf ankäme, was die Leute von den Gedanken denken würden, welche sie abhasple, weil es ihr nur darum zu thun sei, durch 120 verschiedener Menschen Denkkraft oder Productionsvermögen so viele Gedanken an einem Tage in die Welt zu setzen, als es sonst 120 einzelner Denker bedurft hätte, um dieses Quantum hervorzubringen.

Diese neue Gedanken-Maschine, für welche man natürlich ein brevet d'invention von dem Kaiser von China und den Titel: allezeit fertiger Verfertiger der Gedanken, gleich geschriebener und gedruckter, Sr. Maj. von China bis zu denen einer Dithmarscher Vollmacht über den Nutzen des Handels mit Island erhalten und annehmen würde, müßte Einem den Ruhm eines Universal-Genies, wo nicht gar des Teufels selber erwerben, allen knauserigen Verlegern und Buchdruckern die lange verdiente Niederlage beibringen, und das Lumpenpapier zu einem bis jetzt unerhörten Preise steigern.

Denken Sie einmal nach, lieber Arnold, ob es uns wohl möglich wäre, eine solche Maschine zu erfinden; denn dem erhabenen Geiste des Menschen ist ja

nichts unmöglich, als Herr seiner selbst zu werden, und den Reizen einer schönen Frau zu widerstehen.

Ich bin Ihnen aber noch die Bekanntschaft mit meinem Oncle schuldig, und will Sie jetzt bei ihm, in das hôtel des princes in Aix, einführen.

Mein Oheim, der berühmte Sohn eines noch berühmteren Vaters, dessen Exil er mit kindlicher Liebe getheilt hatte, war oder ist noch einer von denjenigen Staatsmännern Frankreichs, welche sich unter den verschiedenen Herrschern und Regierungsformen, von der Revolution von 1789 bis unter Louis Philipp, stets zu halten und den Ruf vortrefflicher, integrer Männer zu bewahren gewußt haben. Sein Name wird von allen Franzosen mit Achtung genannt. In der Provence, seinem Geburts-Departement, genießt er einer unbeschränkten Verehrung, die er auch im höchsten Grade verdient.

Es ist unmöglich, moralischer und christlicher zu sein, als mein Oncle und meine Tante, und einen größeren Schatz von wissenschaftlichen Kenntnissen mit einem so liebenswürdigen Character, als der des Grafen Portalis, zu verbinden. Gänzlich von aller Intrigue und Ränkesucht frei, stimmen alle seine Handlungen, als Staatsdiener und erste Magistrats-Person Frankreichs, mit seinem unbefleckten Gewissen überein, und am Ende seines thatenreichen und reinen Lebenslaufes, dessen Ziel hoffentlich für ihn und zum Besten von Tausenden noch weit entfernt sein wird, kann er mit der Ueberzeugung die Augen schließen, gewiß Niemandem in seinem Leben Unrecht gethan, ja, was noch mehr ist, nie einen bösen, unreinen Gedanken gehegt zu haben.

Graf Portalis ist das vollkommenste Muster eines wahren Christen, eines integren, sein schönes Vaterland liebenden Mannes, das Vorbild eines vortrefflichen

Sohnes, Gatten und Vaters, ja, ich möchte sagen, wenn es möglich wäre, der Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheiten, das Ideal eines Menschen.

Sein Aeußeres stimmt mit diesem schönen Innern überein. Der erste Präsident des Cassationshofes ist zugleich der liebenswürdigste Gesellschafter, der freundlichste, wohlwollendste Mann. Sein Gesicht ist schön, geistvoll, und in seinen blitzenden braunen Augen, die von langen dunkeln Wimpern beschattet werden, liegt Verstand, Lebendigkeit und Güte. Seine Bewegungen sind rasch, der Provencale unverkennbar.

Auf den Anzug legt der Exminister Carl's X. wenig Werth, wenigstens ist er nicht nach der neuesten Mode gekleidet, geht am liebsten in kurzen schwarzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schuhen, Seine Wäsche ist gewöhnlich mit Schnupftaback bedeckt, den er häufig und mit vielem Geräusche schnupft. Seine Gesundheit ist vortrefflich, sein liebster Aufenthalt seine Bibliothek und sein Familienkreis. Er liest gerne vor, und besitzt ein großes Talent im Vorlesen. Seine Gemahlin und seine Kinder gehen seinem Herzen über Alles; seine Verwandten behandelt er auf das Wohlwollendste, aber Nepotismus ist seinem edeln Herzen gänzlich fremd. Er soll einmal geäußert haben: allen Fremden könne er Anstellungen verschaffen, nur seinen Verwandten nicht; woran dieß aber läge, wisse er selber nicht. — Wenn dieß auch eben nicht sehr erfreulich für seine Verwandten ist, so ist es doch ein sicherer Beweis, daß er nicht daran denkt, die Seinigen zu poussiren, was ihm außerordentlich viel Ehre macht, und besonders in Frankreich, wo Alles nur durch Protection und Geld erreicht wird, um so ehrenvoller ist.

Eine andere Antwort, welche er einem Menschen

gab, der sich bemühte, einen seiner hommes d'affaires bei ihm anzuschwärzen, indem er ihn beschuldigte, von dem Eigenthume des Grafen so viel zu nehmen, als er Lust habe, bezeichnet seine außerordentliche Herzensgüte.

„Je ne le crois pas," erwiederte er, „et s'il prends quelque chose du mien c'est un signe qu'il en a besoin. Qu'il le prenne!"

Wo finden Sie ein solches Herz, lieber Arnold, in unserer eigennützigen Welt wieder?

Es gewährt dem eigenen Herzen ein seltenes Vergnügen, bei der Erinnerung an einen solchen Mann zu verweilen; es söhnt mit der Menschheit aus, einen solchen Menschen noch unter den Menschen zu wissen! — Dieß ist auch der Grund, weßhalb ich Sie bitte, mir das längere Verweilen bei diesem Gegenstande zu Gute zu halten. Gehäßige und unangenehme Eindrücke und Erinnerungen halten wir ja so lange fest, warum sollten wir uns nicht eher bemühen, edle und erhebende Eindrücke zu bewahren, die so viel wohlthuender und segensreicher für uns sind, da sie unser Herz mit sanften und angenehmen Regungen erfüllen, und uns menschlicher machen, indem sie die Menschheit schön, wie sie sein sollte und könnte, uns vor Augen führen!

Die Schwelle, welche ein guter Mensch betrat, ist gesegnet, sagt Göthe, weil sie uns, selbst wenn der gute Mensch von uns entfernt ist, noch daran erinnert, daß er über sie geschritten, und das Andenken an ihn, an diesen Fleck, auf welchem er gestanden, das Andenken an seine Tugenden, die uns zum Beispiele dienen sollen, in unserm schwachen Gedächtniß erhält.

Ich bin weit davon entfernt, meinem Oheim schmeicheln zu wollen, wenn ich auf diese Weise mich über ihn äußere, und würde ihn in meinen Briefen auge-

führt haben, selbst wenn er in gar keiner Beziehung zu mir gestanden hätte, um meinen Gedanken einen würdigen Gegenstand der Betrachtung unterzulegen, und meinen Briefen jenes Interesse zu verleihen, wodurch Reisebeschreibungen, Memoiren u. s. w. ihren hauptsächlichsten Werth erhalten, nämlich: durch die Erwähnung und Skizzirung bedeutender Personen und Charactere.

Um diesem letzteren Puncte zu genügen, muß ich mich von dem Grafen zur Gräfin Portalis wenden, meiner Tante, die in den vielfältig abwechselnden, schwierigen Lagen, in welchen Graf Portalis sich befand, stets als die liebevollste und treueste Gattin für ihn sich bewiesen, und selbst in den verwickeltsten Momenten der politischen Angelegenheiten meines Oheims die Geistesgegenwart nicht verlor.

Die Gräfin Portalis ist eine schöne, zarte, imposante Dame, die mit einer einnehmenden Gesichtsbildung die nobelste Haltung und die feinsten Manieren verbindet, die sowohl in dem conseil des ministres, in den glänzenden Sälen ministerieller Reception, als in der Kinderstube, an ihrem Platze ist. Die Gräfin besitzt Herz und Geist; obgleich eine geborne Deutsche, bewegt sie sich gerne und leicht, wie eine geborne Französin, in den Fächern der Politik; und in der Zeit, als ihr Gemahl Minister war, theilte sie gewiß die Sorgen für das Beste des Landes eben so gut mit ihm, wie die Sorgen für die Angelegenheiten des Hauses. Sie wird auch von Allen, die sie kennen, eben so geachtet, als geliebt, und wer dem Grafen Portalis etwas vorzutragen hat, der vergißt es gewiß nicht, sich auch an madame la comtesse zu wenden; denn sie ist es, welche den ersten Präsidenten des Cassationshofes, der sich nur zu häufig in die Masse seiner Geschäfte vertieft, daran

erinnern muß, was geschehen soll, und ihn alsdann in Bewegung setzt.

Die Verwandten ihres Gemahls hat die Gräfin mit der ihr eigenen Freundlichkeit gänzlich für sich gewonnen, so daß madame la comtesse in den Herzen aller Bewohner des Theils der Provence, in welchem die Güter des Grafen Portalis liegen, lebt, verehrt und vergöttert wird.

Madame la comtesse liebt es sehr, auf einem Sopha sitzend, einen Kreis ehrfurchtsvoller Zuhörer um sich zu versammeln, und die verschiedenen Phasen ihres politischen Lebens anmuthig zu erzählen. Sie spricht gerne von Napoleon, erzählt einige Anecdoten, aus welchen hervorgeht, was ihr und andern Damen Artiges und Grobes von dem berühmten Manne gesagt worden: geht dann zu der Familie Charles X. über, und beschließt gewöhnlich ihre Erzählung mit der Bemerkung, daß, wenn Charles X. ihrem Gemahl hätte glauben und folgen wollen, er noch jetzt auf dem Throne Frankreichs säße (was, wenn auch unwahrscheinlich, doch möglich gewesen wäre). Gewiß ist es, daß der Graf Portalis sein Möglichstes gethan hat, den Exkönig von den Ordonnanzen, die seinen Sturz herbeiführten, abzuhalten, — daß er in einem, ich weiß nicht mehr wie viele Bogen langen, Aufsatze die Unzweckmäßigkeit derselben dargethan, und Charles X. ihm zuletzt die Hand auf die Schulter gelegt hat, mit den Worten: „Hé-bien nous verrons qui de nous deux aura raison, vous ou moi!“ worauf mein Oncle erwiederte: „Je le souhaite pour Vous, Sire, que cela sera Votre Majesté, mais je ne le crois pas.“ — Mein Oncle nahm seine Demission. Die Geschichte Charles X. ist bekannt.

L'opinion politique meines Oheims und meiner Tante

(in Frankreich hat jede Frau das Recht, eine politische Meinung zu haben) ist mir nicht klar geworden.

Franzosen, welche hohe öffentliche Aemter bekleiden, sind und müssen sehr vorsichtig in ihren Aeußerungen über politische Gegenstände sein. — Daß mein Oncle unter Carl X. mehr Einfluß hatte, das ist sicher; indeß verkennt auch Louis Philipp seine herrlichen Eigenschaften und Talente nicht, und da der älteste Sohn des Grafen in den letzten drei Jahren député du gouvernement et du Var war, so scheint von Seiten meines Oheims keine Mißbilligung der Regierungsweise Louis Philipp's zu bestehen.

Außer diesem député, der den Titel vicomte führt, hat meine Tante ihrem Gemahl im Verlaufe ihrer glücklichen Ehe noch eine Tochter und drei Söhne geschenkt, die baron, chevalier und monsieur sind, und die sichere Hoffnung geben, daß dieses neue, aber blühende Grafen-Geschlecht noch lange fortblühen werde.

Der Erste, welcher sich in dieser Familie auszeichnete, war der berühmte Advocat Etienne Portalis, der seine célébrité dem bekannten Processe Mirabeau's gegen seine Frau verdankte, und in seiner Vertheidigung den berühmten Satz anführte: „Celui qui est mauvais fils, mauvais père et mauvais époux, ne peut pas être bon citoyen.“ Er arbeitete nachher am code-Napoléon mit, und wurde comte, pair de France und ministre du culte unter Napoleon. — Der nach der Revolution von Napoleon wieder eingeführte Catechismus der apostolisch-römisch-catholischen Kirche enthält auf der ersten Seite das Decret des Kaisers, gezeichnet: Portalis.

Sein Sohn erbte die Pairs-Würde; ob dieselbe nun aber auch auf die dritte Generation der Familie Portalis forterben wird, das ist eine Frage, welche nach

Abschaffung der Erblichkeit der Pairs-Würde von dem Vicomte abhängig sein wird. —

Jetzt, au fait von Allem, was diese interessante und vortreffliche Familie betrifft, wollen wir uns nach dem hôtel des princes in Aix begeben, wo meine Tante, auf einem Sopha sitzend (ihr Gemahl und ihre Söhne waren ausgegangen), mich mit der nur ihr eigenen Herzlichkeit empfing.

Daß tausend Fragen und Antworten, eine auf die andere, folgten, das ist ganz natürlich; und daß wir uns erst dann beruhigten, nachdem wir von jedem Mitgliede unserer Familie gesprochen, und uns gegenseitig die Versicherung gegeben hatten, daß Alle wohl und vergnügt wären, wird Keiner bezweifeln, der unsere Familie kennt, — und die, welche sie nicht kennen, auch nicht, nachdem ich es hier gesagt habe.

Nachdem dieser erste Sturm unserer Gefühle — welcher, wie alle Stürme für Menschen und Wellen, etwas Aufregendes an sich hatte — vorüber war, so erfuhr ich denn aus dem Munde meiner Tante, daß sie au désespoir gewesen sei, mich allein in Paris zu wissen, daß mein Oheim an alle mögliche Generale in Africa geschrieben und habe schreiben lassen; daß es ihr fürchterlich wäre, daß ich nach Algier ginge, und daß sie besonders darüber untröstlich wäre, mich in Aix nur einen Tag sehen zu können, da ihr Gemahl gezwungen sei, nach Paris zurückzukehren, wohin ihm der Vicomte schon vorangeeilt wäre; und daß diese wenigen Augenblicke auch nicht dazu geeignet wären, mich recht zu genießen, da gewiß so viele Menschen kommen würden, um von ihr und den Ihrigen Abschied zu nehmen, sie aber ihr Möglichstes thun wolle, und dem pauvre Eugène noch recht zu verziehen.

Diese Aeußerungen des Wohlwollens meiner Tante für mich wurden durch die Ankunft des Grafen und seiner Söhne unterbrochen. Die Scene der Begrüßungen wurde auf's Neue durchgespielt, wobei man sich herzlich auf gut französisch umarmte, indem man erst den eigenen Kopf an die rechte und dann an die linke Seite des zu Umarmenden vorbeistreckte und die Wangen leicht touchirte.

Mon neveu! mon oncle! mon cousin! ma tante! wurde von allen Seiten geschrien, und alle die Merkmale an den Tag gelegt, welche es beweisen, daß man sich gegenseitig mit Herzlichkeit und verwandtschaftlicher Liebe bewillkommt.

Wohl ist ein solcher Augenblick schön zu nennen, und wohl dem, welchem in der Ferne gefühlvolle Menschen entgegen kommen! Man fühlt in der Fremde sich heimisch, und der Gedanke an die entfernten Gegenstände unserer Liebe und Zärtlichkeit wird durch die Gegenwart der Personen, welche so nahe mit ihnen verwandt sind, mit gleicher Liebe sie umfassen, weniger trübe; und gewiß haben die Meisten in solchen Augenblicken empfunden und ausgerufen: O wäre meine Mutter, meine Schwester, mein Vater hier, oder könnten sie nur aus einem kleinen Löchelchen des Zimmers sehen, und mit uns sich freuen, daß wir zusammen sind!

Die Freude jedoch, mit einander „en famille“ zu sein, uns gegenseitig zu betrachten, zu befragen, über meine Angelegenheiten zu reden, war, wie meine Tante es vorhergesehen hatte, von nicht langer Dauer; denn nach einem kaum halbstündigen Zusammensein erschien schon monseigneur l'archevêque d'Aix, in Begleitung seines Factotums, des Abbé Figuier, um meinem Oheim und meiner Tante seine Abschieds-Visite zu machen.

Monseigneur, dem vorgestellt zu werden ich die Ehre hatte, war überaus gnädig gegen den heillosen jungen Ketzer, und der Abbé betrachtete mich mit prüfenden Blicken, um sich von der Möglichkeit, mich bekehren zu können, zu überzeugen. Trotz des großen Respects, welchen meine vortreffliche Tante (die entre nous soit dit eine sehr fromme Katholikin geworden war) vor monseigneur gewiß hegte, beschäftigte sie sich während seiner Anwesenheit nur mit mir, und monseigneur erhielt eine vollständige Beschreibung der ungeheuern Reise, welche ich schon gemacht hatte, der Gefahren, denen ich mich von Neuem unterziehen würde, und der Untröstlichkeit meiner Tante, mich morgen schon verlassen zu müssen. — Monseigneur hatte zu vielen Welttön, um nicht allen diesen Wehklagen mit der theilnehmendsten Miene von der Welt zuzuhören, ja sogar die Artigkeit, mich einzuladen, ihn zu besuchen, wenn ich noch einige Tage in Aix verweilen würde.

Ich befand mich einigermaßen in Verlegenheit, dem geistlichen Herrn auf seine Artigkeiten etwas zu erwiedern, da ich mich noch nie in einer so hohen heiligen Atmosphäre befunden hatte; und die violetten Strümpfe des Erzbischofs, sein Ganzes hatte so etwas Komisches für mich, daß ich mir alle mögliche Mühe geben mußte, um das Lachen zu verbeißen, und ein ziemlich holperiges „votre Grandeur a trop de bonté pour moi“ hervorzubringen.

Monseigneur und sein geistlicher aide-de-camp verließen uns bald darauf, um andern Besuchenden Platz zu machen, welche sich in unglaublicher Menge, bis kurz vor dem Zutischegehen, einfanden, und sich dann, bis auf die Geladenen, zurückzogen. —

Von Essen und Trinken habe ich Ihnen schon so

viel in meinen Briefen erzählt, daß Sie dieses Mal von der Beschreibung des Diners befreit bleiben sollen, lieber Arnold.

Nach Tische versammelten sich von Neuem alle Bekannte meines Oheims, so daß sämmtliche Zimmer, welche mein Oncle bewohnte, mit Herren und Damen angefüllt waren, die Alle kamen meinem Oncle und meiner Tante Lebewohl zu sagen, und die Bekanntschaft mit monsieur Eugène, mon pauvre Eugène machen mußten, da meine Tante mich nicht von ihrer Seite ließ, und jedem Neuankommenden dasselbe erzählte, was sie dem Erzbischofe mitgetheilt hatte. Ich wurde daher der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, und ungefähr so wie man das liebliche Hündchen einer Ministerin streichelt und caressirt, so war Jeder bemüht, mir etwas Angenehmes zu sagen; da man die Gunst, in welcher ich bei madame la comtesse stand, deutlich bemerkte. Der arme Sergeant in der Fremden-Legion genoß also noch einmal alle jene Auszeichnungen, welche das würdige Menschen-Geschlecht denen widmet, welche vornehme Verwandte haben! Ich sprach natürlich vortrefflich französisch, hatte eine air distingué, die französische Armee mußte sich geschmeichelt fühlen, einen solchen rejetton einer illustren Familie in sich aufzunehmen, avec un tel courage konnten mir unsterbliche Lorbeeren nicht fehlen und sous une telle protection, que celle de Mr. le Comte, war ich heute Sergeant, morgen Lieutenant und übermorgen Capitain!

Ich hatte kaum Zeit alle die verschiedenen Complimente mit der gebührenden Bescheidenheit aufzunehmen, und zu gleicher Zeit unterbrach meine Tante fast jede meiner Antworten, die wegen des Französischen nicht so geschwinde erfolgen konnten, indem sie mich jeden

Augenblick rief: viens, Eugène, que je te présente, und meine Cousins bestürmten mich auch fast jede Minute, um mich bekannt zu machen. Mit einem Worte ich war malgré-moi der gefeierte Held des Tages, l'intéressant jeune homme, l'aimable Allemand und vor Allen le neveu de madame la Comtesse. Mein Oncle stand während dieser Zeit am Kamine, die Hände auf dem Rücken, machte einen freundlichen Diener nach dem andern, schnupfte von Zeit zu Zeit, und setzte sich zuletzt auf einen Sopha, und schlief ruhig ein. —

Unter den vielen Franzosen, welche sich an dem Tage in dem Hôtel des princes einfanden, nenne ich nur Einen, dessen ich schon früher erwähnte, dieser war der Mr. d'Astros, Arzt, Dichter und cousin germain meines Oheims. Diesem vortrefflichen Manne wurde ich von meiner Tante, während meines Aufenthalts in Aix, empfohlen. —

Wie Alles in dieser Welt sein Ende hat, so nahm diese Gesellschaft, wenn auch ziemlich spät, ihr Ende. — Meine Tante sehr angegriffen, mußte sich bald zur Ruhe begeben. — Mein Oncle schrieb noch einige Briefe für mich. Meine Cousins, liebenswürdige und hübsche, junge Leute, und ich plauderten noch einige Zeit miteinander; dann begaben wir uns Alle zur Ruhe, um uns am andern Morgen von einander zu trennen. —

Erlassen Sie mir hier, lieber Arnold, die Beschreibung des Abschiedes und meiner Gefühle; nur der vermag sie zu begreifen und noch zu empfinden, welcher solche Verwandte hat, wie ich, doch wo in der Welt wären solche Verwandte zu finden! Die Kutschen fuhren vor das Hôtel. Mein Oncle, meine Tante, meine Cousins stiegen ein. Noch einmal sah ich mit feuchtem Auge in das ihrige, noch einmal traf mich der

Blick der innigsten Theilnahme und Liebe! Die Wagen rollten dahin! Das weiße Taschentuch meiner Tante flatterte aus dem Kutschenfenster zum Abschiede grüßend; der hinter den Rädern sich erhebenden Staub entzog meinen Augen den Anblick der herrlichsten und besten Menschen von der Welt — ich stand allein im großen Frankenreiche! — Still trat ich in das Hôtel zurück, besah noch einmal die Plätze, wo die Theuren gesessen, gewandelt hatten. Es war Alles leer! — Welch ein Unterschied zwischen gestern und heute! Wollte der Mensch es doch recht beherzigen, lieber Arnold, welch ein Glück es ist, treue und liebe Verwandte zu haben, und sich alle Mühe geben, ihre Liebe und Freundschaft zu bewahren! Wahrlich! eine treue Mutter, eine treue Schwester, eine treue Tante, ist unendlich viel werth, und wie oft stößt man ihre treue Liebe zurück! wie oft weiht man Fremden die Aufmerksamkeit, die man ihnen schuldig ist! Dem Worte, dem Winke einer herzlosen Kokette lauscht man tagelang, halbe Nächte lang, und die Worte und die Winke der Seinen gleiten kalt bei dem gefühllosen Herzen vorüber, weil die treue Mutter- und Geschwisterliebe immer wiederkehret, zur Gewohnheit geworden und sicher ist. — Nein, um den Werth der Seinen zu empfinden, zu würdigen, muß man allein in der Fremde gewesen, im Unglücke und unter kalten gefühllosen Menschen gelebt haben, damit die Augen einem geöffnet werden, und die wichtige Erkenntniß desjenigen, was man an den Seinen hat, mit beschämender Reue in das endlich erweichte bisher gefühllose Herz zurückkehrt, welches den wahren, schönen Gefühlen des Menschen endlich den Platz einräumt, den sie stets hätten behaupten sollen.

Darum, lieber Arnold, Sie und Alle, welche diese

Zeilen lesen werden, haben Sie noch eine geliebte theure Mutter, einen edlen, liebenden Vater, eine um Sie, Ihre Entfernung traurende Schwester, eilen Sie zu ihnen zurück. — Alle Ehren der Welt, alle Vergnügungen dieser Erde können Ihnen nicht ein treues Herz ersetzen, und sollten Sie zu Fuße mehr als 1000 Meilen wandern, eilen Sie zurück, denn ein vergnügter Augenblick, den Sie den treuen Ihrigen gewähren, die Ueberzeugung, durch ihre Gegenwart denselben den Ihrigen gewähren zu können und gewährt zu haben, ist eine Beruhigung für Ihr ganzes übriges Leben. — Der schönste, wenn auch nicht immer der vortheilhafteste Lohn für ein kindliches Gemüth, für ein menschliches, menschlichen Empfindungen nicht entfremdetes, Herz! —

Wieder ein langer Senf, der nicht zu der Sache gehört, werden Sie ausrufen. Thatsachen, mein junger Freund, Thatsachen, weiter wollen wir nichts von Ihnen. — Was Sie uns da eben so pleumerant herzbrechend geschildert haben, das haben schon tausend Andere besser geschildert. Das kennt das Publikum. Mit den Gefühlen ist man nicht zufrieden. — Beschreiben Sie uns die Häuser von Aix, dessen Quellen, dessen römische Alterthümer. Fahren Sie alsdann weiter fort und erzählen Sie, ob die römischen Alterthümer mit in der Brandcasse stehen; wie hoch ein classischer Stein angeschlagen wird, und welche Dispositionen man getroffen hat, im Falle der gänzlichen Verwüstung oder Zernichtung eines classischen Ueberbleibsels, um dasselbe als neue Ruine aufzubauen. Ob man nicht dort einige Versuche gemacht hat, die Natur des römisches Kalkes ganz genau zu erforschen, welchen Einfluß die in der Umgegend befindlichen Alterthümer auf die Bewohner ausgeübt haben; ob man die Wirkungen derselben

noch an ihnen bemerken kann, und dann gehen Sie weiter und sagen uns was die Aixianer aßen, ob sie Milch zum Cafe trinken, oder ihn schwarz trinken. Wie hoch der bischöfliche Pallast ist, und wie weit und wie breit. — Ob der Erzbischof Strumpfbänder um seine violetten Strümpfe trägt, oder sie mit zwei oder drei silbernen, goldenen oder couleurten Knöpfchen an den Beinkleidern befestigt. —

Mit Gefühlen begnügt sich die jetzige Welt nicht, sie will etwas Reelles; ein systematisch durchdachtes, ausgearbeitetes Werk, das man mit dem Schweiße seines Angesichtes ausarbeitet, und verlangt etwas mehr, als sentimentale Tiraden. —

Ich fühle, daß Sie Recht haben, lieber Arnold, aber trotz Ihrer gewichtigen Gründe, werde ich nicht von meiner Weise zu schreiben, abgehen. Auch solche Käuze muß es geben! — Und werde ich nicht gedruckt, und gefallen meine Briefe nicht, nun, dann muß ich es bedauern in einer Zeit zu leben, wo die Menschen dahin gekommen sind, ihre bessern Gefühle zu verläugnen, und sich mit Gegenständen zu beschäftigen, deren Erbärmlichkeit ihre eigene Erbärmlichkeit beweist.

Die Welt ist übrigens groß, und gefällt mein Buch nicht dem jungen Deutschlande, noch dem jungen Italien, noch dem jungen Frankreich, noch dem jungen Europa überhaupt; so wird es vielleicht dem jungen Asien gefallen, wo die Menschen noch ebenso richtig denken sollen, als im alten Deutschlande. —

Aber zurück zu Aix. —

Monsieur d'Astros, dem ich von meiner guten Tante empfohlen, und an's Herz gebunden war, kam bald nach der Abreise meiner Tante, um mich abzuholen, und für die Dauer meiner Anwesenheit in Aix, mich bei sich

einzustalliren. Seine Frau und seine Kinder empfingen mich auf das Herzlichste. Ich will dabei erwähnen, daß diese Familie es würdig war, in so naher Verwandtschaft mit dem Erzbischof von Toulouse, dem heiligsten Manne seiner Zeit, zu stehen.

Die Familie d'Astros war eine rein catholisch himmlische Familie. Daß ich in den wenigen Tagen, welche ich bei ihr zubrachte, der Reihe nach von den liebenswürdigen demoiselles d'Astros ermahnt wurde, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren, bedarf wohl keiner Versicherung. In jeder Stube des Astrosischen Hauses hingen kleine Gefäße mit Weihwasser, welche ich am ersten Abende, als ich in mein Schlafzimmer trat, für modische Nachtlampen hielt. Le bon dieu hing in der Form eines Crucifixes an jeder Bettwand, nebst mehren sacré-coeur de Jésus et de Marie. Kurz, jeder Fleck im Hause war geheiligt, geweiht, bis auf den, welchen ich, ein ruchloser Ketzer, einnahm.

Außer dieser heiligen Familie hatte ich noch eine andere Familie kennen gelernt, nämlich die des Herrn von Isoir.

Der älteste Sohn des Mr. d'Isoir war etwas älter als ich und wie er mir sagte, der Chef du parti royaliste in Aix. Er hatte zur Zeit der Bourbons die Stelle eines procureurs oder substitut du procureur du roi bekleidet, dieselbe aber bei dem avencement de Louis Philippe au trône niedergelegt, und in der affaire du Carlo-Alberto eine glühende Vertheidigungs-Rede gehalten, die gedruckt worden war, und von welcher er mir ein Exemplar schenkte.

L'affaire du Carlo-Alberto betraf die Gefangennehmung der Söhne des General Bourmont, zur Zeit

der Campagne de Madame, und hatte ihren Namen von dem Schiffe, auf welchem dieselben sich befanden, welches der Carlo-Alberto hieß, erhalten.

Der ehemalige procureur du roi war sehr erfreut in mir einen guten Royalisten zu finden, und versicherte mich, ich würde in der französischen Expeditions-Armee in Africa noch manche brave Leute antreffen, die dächten comme nous. Monsieur d'Isoir führte mich auch zu seiner Mutter, die eine eingefleischte Carlistin war, und nur mit innerer Wuth, von la jeune France sprach. Diese Dame war aber höchst respectirt, und selbst von Napoleon mit der größten Achtung behandelt worden, dem sie sich die Freiheit nahm, ganz unverholen ihre Anhänglichkeit an die vertriebene Königs-Familie zu erklären.

Von der Unerschrockenheit und Festigkeit einer alten Französin kann man sich überhaupt keinen Begriff machen, wenn man sie nicht kennt. Wenn man aber bedenkt, daß die Meisten von ihnen in einer Zeit groß geworden und gebildet sind, in welcher die Gräuel der französischen Revolution über die Gränzen des Denkbaren gingen; so ist es natürlich, daß ihr Character eine Festigkeit erhalten mußte, welche über die Gränzen des weiblichen Geschlechtes hinaus geht.

Madame d'Isoir war übrigens sehr mit meiner Familie, meinen 62 Ahnen, und meinen Gesinnungen zufrieden; gab mir einen Brief an einen General in Africa mit, welcher ihr in frühern Zeiten viele Aufmerksamkeiten bewiesen, und par ancienne connaissance mit ihr, viel für mich thun würde. — Sie bedauerte es aber sehr, daß ich in die Dienste Louis Philippe's getreten sei, und hoffte, daß ich bei der ersten Gelegenheit mich unter dem drapeau blanc rangiren würde.

Sollte es in der jetzigen unsinnigen Zeit, wo man in Deutschland auch sich zu fühlen beginnt, vielleicht einen vornehmen, dummen Land- oder sonstigen Junker geben, dem die neuern Ansichten nicht behagen; so rathe ich demselben nach Aix zu gehen; er kann sicher sein, dort vollkommen gut aufgenommen zu werden. — —

Einen Abend meines Aufenthaltes in Aix brachte ich bei einer dortigen Familie zu, bei welcher Mr. d'Isoir mich einführte, um die bewunderte Schönheit von Aix zu sehen. — In der That besaß Mlle. de V. deren Familien-Namen ich nicht nennen will, um ihre Bescheidenheit nicht in Verlegenheit zu setzen, alle Attribute einer vollendeten Schönheit, welche so reizend waren, daß einige Zeit darauf ein junger Student aus Liebe zu ihr wahnsinnig wurde. Bei mir brachte sie übrigens nicht diesen hirnverrückenden Effect hervor, wohl aber brachte ich einen sehr vergnügten Abend da zu, denn wir sangen und walzten und gallopirten, bei welchem letztern ich, als Deutscher, natürlich excellirte.

Ein Umstand von einer großen Bedeutung und Auszeichnung für mich war es aber, daß ich von monseigneur l'archévêque d'Aix zur Tafel geladen wurde, und zwar dort im Ueberrock erschien, da ich meine Sachen schon mit der Diligence nach Toulouse gesandt hatte.

Monseigneur hatte an diesem Tage, den évêque de Gap und wenigstens neun Chanoinen zur Tafel geladen. Man denke sich also meine sonderbare Position in diesem heiligen Cirkel!

Die guten geistlichen Herrn, welche sich wohl einen etwas übertriebenen Begriff von meiner hohen Geburt, wegen meiner Verwandtschaft mit meiner Tante, gemacht hatten; behandelten mich mit der ausgezeichnetsten Hoch-

achtung. Monseigneur führte mich selbst in den Speisesaal und ließ mich neben sich nieder setzen. L'abbé Figuier, welcher die Honneurs der Tafel machte, vergaß nicht, mir die feinsten und delicatesten Bissen zu senden, und ein dicker, recht gemüthlicher Chanoine, mit einer rubinrothen, ungeheuren Nase, versäumte nicht, mein Glas, sobald es leer war, mit vortrefflichem St. Pérez zu füllen.

Monseigneur war die Aufmerksamkeit selbst, und in kurzer Zeit fand ich mich so à mon aise in dieser höchst würdigen Gesellschaft, daß ich es gänzlich vergaß, an der Seite eines katholischen Erzbischofes zu sitzen, und mit fröhlicher Laune alle Fragen beantwortete, welche mir von den heiligen Mitgliedern der table-ronde vorgelegt wurden, die sich meistentheils um meine Familie drehten und sichtlich danach strebten, mir mein ketzerisches Glaubensbekenntniß abzulocken.

Da ich klug genug war, um einzusehen, daß meine hohe Geburt mir eine so vortheilhafte Meinung in den Augen dieser braven Leute verschafft hatte; so that ich mein möglichstes, um dieselben darin zu bestärken, und als Monseigneur mich fragte, was mir in Air am meisten aufgefallen und am merkwürdigsten erschienen sei; so antwortete ich, wie der Doge von Venedig: „daß ich hier an der Seite Euer Gnaden sitze, unter den geschworenen Feinden meines Glaubens und meiner Familie mich befinde, und Ihren Wein trinke und Ihre Speisen esse!“

Diese unerwartete Antwort brachte eine erstaunliche Wirkung auf mein geistliches Auditorium hervor. Ich wurde mit unzähligen Fragen bestürmt, um eine genügende Auskunft über meine Aeußerung zu geben.

„Ja, meine Herrn,“ erklärte ich mich, „meine Familie,

die erste und älteste Familie Deutschlands, ist durch die Geistlichkeit, die katholische Geistlichkeit, zu Grunde gerichtet worden. Der Burggraf Otto wurde vom Papst in den Bann gethan, weil er seine Cousine Irmengard, die im vierten Grade mit ihm verwandt war, liebte, ehlichte und sich nicht von ihr trennen lassen wollte. Den Erzbischöfen von Trier und Cöln wurde die Execution aufgetragen, mein Ahnherr besiegt, und gezwungen das trierische Banner zu tragen. Noch jetzt führen wir die trierschen Kirchenfahnen im Wappen, wie sie es hier auf meinem Pettschafte sehen können. —

Wie kann es Sie also Wunder nehmen, wenn ich, der Sprößling dieses erlauchten, durch die katholische Geistlichkeit gestürzten Dynasten-Geschlechtes, es als die größte Merkwürdigkeit ansehe, hier an der Seite Seiner erzbischöflichen Gnaden und umringt von einem Chapitre zu sitzen; mich, der ich ein evangelisch-lutherischer Christ bin, in der Gesellschaft von lauter katholischen Geistlichen zu sehen?“

Die Gesichter meiner erstaunten Zuhörer in diesem Augenblicke abgezeichnet zu haben, würde gewiß Gelegenheit zu einem hogarthschen Kupferstiche gegeben haben. Indessen erholten sie sich bald von ihrem Erstaunen, und ergriffen diese Gelegenheit, mir die Vortrefflichkeit des katholischen Gottesdienstes auf das bündigste zu beweisen, und endeten mit den tröstenden Worten, daß, wenn ich auch dem Namen nach ein Ketzer wäre, ich im Innern doch gewiß ein gut katholischer Christ werden würde. —

Monseigneur behauptete, daß er bei den vielen und schönen Anlagen, welche ich ihm offenbart hätte, die Hoffnung gewiß nicht aufgäbe, mich bald in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren zu sehen; be-

sonders da ich das Beispiel meiner Tante, einer so klugen und liebenswürdigen Frau, vor Augen hätte, die ja auch zum Katholicismus übergegangen, und daß er es als eine Fügung des Höchsten ansehe, daß ich in ein katholisches Christenland gekommen sei. —

Das Diner war vortrefflich; aber die Zeit ging nur zu bald vorüber. Nach Tische begaben wir uns in einen schön erleuchteten Salon, wo mich der abbé Figuier noch einmal in's Gebet nahm, und mir zur Belehrung ein kleines Buch, welches den Titel mois de Marie führte, zum Andenken schenkte. —

Ich beurlaubte mich darauf bei dem freundlichen Prälaten, den ich bat, da ich jetzt so vielen Gefahren entgegen ginge, mir trotz meines Ketzerthums seinen Segen mit auf die Reise zu geben; welches er, nachdem er mich an seine Brust gedrückt hatte, mit den Worten that: „Puisse le ciel vous protéger parmi tous les dangers, auxquels vous allez être exposé; vous éclairer et vous ramener au sein de notre sainte eglise catholique. Ainsi soit-il.“

So endete das Diner bei monseigneur Raillon, archévêque d'Aix. Von dem abbé Figuier wurde ich bis an den Cours begleitet, weil ich vielleicht im Dunklen Gefahr laufen würde, mich in Aix verlieren zu können. In der Wahrheit aber wohl aus dem Grunde, um das Dunkel meiner Seele, solange als möglich, durch die Fackel seines heiligen Bekehrungseifers zu erhellen. —

Wohlbehalten langte ich bei meinem d'Astros an, wo ich natürlich jedes Wort, welches den Lippen Monseigneurs entflohen war, wiederholen mußte; eine Masse von Ermahnungen anhörte, mit einem Hirten-Briefe des Erzbischofes von Toulouse an die abtrünnigen Protestanten von Ortés in meine Stube gebracht wurde.

Am andern Morgen fuhr ich in der Gesellschaft von madame d'Astros, welche ihre jüngste Tochter nach einer Erziehungs-Anstalt in Marseille bringen wollte, nach jener Stadt ab. — In der einen Tasche hatte ich den mois de Marie des abbé Figuier, in der Andern den Carlo Alberto des Herrn Isoir.

Ich glaube nicht, daß leicht ein Sergeant der Fremden-Legion, in einer solchen Begleitung, sich nach seinem Depot begeben hat; wenigstens ich habe in demselben wenig Katholicismus und Royalismus angetroffen; will es aber auch zu meiner Ehre gestehen, daß ich den mois de Marie sehr bald einer hübschen, andächtigen Grisette schenkte, und den Carlo Alberto, aus Furcht für einen Carlisten gehalten zu werden, an einem so sichern Orte verwahrte, daß ich ihn nie wieder gefunden habe. —

Ueber Marseille ein anderes Mal.

Zehnter Brief.

Der Weg von Aix nach Marseille wird in einer dazu bestimmten, täglich zweimal abgehenden Diligence für fünf und zwanzig Sous gemacht, und wer das hübsche Panorama einer anmuthigen Gegend, geschmückt mit Olivenbäumen, Weinstock-Laub, einer Menge reizend gelegener, geschmackvoll erbauter Landhäuser, und endlich dasjenige einer großen schönen Stadt, nebst ihren Vorstädten und Promenaden für diese geringe Summe haben will, der muß von Aix nach Marseille auf der Imperiale einer dieser Diligencen fahren.

Daß ich diese angenehme Tour in der Begleitung der madame d'Astros und ihres Töchterchens machen würde, werden Sie Sich aus der Schlußbemerkung meines vorigen Briefes entsinnen; daß ich dieselbe in dieser vortrefflichen Gesellschaft gemacht habe, erfahren Sie durch diese Zeilen. —

Was soll ich Ihnen nun aber über Marseille und seinen griechischen Ursprung sagen! Wer kennt Marseille nicht, wer hat nicht von der Königin des mittelländischen Meeres, seinen Oel-, Seifen- und andern Fabriken, den lebenslustigen Marseillaiserinnen etwas gehört und gelesen? Welche Nation hätte nicht dort ihren Consul, welches große Handelshaus nicht seinen commis voyageur? Wem kann also Marseille unbekannt sein? Auch der berühmte Verstorbene war vor mir da, also bleibt mir nichts mehr übrig, als über Marseille zu schweigen, wenn ich nicht nacherzählen oder lügen will.

Erlauben Sie mir daher, lieber Arnold, wiederum nur von mir selbst zu sprechen. Meine fromme madame d'Astros brachte mich zu einer ihr bekannten Familie, und ihr Kind au couvent eines sacré coeur de Jésus ou de Marie.

Ich fühlte eine unwiderstehliche Neugierde, eine solche Pensions-Anstalt zu besehen, und bat um die Erlaubniß Mlle. Léonie dorthin zu begleiten, welches mir denn auch in Begleitung des Herrn P. des Chefs jener Familie, bei welcher ich untergebracht war, erlaubt wurde.

Wir langten vor dem Pensions-Gebäude an, zogen an eine große Glocke, die Thüre ging auf, eine alte Portiere besichtigte uns, nahm Mlle. Léonie an die Hand und schlug uns die Thüre vor der Nase zu.

Es blieb uns also weiter nichts übrig, als nach dem Hause des Herrn P. zurückzukehren, wo sich die sämmtlichen Mitglieder der Familie desselben au salon vereinigt hatten und uns erwarteten. Monsieur P. war so glücklich, eine sehr liebenswürdige Gemahlinn zu besitzen, deren Enthusiasmus für den drapeau blanc, der bannière sans tâche so weit ging, daß Alles im Hause sans tâche und schneeweiß, bis auf einen großen weißen mäusefangenden Kater, sein mußte.

Die Familie P. nahm mich mit der größten Artigkeit auf, und weil ich bei ihr und nicht in einem Gasthause wohnte; so kann ich nichts über die Marseiller Hôtels sagen. —

Am andern Tage führten monsieur et madame P. mich in der ganzen Stadt umher, und am Abend versammelten sie einen kleinen Cirkel um sich herum, um ihren jeune Allemand, den neveu de madame la comtesse zu zeigen. Da ihrer Meinung nach jeder Deutsche musicalisch sein mußte; so wurde ich gebeten, zu

spielen und zu singen. — Unglücklicher Weise stand ein elegantes Piano, auf welchem Niemand von der Familie spielte, in dem Salon. — Ich mußte mich daher nolens volens niedersetzen, und da ich nur den ersten Theil des God save the King zu spielen gelernt hatte, so trommelte ich denselben auf dem Piano ab.

Nachher mußte ich auch singen, denn jeder Deutsche muß dort singen können! Kein Widerstreben half, und so brüllte ich denn so laut, als ich konnte: „Heil dir im Siegerkranz.“ Man fand, daß ich eine sehr starke Stimme hätte. Madame wollte mir nun auch ein Pröbchen ihres Carlismus und ihres Singtalents geben, und stimmte daher folgendes Lied an:

„Que le Bordeaux coule en plein verre
„C'est le remède à tous nos maux —
„Dans s'espoir d'un tems plus prospère
„Chantons tous vive le Bordeaux!
„Vive, vive, vive le Bordeaux!“

Die ganze Gesellschaft, aus lauter guten Royalisten bestehend, fiel in den refrain vive, vive, vive le Bordeaux ein, und ich schrie aus Leibeskräften mit. —

Dieser Tag und dieser Abend hatte nun aber für mich das Merkwürdige, daß es das letzte Mal für mich war, in einer civilisirten Gesellschaft, unter gentlemen und ladis mich zu befinden, die prerogative meines Ranges zu genießen, und en neveu de madame la comtesse zu agiren. —

Am andern Morgen fuhr ich nach Toulouse ab. — Madame d'Astros, die ganze Familie P. hatten sich in mein Stammbuch eingeschrieben. Es waren lauter fromme Wünsche für mein Körper- und Seelenheil. Ich las sie gerührt über, als ich durch die gorges d'Olicules fuhr. — Toulouse mit seinem wundervollen Hafen

zeigte sich nun meinen Blicken. Gegen 12 Uhr stand ich in der Caserne de la porte d'Italie, vor einem sergent-major der légion étrangère, dessen Name Rockdeschel war. Mit militärischer Haltung und schweigend überreichte ich demselben mein livrêt. Er durchsah es und antwortete: c'est bon, sergent!

Ein sonderbares Gefühl ergriff mich, als ich mich zum ersten Male so anreden hörte. Ich wußte jetzt, daß ich sergent war und auf drei Jahre der légion étrangère angehörte.

Fuimus Troes, fuit Ilium et ingens gloria Teucrum!

Hier ist der entscheidende Moment, lieber Arnold! Soll ich meine Feder niederlegen? Soll ich weiter in meinen Briefen fortfahren? —

Wer hat jemals die Memoiren eines Sergeanten gelesen? Welcher Sergeant kann auf den Einfall gerathen, seine Memoiren niederzuschreiben? — Welches deutsche Mädchen kann sich für einen Helden interessiren, der das Bajonnet fällt?

Und gerade aus den deutschen Mädchen und Jungfrauen besteht die deutsche lesende Welt! — d. h. diejenige, welche Schriften, wie die meinigen, liest, beurtheilt und versteht; die Leih- und Lese-Bibliotheken ausplündert und erhält; die den Autoren einen Namen macht!

Herzlose, kalte, ungefühlvolle, aber doch nur zu liebenswürdige und nothwendige Wesen, die ihr die zarten Empfindungen eurer Herzen nur als ein Monopol der privilegirten Stände betrachtet! — die ihr die Schilderungen rasender schwarzer Prinzen, schlanker Grafen, seufzender Barone, kriechender Kammerjunker, intriguanter Hofmarschälle, graduirter Doctoren, frömmelnder Theologen, blitzender Rittmeister, fluchender Hauptleute, gallopirender Cornetts, wachtparadirender Lieutenants, — so gerne leset, ihnen die Stunden eurer Muße,

eurer socialen Bildung zum Umgange mit Männern weiht, ihnen das Ideal eurer sehnsüchtigen Herzen anpaßt! — Ach! für einen Sergeanten in der Fremden-Legion habt ihr kein Herz, kein Gefühl, keinen Seufzer!

Ein Mann mit dem Torniſter auf dem Rücken, den weißen leinenen Brodbeutel an der Seite, mit rother Mütze auf dem glattgeſchorenen Haupte, in rothen Beinkleidern, ſchwarzen Kamaſchen und Schuhen, mit Staub und Schmutz bedeckt, auf ſein Gewehr ſich ſtützend, den ſterbenden Blick nach der Heimath gerichtet; in den ſandigen Ebenen Africa's nach einem Tropfen Waſſer lechzend; hinter einer ſchlanken Palme ſtehend und muthig den flüchtigen Araber erwartend, der auf ſeinem edeln Roſſe im ſchnellen Kreislauf, mit angelegtem langen Feuerrohre, ihn näher und näher umzingelt, — das iſt kein Gemälde, das euch zu gefallen vermöchte!

Es iſt ja nur ein gemeiner Soldat! ein unglücklicher Unterofficier der Fremden-Legion, der, ausgeſtoſſen von der gebildeten Welt, verfolgt wegen politiſcher Vergehen, aus jugendlichem Leichtſinn, ſein Vaterland verlaſſen mußte; oder den brennender Ehrgeiz dahin trieb, in fremdem Lande, unter wilden Nationen, Auszeichnung zu finden und Anerkennung ſeiner Verdienſte, welche im Vaterlande ihm verſagt wurden; — ein armer, deutſcher Soldat, der in den Sandwüſten Africa's, in die Wellen des Flugſandes, den Namen ſeines deutſchen Mädchens mit der Spitze ſeines Bajonnetes gräbt! — der von dem neben ihm ſinkenden Kameraden die letzten Worte: „grüße mein Lottchen, Freund!“ vernimmt, ihn mit Sand bedeckt, und den hungrigen Schakals, den grimmigen Hyänen den treuen Geliebten des treuloſen Lottchens überläßt! — — der den letzten Brief, den Louiſe ſchrieb, die blonde Locke, welche ſie von ihren ſeidenen Haaren zum An-

denken abschnitt und ihm gab, bis zu dem Augenblicke mit sich, auf dem trostlosen Herzen, trug, wo eine feindliche Kugel mit dem Herzen zugleich Brief und Locke durchbohrt, und des Deutschen warmes Herzblut den gelblichen Sand mit röthlichem Scheine färbt! — — der den letzten Sous, statt den wüthenden Hunger durch ein Stückchen Brod zu stillen, für einen Bogen Papier ausgibt, um der liebenden Mutter sein elendes Dasein mit den Worten: „ich lebe für dich!“ zu verkünden! — — der in dem Wahnsinne des furchtbarsten Hospital-Fiebers die treu bewahrten Veilchen, welche sein deutsches Mädchen ihm pflückte, als einziges sympathetisches Rettungs-Mittel verschlingt, in der schrecklichsten Todesangst noch sich besinnend, ob er das letzte, einzigste Andenken, das von ihr ihm geblieben, zur vermeintlichen Rettung anwenden dürfe, oder nicht! — — —

Aber er ist ja nur ein gemeiner Soldat, ein Unterofficier, und das zernichtet jede Täuschung! —

Nein, lieber Arnold, die Gewißheit, für meinen Helden, oder für mich selbst, kein Interesse bei meinen liebenswürdigen Leserinnen erregen zu können, wird, je mehr ich darüber nachdenke, mir immer klarer, einleuchtender und fürchterlicher.

Ich befinde mich also diesen Augenblick in der gräßlichen Lage, schreiben zu wollen, und vorher zu wissen, daß meine Schreiberei nicht gelesen, nicht gefallen werde!

Aber stellen Sie sich einmal vor, was mir gerade in diesem critischen Augenblicke begegnet!

Unter den vielen Papieren, welche meine Reminiscenzen aus Algier, Spanien, Frankreich u. s. w. enthalten, erblicke ich plötzlich ein kleines Briefchen von Rosa-Velin-Papier mit goldenem Schnitte. Es zieht meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich betrachte die Auf-

schrift, sie lautet: à Mr. Mr. le baron Eugène de Hammerstein sergent, légion étrangère à Algier, und trägt den Stempel: armée d'Afrique.

Ich öffne das Briefchen, und denken Sie sich, es war ein Schreiben meiner theuren Louise, gerichtet an einen Sergeanten der Fremden-Legion — und der war ich! —

In diesem Briefchen fand ich alle die Erfordernisse, welche einen ausgezeichneten weiblichen Character, und eine ausgezeichnete Liebe und Anhänglichkeit an den Sergeanten der Fremden-Legion beurkundeten.

Das ist höchst glücklich für dich, dachte ich bei mir selbst, wenn ein deutsches Mädchen dich, der du nichts weiter als Sergeant in der Fremden-Legion bist, mit ihren Briefen bis Africa verfolgt, und dem Sergeanten dieselbe Liebe beweist, wie dem hannoverschen Baron, — so kannst du auch erwarten, daß andere deutsche Mädchen sich für dich interessiren werden (denn eine deutsche Jungfrau hat dieselben Gefühle, wie alle deutschen Jungfrauen) und daher fortfahren, diese Briefe zu schreiben.

Wo dieses ausgezeichnete deutsche Mädchen (denn alle deutschen Mädchen, welche sich für mich und meine Briefe interessiren, nenne ich ausgezeichnete Mädchen) nun ist, das, lieber Arnold, brauchen Sie nicht zu wissen, bis ich sie Ihnen als meine „gnädige Frau" vorstelle. Es sei Ihnen genug zu wissen, daß Sie und das deutsche Publicum derselben die Fortsetzung meiner Briefe zu danken haben.

Ermuthigt und begeistert durch den Gedanken an meine gefühlvolle Louise, fahre ich daher in meinen Briefen fort. —

Die Compagnie des Depots der légion-étrangère in Toulon stand vor der Caserne de la porte d'Italie in Reih' und Glied.

Der Capitain und ich standen vor der Fronte, beide en grande tenue. Der Capitain zog den Degen und commandirte: garde à vous peloton! portez vos armes! — dann fuhr er fort, mit der Spitze seines Degens auf mich zeigend: Caporaux et soldats! reconnaisez le sieur Hammerstein, comme sergent et obéisez lui en tout, pour le bien du service! Nachdem ich mich an meinen Platz, hinter der Fronte, begeben hatte, commandirte der Capitain: Par le flanc droit! Rompez vos rangs! — die Mannschaft schlug mit der Hand an ihre Gewehre, und stürzte in die Caserne zurück. Ich stand im activen französischen Dienst!!! —

Die französische Uniform ist Ihnen bekannt, lieber Arnold; die meinige zeichnete sich nur dadurch von der des gemeinen Soldaten aus, daß sie von feinerem Tuche (drap de sousofficiers) war, und daß ich an beiden Handgelenken goldene Abzeichen, galons genannt, trug, und daß ein poignard, ein langer, breiter Dolch, in einer weißledernen Koppel befestigt, an meiner linken Seite hing. —

Die Anerkennungs-Scene eines bedeutenden Ranges in der französischen Armee war vorüber. Meine jetzigen Collegen begrüßten den neuen Ankömmling, und sergent-major Rockdeschel zeigte mir den Saal, die Lagerstätte an, die ich einnehmen sollte; setzte sich sodann auf ein neben dem meinigen stehendes Bette, und begann die Unterhaltung mit einigen Fragen über meine Herkunft und mein specielles Vaterland rc.

Während dieser Unterhaltung gruppirten sich mehrere Soldaten um uns, die mit Neugierde den neuen Sergeanten der Fremden-Legion betrachteten, dessen Wesen und Manieren so sehr gegen jene seiner Collegen abstachen; denn meine ehrenwerthen Collegen auf dem Depot in Toulon waren fast alle vieux serviteurs, und trugen drei chevrons.

In Frankreich erhält nämlich Jeder, welcher acht Jahre gedient hat, ein goldenes oder roth wollenes Abzeichen auf den linken Oberarm, und eine unbedeutende Erhöhung des Soldes für diese Auszeichnung. — Diese Abzeichen nennt man chevrons, und Unterofficiere tragen sie in der Form eines umgekehrten Circumflexes ⌄ von goldenen, Corporäle und Gemeine von rothen wollenen Borden. So viele Circumflexe also einer derselben auf dem linken Oberarm trägt, so viele acht Jahre hat er gedient.

Diese gedienten Männer, welche man chevroniers oder vieux chevroniers nennt, sind nun in der That Alles, was man sich epouvantables denken kann. Gänzlich demoralisirte Menschen, welche nur dem Trunke leben, Jedem, den sie dahin bringen können, eine carotte ziehen, und durch ihr unausstehliches, unaufhörliches Schwadroniren und Renomiren, besonders wenn sie ¾ voll sind, denn ½ sind sie es zu jeder Tageszeit, — Jedermann zum Ekel werden müssen. Natürlich ist es, daß die vieux chevroniers in ihrer langen Dienstzeit den Dienst selbst gelernt haben, und daher findet sich die größte Anzahl dieser unleidlichen Geschöpfe auf den Depots der verschiedenen Regimenter, wo sie dazu gebraucht werden, den Recruten das Exerciren beizubringen, oder, wie man es im Französischen nennt, als instructeurs angestellt sind. Gnade Gott dem unschuldigen Recruten,

der in ihre Hände fällt! Die wenigen Mutterpfennige, welche er mitgebracht hat, fließen, in Wein verwandelt, durch die Kehlen dieser Schwämme, die, so lange die Silberquelle des jungen Mannes nicht versiegt, ihn en mon vieux behandeln, und den jungen Soldaten nicht eher verlassen, als bis er die Ehre ihrer Freundschaft mit seinem letzten Sous bezahlt hat. Point d'argent — plus d'amis!

Außer dieser vortrefflichen Eigenschaft besitzen die vieux chevroniers im Allgemeinen noch die qualité eines maître d'armes, maître de canne, de contre-pointe, de bâton u. s. w.; das heißt, sie haben es durch langjährige Uebung im Hauen und Stechen so weit gebracht, ein brêvet de maître d'armes zu erhalten, — nachdem sie in Gesellschaft und Gegenwart verschiedener maîtres einen assaut bestanden haben, und das brêvet, unterzeichnet von allen gegenwärtig gewesenen maîtres d'armes, ihnen zugestellt worden ist, welches sie stets bei sich zu tragen pflegen.

Durch diese Fertigkeit im Stechen und Hauen nun gewinnen sie ein moralisches Uebergewicht über die Neulinge, sind auch bei der geringsten Gelegenheit bereit, sich en brave zu schlagen, falls es Jemandem einfallen könnte, ihrer Zudringlichkeit überdrüßig zu werden. — Ich habe in der Legion einen solchen chevronier gekannt, welcher Marquis hieß, sich ich weiß nicht wie oft geschlagen, zehn Menschen en brave erstochen hatte, und zuletzt von einem andern chevronier en brave wieder erstochen wurde. Sein Leichnam wurde auf dem Hof von Mustapha Pascha ausgestellt, und Jeder, welcher ihm vorbeiging, betrachtete diesen wüthenden Raufbold ungefähr mit ähnlichen Gefühlen, mit wel-

chen die Griechen den todten, männererwürgenden Hector betrachtet haben mögen.

Der Mörder erhielt keine Strafe, il s'était battu en brave! das heißt, zwei Zeugen waren dabei gewesen, der Mord folglich ein legitimer Mord nach den Gesetzen des point d'honneur. —

Uebrigens nicht allein Unterofficiere, nein, Corporale sind maîtres d'armes in der französischen Armee, und jeder Rang hat die stillschweigende Erlaubniß, sich unter sich en brave, so viel es ihm beliebt, zu schlagen. Sich mit seinem Vorgesetzten aber zu schlagen, denselben herauszufordern, wird auf das Strengste bestraft. —

Gewiß, lieber Arnold, haben Sie, wie die meisten meiner Leser und ein Theil meiner schönen Leserinnen, oft und häufig eine Art von Gebäuden gesehen, in welchen der rothbackige, dumme Bauer-Lümmel die erste Stuben-Dressur erhält, welche zum Aufenthalt für den Stamm der Regimenter dient, Prinzen und Fürsten und commandirenden Generalen als Zielpunct einer Promenade und zum Auswurfsmittel des überflüßigen Gallstoffes eine passende und nie fehlende Gelegenheit gewähren, da die Höchste oder Allerhöchste Aufmerksamkeit sich in diesen Zwingern ländlicher Tölpelhaftigkeit bis auf den kleinsten Krumen Brodes im Brodschranke, auf jeden fehlenden Kamaschenknopf huldreichst erstreckt, ja, wenn es hoch kommen sollte, ein offen stehendes Knopfloch mit Höchsteigenen Händen unter den befestigenden Knopf bringen, — eine Art Gebäude, bei welchem bei uns das reinliche, nette Aeußere in vollkommener Harmonie mit dem ordentlichen Innern steht, in welchem die höchste Reinlichkeit, Ordnung, Pünktlichkeit und Ruhe beobachtet wird, und die wir Casernen, die Calenberger Bauerjungen zuweilen „dat verfluchte Hundeloch“ nennen.

Es dürfte daher unnöthig erscheinen, wenn ich Sie einlüde, hier eine Beschreibung der Caserne anzuhören, welche man in Toulon unter dem Namen quartier de la porte d'Italie kennt, deren Name ihre Lage an dem nach Italien führenden Thore bezeichnet, und welche der Mannschaft der unglückseligen, so berüchtigten, als jetzt durch ihre spanischen Heldenthaten berühmt gewordenen, französischen Fremden-Legion zum Aufenthalt diente, welche damals den Depot dieser légion-étrangère, légion-étranglée, Höllen-Legion, und wie sie sonst titulirt wurde, bildete. Indessen, wenn gleich die innere Einrichtung dieses Gebäudes dem Begriffe einer Caserne entspricht, so steht das Leben, Weben und Treiben in derselben in einem zu grellen Contraste mit demjenigen, welches in unsern Casernen herrscht, um sich einen Begriff davon machen zu können; und, da es die erste Caserne, in welcher ich casernirt war, ist, — so verzeihen Sie mir die etwas weitläuftige Beschreibung des Innern und Aeußern derselben, welche ich als Monument den Manen aller derjenigen setzen will, die mit mir sich dort befanden, von welchen der größte Theil als Leichnam entweder dem streifenden Schakal, oder der hungrigen Hyäne in Africa ein köstliches Mahl darbot, oder unter den Händen wilder Beduinen und fanatischer Spanier fiel.

Friede sei mit eurer Asche, arme, beklagenswerthe, verirrte, unglückliche Jünglinge und ehemalige Waffen-Gefährten, — ihr habt ausgelitten! und was ihr im Leben verbrachet, politische und criminelle Verbrechen, ihr seid amnestirt durch den General-Pardon göttlicher Gerechtigkeit! Fielt ihr auf dem Felde der Ehre durch des Beduinen lange eiserne Feuerröhre, oder durch des Spaniers hinterlistigen Dolch; verhungertet ihr in fran-

zösischen Spitälern, oder in den Gefängnissen der Carlisten; verschmachtetet ihr auf der Rückkehr nach der nie-erreichten, gastlichen Heimath, oder fielt ihr im rühmlichen Kampfe an der Seite des braven Conrad, — wo ihr auch gefallen sein möget, wie ihr die verzweifelnden Seelen aufgabt, — der Himmel steht euch offen; Wer in der Fremden-Legion diente, der braucht keine Hölle zu fürchten! —

Nachdem ich diese Inschrift für das den gefallenen Legionairen von französischer Dankbarkeit zu errichtende Denkmal meinen Waffenbrüdern, oder au courage malheureux, dem unglücklichen Muthe, wie die Franzosen es nennen, mit gerührtem Herzen geschrieben habe, gehe ich nun zur Caserne selbst und den Casernirten über, um den Gedanken des Todes durch das Bild eines regen Lebens zu verscheuchen.

Die Caserne du quartier de la porte d'Italie befindet sich in den Casematten der berühmten Festungswerke der Stadt Toulon, und besteht aus drei geräumigen Sälen, salles Nro. 1. 2. 3., Platz zur Küche, einer salle de police, und einigen Zimmern, in einem Vorsprunge des Gebäudes, welche zur Aufnahme der Unterofficiere und der Papiere der Comptabilität bestimmt waren. Vor der Caserne war ein ungefähr 8—12 Fuß breiter Raum gelassen, welcher durch ein eisernes Gitter von der Straße getrennt war, und ein gleichfalls eisernes Thor hatte, welches bei Tage halb geöffnet war, vor welchem ein planton, gewöhnlich einer von den alten chevroniers, auf einem Stuhle, sein Pfeifchen rauchend, saß, um der Mannschaft, wenn sie consignirt war, das Ausgehen zu verbieten, darauf zu passen, daß keine Effecten, welche zu den Montirungsstücken gehörten, heraus getragen wurden, und den Leuten,

welche nichts in der Caserne zu thun hatten, die entrée zu verweigern.

Im Innern der drei genannten salles, welche gewölbt, geweißt, luftig und mit einem, mit breiten Fliesen bedeckten, Fußboden versehen waren, eine große Ausgangsthüre und zwei Fenster hatten, — liefen an jeder Seite, von dem Fenster bis an das Ende derselben, eine Reihe von eisernen, einschläfrigen Bettstellen hin: in dem ersten Bett rechts von der Thüre, am Fenster, schlief der Sergeant, dann der Corporal u. s. w. fort. In der Mitte dieser salle stand ein langer hölzerner Tisch und zwei Bänke, über welchen einige hölzerne Brodschränke hingen, die, wie der Name es angibt, das gelieferte Brod für die Mannschaft aufzubewahren bestimmt waren, und auf welchen des Abends die Lichter aufgestellt wurden.

Hier in diesen Sälen befand sich nun die Mannschaft des Depots der Fremden-Legion. Ein ewig reges Leben herrschte hier von dem Aufgange der Sonne bis zum Austrommeln der Lichter, und oft noch weit später.

Officiere kamen und gingen; Detachements langten an, Detachements zogen ab; hier saßen einige Franzosen und spielten zusammen à la cadrette, indem der verlierende Theil sich aus hölzernen Stäben geschnitzte Klemmen, faute d'argent, an die Nase befestigen mußte, welche, zum Gaudium der Mitspielenden, wie der Umstehenden, oft zu sechs bis sieben anwuchsen; — dort saßen mehrere junge Polen zusammen, in den abentheuerlichsten Costümen von der Welt gekleidet, und spielten Landsknecht. Abgesondert von den Uebrigen stolzirten, noch stolz in ihrem Falle, einige braungelockte Spanier, mit citronengelber Gesichtsfarbe, glühenden,

blitzenden Augen, ihre cigaretta rauchend, einher, verächtliche Blicke um sich werfend, und von Zeit zu Zeit den nationalen Fluch: caraxo! ausstoßend.

Hier stritten sich unter einem Mordspectakel einige stämmige Holländer und Belgier unter einander, jede Betheuerung durch das eigenthümliche „God verdom me, jongens!“ bekräftigend; — dort war ein blauäugiger Engländer in einer lebhaften Unterhaltung über englische und französische Marine mit einem kleinen hitzigen Provençalen, und erwiederte auf dessen „coquin de Diu, tronc de Diu!“ sein bekanntes „Goddamn, you foolish rascal!“

Hier erscholl das norddeutsche: „daß dich ein Donnerwetter! du infamer Hund!“ ausgetauscht gegen das süddeutsche: „du bischt nur ä Lump, du!“

Hier brachte ein französischer Unterofficier unter hunhundert „mille tonnères!“ und „sacré nom de dieu!“ einen betrunkenen Schweitzer zur Ruhe, welcher mit hinschwindender Stimme sein: „ischt nit rächt, Herr!“ krächzte; — dort lag ein langer, blonder Germane mit zerrissenem Hemde auf seinem Bette ausgestreckt, und declamirte: „justum ac propositi virum!“

Dort las ein schmächtiger Berliner einem Landsmanne den letzten Liebesbrief von seinem Schätzchen unter den Linden vor, und sang nachher: „Lott' ist todt! Lott' ist todt!“ — hier stöhnte ein blonder, rothbackiger badischer Jüngling ein tröstendes: „Gott läßt keinen Deutschen vergehen!“

Mehrere Baiern saßen bei einigen Weinflaschen und sangen:

„Ich und mein Weibchen wir können gut tanzen,
„Sie mit dem Dudelsack, ich mit dem Ranzen!
„Schenkt mir 'mal bairisch ein! bairisch muß sein!“

Hier brummte ein blasser Hessen-Jüngling: „denkst du daran, mein tapferer Lagienka!“

Dort stürmte ein Fourier in das Zimmer, und schrie die Namen derjenigen ab, welche zur Corvey bestimmt waren; — dort verlas der Major die Liste derjenigen, welche zum „Sachen fassen“ sollten.

Hier erschien ein Rudel neu ankommender Recruten in belgische, polnische, holländische, zerrissene Uniformen oder Blousen gekleidet, mit oder ohne Schuhe, in zerrissenen Beinkleidern oder Strümpfen; — dort traf eine Abtheilung jener Soldaten ein, welche in Africa ihren congé oder congé de reforme erhalten hatten; blasse, abgehagerte, eingefallene, kraftlose Gestalten, umschlottert von abgenutzten, grauen Capoten, eher Schatten als Menschen vergleichbar.

Hier packte ein junger, angehender Soldat vorschriftsmäßig seinen Tornister. Ein reinlicher Holländer wischte seine schön gewichste giberne ab und steckte sie behutsam in die couvre-giberne; — dort stürmte der caporal d'ordinaire mit dem Anstreiche-Kessel in das Zimmer und schrie: „du col! qui veut du col!“

Dort lagen zwei Besoffene auf den Betten und balgten und kitzelten sich. Hier riß Einer dem Andern die Beinkleider ab, und zwang ihn, hinter ihm her zu laufen, in puris naturalibus. Hier stand ein verunglückter Theologe auf einem Tische, und declamirte: „Ist das eine Armee von Christen?“ Dort schälten die dazu commandirten Leute Kartoffeln zur ratadouille. Hier brüllte einer von jenen versoffnen chevroniers: „c'est le roi, le roi qu'en ronde chante le monde.“ Hier schrie einer von den verrufenen Julihelden, parisiens oder escaladeiros genannt: „c'est la séringue, qui vous distingue, partisans du juste-milieu!“ In einem

andern Saale erhielt ein auf der That ertappter Dieb die savatte.

In dem Vorhofe der Caserne war es eben so laut. Bald entwischte ein Soldat aus der Pforte, wurde aber von dem ihm nachlaufenden planton beim Kragen gepackt und in das quartier gebracht. Während der Zeit entwischten zehn Andere.

Hier charmirte ein feiner Soldat mit der fille des der Caserne gegenüber liegenden café, und warf ihr Kußhände und Apfelsinen-Schalen durch das Gitter zu.

Dort stürzte eine wüthende blanchiseuse hinter einem Corporal in das Quartier hinein, den planton umrennend, mon argent! mon argent! schreiend.

Hier wurde ein sich widersetzender Unterofficier mit drei chevrons, auf Befehl des adjudant-sous-officier, von der Wache mit Gewalt und dem Gebrülle: „Laissez-moi, coquins! j'ai trois chevrons! j'ai servi sous l'empereur!“ in die salle de police des sous-officiers geschleppt. Hier brachte eine Patrouille einige in der Gosse gefundene Legionairs in das Quartier, welche mit Kolbenstößen gleichfalls in die salle de police gestossen wurden.

Dort flogen die Scherben einiger ausgetrunkener Flaschen klirrend auf das Straßenpflaster nieder! —

Kurz, wenn alle Teufel aus der Hölle losgelassen worden wären, wenn Frau Lillis nebst Lucifer, Unversün, Sathanas, Spiegelglanz, Federwisch, Nortis, Astroth, Kreutzlein, Hackelberg und seine wilde Jagd, alle Ungethüme der Wolfsschlucht in einem Raume eingesperrt würden, sie hätten keinen fürchterlichern Lärm machen können, als die ehrenwerthe Versammlung in der Caserne de la porte d'Italie, und wie ein französischer Dichter von Marseille sagt: „on-y-respire l'air de toutes les nations;“ so konnte man von dieser Grauenhöhle in

Wahrheit sagen: „On-y-respirait les horreurs de toutes les nations!“ —

Fügen Sie, lieber Arnold, zu dieser wahrlich nicht übertriebenen und so viel als möglich in den Schranken des Anstandes gehaltenen Schilderung dieses Pandämoniums noch die traurige Lage der meisten Bewohner desselben hinzu, die Gewissensbisse, welche sie zerfleischten; die Unbekanntschaft Vieler mit der Sprache ihrer Obern, mit dem Dienste; den ihnen bis hierher folgenden Fluch ihrer zur Verzweiflung gebrachten Eltern, der von ihnen verlassenen und betrogenen Bräute; die drohenden Gestalten der von ihnen Ermordeten oder Bestohlenen, welche sie im Geiste marterten; das schreckliche Gefühl Vieler, mit dem Verluste der Ehre den Verlust der Heimath auf ewig zu verbinden; ausgestossen zu sein aus der menschlichen Gesellschaft; umgeben zu sein von den Ausbrüchen wilder Bestialität; in einer Reihe mit Mördern, Dieben und Deserteuren zu stehen; als der Auswurf ihres Vaterlandes von den Franzosen selbst betrachtet und behandelt zu werden! — nirgends ein fühlendes Herz! — und jenseits des Meeres ein sie zerstörendes Clima, ein gähnendes Grab ihrer noch so frischen, jugendlichen Kräfte! — — fügen Sie diesen moralischen Zustand, in welchem sich wenigstens die nicht gänzlich Verhärteten dieses unerhörten Corps befanden, hinzu, und schreiben Sie mit mir in Gedanken über den Eingang der Caserne de la porte d'Italie:

„O voi! qu'intrate, lasciate ogni speranza!“

Solche Scenen, wie ich sie Ihnen beschrieben habe, ereigneten sich nun alle Tage; aber besonders beim Anbrechen der Nacht war es gar nicht zum Aushalten. Ich erinnere mich, daß, als einst, nach einem fürchterlichen

Tumulte, die ganze Mannschaft endlich weintrunken auf ihre Lager gesunken war; ich selbst auf dem meinigen lag, und mein tägliches Gebet an Gott richtete, mir der Gedanke kam: Solltest du wohl der Einzigste sein, der in dieser Behausung noch an einen Gott denkt!

Doch will ich Sie nicht mit der Schilderung meines Seelen-Zustandes in einer solchen Gesellschaft belästigen, und nehme daher den Faden meiner Erzählung wieder auf, wo ich denselben durch die Darstellung des Lebens und Wesens in der Caserne unterbrochen habe.

Sergent-major Rockdeschel, unter dessen speciellen Befehl ich gestellt war, und welcher sich, wie oben erwähnt, mit seinem neuen Sergeanten in eine freundschaftliche Unterredung eingelassen hatte, gehörte zu jenen gutmüthigen Menschen, welche das Leben nehmen, wie es ist, die Suppe essen, wenn sie warm ist, und nicht heute an morgen denken. Er hatte, obgleich er drei Chevrons trug und unter Hohenlohe gedient hatte, noch ein Herz in seiner Brust bewahrt, und war ein ehrlicher, treuherziger Baier, mit einem männlich schönen Gesichte und von ganz guten Manieren. — Obgleich er nicht mit dem hellsten Verstande begabt war, so besaß er doch Einsicht genug um zu bemerken, daß ich kein ganz gewöhnlicher Sergeant sei; behandelte mich äußerst artig, gab mir über meine, den Dienst betreffende, an ihn gerichtete Fragen die gehörige Auskunft, die Aufsicht über die Mannschaft in der Salle No. 3. wo wir uns befanden, und nahm mein Portefeuille nebst meinen übrigen Sachen in seine eigene Stube, welche ihm, als Sergent-major zukam, in Verwahrung. Eine neue Bekanntschaft unter Militärs muß natürlich die Weintaufe erhalten, bevor dieselbe, als gültig betrachtet, und

am andern Morgen wieder vergessen werden kann. Mein neuer Vorgesetzter schlug mir daher vor, da es ohnehin bald Zeit zum Mittags-Essen sei, uns auf den Weg zur Pension zu machen. Eine Aufforderung, welcher ich den geziemenden Gehorsam leistete. Wir begaben uns daher alsobald auf den Weg dorthin, besuchten aber, ehe wir dort anlangten, noch einige Bouchons, oder Kneipen, in welchen, wie Rockdeschel es behauptete, vortrefflicher Wein zu kosten sei, und folglich auch gekostet werden mußte. Was nun die Pensionen in der französischen Armee anbetrifft; so sind dieselben eine kleine Art von Messen. Alle Officiere und Unterofficiere vom Hauptmann bis zum Fourier, welcher noch unter dem Sergeanten steht, essen in Pensionen, aber jeder Rang für sich; so daß es viererlei Pensionen giebt, die der Capitains, der Lieutenants, der Sergeantmajors und der Sousofficiers, welche nach dem Range der verschiedenen Pensionairs mehr oder minder kostspielig bezahlt, und mehr oder minder gut servirt werden. Die Corporale und Soldaten essen in der sogenannten Ordinaire, deren Chef ein Corporal ist, welcher den Namen caporal d'ordinaire führt, die nöthigen Einkäufe besorgt, und von jedem Franken, welchen er ausgibt einen sous für seine Mühe erhält; außerdem liegt demselben die Besorgung der Compagnie-Wäsche ob, und das bereiten du col zum Anstreichen des Lederzeuges. Jede Compagnie hat einen Koch und einen Beikoch, welcher täglich dazu commandirt wird. Die Soldaten lassen, glaube ich, 5 sous alle Prêt- oder Löhnungstage für ihre ordinaire stehen. Die Unterofficiere 30 sous für ihre Pension gleichfalls alle fünf Tage; da in der französischen Armee es eingeführt ist, alle fünf Tage die Löhnung auszuzahlen, welche der sergent-major, ohne weitere

Umstände jedem von der Mannschaft auszahlt. Eine allgemeine Abschließung der Rechnung findet alle Trimester statt.

Die den Unterofficieren gelieferten Rationen an Fleisch, Brodt und Wein nimmt der Cantinier- oder Pensions-Wirth derselben in Empfang. Jedes Bataillon hat seine Cantinen und Cantiniers, bei welchen die Unterofficiere gezwungen sind zu essen, und können dieselben nur mit der Erlaubniß des Bataillons-Commandanten verlassen.

Den Cantiniers ist es eigentlich verboten Credit zu geben, und sie sind angehalten ein Buch über die Quittungen der bezahlten Pensionen der Unterofficiere zu führen, welches sehr häufig von dem Adjutant-Major nachgesehen wird.

Derjenige Unterofficier, welcher am Prêt-Tage seine Pension nicht bezahlt hat, wird, wenn es zur Anzeige kommt, mit einigen Tagen salle de police bestraft, derjenige aber, welcher mehre Male sich diese Nachlässigkeit zu Schulden kommen läßt, wird verurtheilt in der ordinaire der Soldaten solange zu essen, bis seine Schuld getilgt ist, erhält aber trotz dem seine Portion für sich, anstatt, daß die Corporale und Soldaten je vier Mann aus einer Schüssel essen.

Ein Cantinier oder eine Cantinière ist daher, wie Sie leicht denken können, lieber Arnold, ein sehr gewichtiger Mann und eine sehr achtbare Dame in den Augen der Herrn Sergeanten, da durch ein einzigstes Wort beider sie in die salle de police befördert werden können, wenn, was sehr häufig der Fall ist, einige sous am Prêt-Tage nicht bezahlt worden sind. Es fehlt daher auch den scheußlichsten Cantinièren selten an einem Schwarme von Anbetern, da die Herren Sergean-

ten gewöhnlich viel Durscht, aber wenig Geld haben. Manche alternde Coquette würde das Loos einer Cantinière gewiß beneidenswerth finden.

Nachdem ich Sie nun mit der Art und Weise bekannt gemacht habe, wie französische Unterofficiere zu essen pflegen; so kehren wir jetzt zum Major und seinem Sergeanten zurück, welche auf dem Wege zu ihrer Cantine begriffen waren.

Sergent-major Rockdeschel führte mich in eine von jenen kleinen Straßen Toulons, in welchen in der Mitte eine Gosse läuft, und welche, besonders des Abends, etwas gefährlich zu passiren sind; da die Einwohner des berühmten Seehafens die, bei uns polizeiwidrige, Angewohnheit haben, alles dasjenige, welches de trop im Hause ist, aus den Fenstern auf die Straße zu schütten, und hierdurch nicht selten einen unter den Fenstern seiner Schönen seufzenden Seladon, durch ein eben nicht wohlriechendes Bad durchnäßt, prustend und fluchend nach Hause zu schicken. Es war daher in dieser Straße ein unausstehlicher Geruch, welcher durch die vielen Zwiebeln und Knoblauch, die in den meisten Häusern bereitet wurden, und das Haupt-Nahrungs-Mittel im südlichen Frankreiche sind, noch penetranter wurde. Wir waren schon einige Schritte in dieser wohlriechenden Straße gegangen, als wir vor ein Haus anlangten, über dessen Thüre ein hölzerner Arm hervorragte, an welchem mehre Saucissons hingen, und vor welchem eine durch den Gebrauch schon ganz schwarz gewordene Rostpfanne stand, in welcher Sardinen à la minute in rantzigem Oele schmorten. Dieses war die Cantine des sergent-major Rockdeschel, in welcher er, nachdem wir in die Thüre getreten waren, von der Cantinière mit vieler Achtung empfangen wurde, weil er ein hübscher

Mann war, und bei seinem Commando auf dem Depot sich etwas Erkleckliches erübrigt haben sollte, wie ich es nachher erfuhr.

Der major setzte sich mit dem Bewußtsein eines Mannes von Gewicht, an das obere Ende eines Tisches nieder, auf welchem ein nicht sehr reinliches Tischtuch ausgebreitet war, stemmte den Kopf auf seinen Arm und verlangte ein Couvert für mich, mit dem bemerken, „mon sergent prendra ici sa pension!“ Er füllte darauf zwei Biergläser mit Wein, schob mir das Eine hin, leerte das Andere auf einen Zug, und füllte sich dann aus einer großen irdenen Schaale, welche als Suppenterrine fungirte, eine ungeheure Masse von Bouillon, in welcher viereckigt geschnittene Stücke Weisbrodtes schwammen, in seinen blau und weißen Suppenteller.

Mehre Unterofficiere fanden sich nun nach und nach ein, setzten sich an denselben Tisch nieder, und nahmen sans façon aus der Suppenterrine die ihnen zukommende Portion. Die Meisten von ihnen waren nun gerade jene von mir erwähnten Chevroniers, welche mit ihren rothangelaufenen Augen den neuen Collegen recht widerwärtig anglotzten, und in ihrem Ausdrucke etwas so Verschwiertes, Gemeines hatten, daß es mir wirklich übel in ihrer Nähe wurde.

Zu dem widrigen Eindruck, welche ihr Ausdruck auf mich hervorgebracht hatte, kam nun auch ihr unanständiges, grobes Betragen, indem sie mit der Cantinière auf das Unanständigste schäkerten, dieselbe auf die roheste Weise bei'm Arm, Bein u. s. w. ergriffen und zerrten, wenn sie Teller, Messer und Gabel, oder was sonst nöthig war, auf den Tisch reichte.

Es wurde ihnen auch eine derbe Zurechtweisung von Seiten der Cantinière zu Theil, allein diese fruchtete we-

nig, da Einige der Herrn Instructeure bei'm Instruiren wahrscheinlich eine große Quantität brennenden Wassers zu sich genommen hatten, welche sie die, vielleicht nüchternen Muthes beobachteten, Anstands-Regeln für heute gänzlich außer Augen setzen ließ.

Nach mehren Angriffen erfolgte denn endlich ein ernstes „finissez-donc, sergent!" der Cantinière, auf welches der angreifende Theil mit einem viehischen Lächeln das witzige bon mot — „finissez! fais! veux tu dire la belle!" entgegnete, welches ein: „ah, qu'il est cochon!" der Cantinière nach sich zog.

„Ah-çà la bourgeoise," bemerkte ein Anderer, „depuis quand est-ce que vous faites la mine? ce n'est pas pour la première fois qu'on vous tâte le pouls!" —

„Voulez-vous finir," schrie die erboßte Cantinière, „j'ai autre chose à faire que d'entendre vos saloperies. Et si vous ne me laissez pas aller mon train, je trouverai bien le moyen de vous faire coucher à la salle de police, pour me débarrasser de vos malhonnêtetés."

„Excusez, madame, pas si fâchée," entgegnete der Sergeant, „ne suis-je pas une bonne pratique, qui mange tout son argent chez vous?" —

„Au diable soit votre argent, dont je ne vois guère qu'une pièce de trente sous, que vous me montrez tous les jours de prêt, pour la faire filer de nouveau dans votre poche en me promettant de me payer la prochaine fois le montant de votre pension!"

Diese feine Bemerkung der Cantinière brachte ein allgemeines Gelächter und verschiedenartige Ausbrüche der Billigung unter der Tisch-Gesellschaft hervor, wie unter andern: „c'est bien, la bourgeoise, il faut arranger cette bonne pratique, ce brave garçon, qui boit comme un trou, sans payer le sous! — Vous n'avez pas

votre langue pour rien, madame Cauvin, faites-en un bon usage et lavez bien la tête à ce vieux carottier, qui fait toujours le fier, qui se vante de vos bonnes grâces, et n-y-est pour rien! Ah-ça, monsieur Jomini, montrez-nous donc cette pièce de trente sous, qui ne vous quitte guère!" —

„Je ne l'ai plus!" ſchrie der Angeredete, „je l'ai changée ce matin chez la jolie Clairon pour te payer la goutte, vieux cheval, qui ne s'en souvint plus, parce-qu'il était déjà gris ce matin à six heures." —

„Chez la jolie Clairon?" fiel die Cantinière ein, „voyez-moi donc ce beau monsieur, qui a de quoi payer la goutte aux autres, et ne pense pas à payer sa pension. Mais j-y mettrai bon ordre, soyez en bien persuadez, messieurs. Je ne donnerai plus à crédit du tout. Point d'argent comptant et des grossièretés par dessus, cela ne m'arrange point! — Va, Jean," fuhr ſie zu ihrem garçon de cuisine ſich wendend fort, „affiche-moi vite la jolie petite gravure, que je vins d'acheter ce matin au marché, pour faire voir à ces messieurs, que je parle sérieusement. Regardez-moi cela, messieurs et arrangez-vous!" rief ſie auf einen Bogen Papier deutend, welchen Jean dem Befehle der geſtrengen Frau gemäß, an die, dem Tiſche gegenüber ſtehende, Thür eines Nebenzimmers mit kleinen Nägelchen eben zu befeſtigen bemüht war. Auf dieſem Bogen Papier befand ſich eine Wanduhr abgebildet, deren Zeiger auf dem Zifferblatte eine Minute vor 12 Uhr wieß; an der einen Seite dieſer Uhr ſtand ein durſtiger franzöſiſcher Grenadier mit dem Torniſter auf dem Rücken, la goutte verlangend, und auf der andern Seite derſelben war ein großer bunter Hahn abgezeichnet, welcher den Schnabel zum Krähen öffnet. Der Grund des

schönen Gemäldes stellte das Innere einer Gaststube vor, und über der Thüre desselben stand mit großen rothen Buchstaben angeschrieben:

„Quand midi sonnera — Crédit on donnera!

„Quand le coq chantera — Crédit on donnera!"

„Regardez-moi bien cela, messieurs," eiferte madame Cauvin fort, „et si vous savez lire, vous saurez que dès à présent crédit on donnera, si le coq chantera! Votre servante, monsieur Jomini, et à vous autres messieurs, je vous apprendrai à tâter le pouls à madame Cauvin, qui n'a pas peur d'une vingtaine de vous autres; qui suivait la grande armée et qui versait à boire au maméluc de l'empereur, qui la traitait un peu mieux que ces messieurs de la Légion-étraugère, qui n'ont que deux trous, un au gosier, et l'autre dans la bourse!"

„Sacré nom, de nom, de nom de dieu! vieille bavarde, insolente menteuse!" schrie der jetzt empörte Jomini, dessen letzte Aussichten mehr Wein zu erhalten, um seinen brennenden Durst zu stillen, durch die Worte und die affichirte ordonnance der Uhr zernichtet waren, „est-ce-que je n'y étais pas par hasard? n'ai-je pas servi sous l'empereur? est-ce que je ne connaissais pas le maméluc de l'empereur, comme mon oeil droit? qui, que la peste me crève les yeux! n'a jamais mis le pièd dans le misérable trou, qu'habitait alors, madame Cauvin, qui de ce tems-là n'était pas autre chose que.."

„Taisez-vous, mauvais blagueur," unterbrach die um ihren Ruf besorgte Cantinière den erboßten Chevronier, „taisez-vous, vous-dis-je, ou je vous ferai jeter par la fénêtre!" —

„Doucement, doucement, bourgeoise," fiel ein alter Unterofficier ein, „nous vous passons bien des choses, et nous en connaissons les raisons; mais si vous osez

montrer la porte à un de nos collégues, nous autres nous sortirons aussi par la même porte; et nous dirons adieu à votre pension, qui de jour en jour devient plus mauvaise. Témoin ce morceau de bouilli, dur comme le père éternel, et mince, comme mon doigt! Je crois que vous nous prennez pour des moineaux!" —

„Faites, faites, messieurs, nous verrons qui y gagnera! Les sousofficiers de la légion ne sont pas trop recherchés parmi nos cantinièrs de Toulon. Bon voyage, messieurs, ne vous gênez pas, le plutôt que vous quitterez ma maison, me sera le plus agréable. — Va, Jean, dire au bourgeois, qu'il arrange le livre de ces messieurs, et l'envoie chez Mr. l'adjudant-major l'Ecossais, qui demeure au champ de bataille!"

„Allons, allons," bemerkte ein anderer Sergeant, „cela vaut bien la peine de se débattre pour rien. C'est toujours ce Jomini, qui commence la querelle, qu'il s'en aille tout seul! Pour moi je resterai ici, le vin est bon, et les autres pensions ne valent guère mieux!"

„Passe pour le vin et la pension," ſchrie ein Vierter, „mais sacré nom de dieu! je ne souffrirai de ma vie qu'on blesse l'honneur de mon collégue, et qu'on dise des sottises aux sousofficiers de la légion! Ne sommes-nous pas au service de la France madame, ne sommes-nous pas Français comme les autres, et notre argent ne vaut-il pas le leur? Viens, Jomini, viens mon vieux, allons-nous-en! Nous trouverons bien de quoi manger ailleurs!"

„Attend, Achard," flüſterte der Angeredete ihm zu, „cela ne va pas si vite. Ne sais-tu pas, que je lui dois pour trois mois de pension? que sa fille blanchit le linge de l'adjudant-major? Nous serions bien forcés

de retourner, et quelques jours cloués par-dessus, laisse-moi arranger l'affaire, te dis-je!"

„Hé donc! bourgeoise!" ſprach er laut an die Cantinière ſich wendend, „faisons la paix, ancienne connaissance, et que notre jeune collégue, que voilà, paye son entrée de quelques litres de votre bon vin, il n'aura point de meilleure occaison pour cela!"

„Allons, allons," bemerkte ein Anderer, „madame Cauvin, ne faites plus la difficile! donnez-nous du vin, cela vaut mieux que de se déranger pour rien!"

„Ecoute, Théresine," rief Jomini, „je veux te dire deux mots à l'oreille!"

Die Cantinière näherte ſich ihm, und der Sergeant brachte ſein großes, von einem dichten Schnurbarte überſchattetes Maul, (denn Mund konnte man unmöglich dieſe zahnloſe Oeffnung nennen) nah an das Ohr der Wirthin, indem er ihr heimlich, jedoch von mir gehört die Worte zuflüſterte: „faisons la paix, ma mie, tu n'es point méchante, et tu ne voudrais pas faire coucher le vieux Jomini sur la paille, qui te porte son dernier sous, et qui t'amène de bonnes pratiques? tiens, Théresine, regarde un peu ce jeune gaillard, qui est assis près du major, ne vois-tu pas qu'il porte des gants, et qu'il mouche le nez dans un foulard, plus fin, que celui, qui te coiffe? c'est un enfant de famille, neveu d'un pair de France, sergent dans notre légion, tiens, Théresine, sa bourse ne t'échappera pas! — C'est le vieux Jomini qui te dit cela!"

Der Cantinière leuchtende Augen ſtreiften nach dieſen kameradſchaftlichen Aeußerungen des Herrn Jomini über meine Geſtalt, von derſelben auf einen Stuhl, auf welchem mein Säbel und meine Handſchuhe, nebſt einem ſeidenen Taſchentuche lagen, machte ſich von Jo-

mini los, besann sich einen Augenblick und sagte alsdann:

„Hé-bien, messieurs, vous voulez la paix! Je vous la donne sous condition qu'à l'avenir vous ne me toucherez plus, et que vous me payerez comptant.“

„A la ponheur!“ äußerte Rockdeschel, welcher schweigend und trinkend dem Ausgange des Streites zugehört hatte, in seinem süddeutschen Accente, „sous être raisonaible à la fin madame Cauvin! nous faire ponne ripotte ce soir — le nouveau sergent payer son entrée; — du vin, madame, du vin!“

„A votre service, monsieur le major,“ erwiederte die habsüchtige Cantinière, „mais regardez l'horloge, quand midi sonnera — crédit on donnera.“ —

Rockdeschel stieß mich mit dem Fuße unter dem Tische an, und sagte auf Deutsch: „Du! das ischt für die Ehre der Leschion!“

Ich verstand ihn vollkommen, zog ein Fünffrankenstück aus meiner Tasche, warf es auf den Tisch, und sagte der Cantinière: „N'ayez pas peur, madame, voilà une pièce de cent sous, qui fera chanter votre coq et sonner l'horloge. — Donnez-nous du vin de la Malgue, s'il vous plaît, madame!“ —

„Pour cent sous?“ rief die erfreute Cantinière, „monsieur le sergent? je n'ai pas du vin de Malgue, mais bien un bon vieux vin à trente sous le litre.“

„Hé-bien! en donnez-nous, madame, pour les cent sous, et si cela ne suffit pas donnez-nous-en pour dix francs. Sachez, au reste, madame, que dans notre légion se trouvent des gens, qui ne valent non seulement vos Français, mais qui les surpassent en point d'honneur! Combien, madame, monsieur Jomini vous doit-il?“ — „Douze francs, monsieur le sergent.“

„Les voici, madame," erwiederte ich und wandte mich alsdann zu Jomini: „Si je ne vous connais, mon collégue, que d'aujourd'hui, du moins je connaissais déjà votre famille. Vous êtes le neveu du Général de ce nom, n'est-ce pas!"

„Oui, mon cher collégue, brave garçon," erwiederte der entzückte Sergeant, „je suis son neveu — porté deux fois pour la croix; trois fois sur le tableau d'avencement — et je serais long-temps officier si ce p..... de Bernelle n'avait pas tant de petits cousins! — mais qu'est-ce que cela me fait! je connais mon service, je suis toujours le vieux Jomini et votre ami, mon brave." —

„Apprennez-donc, madame, à respecter ce brave sergent, qui faute de protection, veut bien rester parmi nous autres, qui est de mes amis et que nous sommes tous les deux des gens de qualité." —

Der Wein wurde nun gebracht, ausgetrunken, und neue Bouteillen mußten die leeren ersetzen. Mehre französische Unterofficiere kamen in die Cantine; setzten sich zu uns und tranken mit uns. Eine allgemeine Lebendigkeit verbreitete sich, und wurde durch eine Bowle vin à la française, welche die Cantinière zur Friedensfeier auf eigene Unkosten bereitete, noch erhöht. Dieser Wein à la française ist ein aus Zucker, Citronen und warmem Wasser und Wein bereitetes Getränk, welches unserm Glühwein gleicht.

La bourgeoise setzte sich zwischen mir und dem Major an den Tisch, um auch ihren Theil von der Gottes- oder Teufels-Gabe zu bekommen; bewunderte solange meinen Foulard, bis sie denselben zum Geschenke erhielt, ihn sogleich um den Kopf wand, und wie eine Zigeunerin aussah. Der Major dispensirte uns

Alle vom Appel, und es wurde im hohen Rathe beschlossen, den ganzen Abend dem Bachus zu weihen.

Es wurde uns aber nach gerade in der Cantine zu enge, und so nahmen wir Alle Abschied von madame Cauvin, und gingen sammt und sonders nach dem grand café français auf dem Cours in Toulon. Hier fanden wir eine sehr zahlreiche Versammlung von Müssiggängern aller Art; ließen uns an einen runden, mit einer marmornen Platte belegten Tisch nieder, und bestellten eine Bowle Punsch, von welcher wir dem, auch in dem Cafe befindlichen, Adjudant-Sousofficier ein Glas anboten, wofür uns derselbe la permission de dix heures zum Dank ertheilte. Feine Havanna-Cigarren wurden nun geraucht; Gläser ausgetrunken und umgestoßen. — Sänger und Sängerinnen, welche auf einer, in dem Cafe errichteten, Tribüne sich hören ließen, applaudirt, und die Farcen eines scheußlichen buckligten Majeu, welcher sein furchtbares Maul bis an die Ohren aufriß, und sein: „sacré dieu! je suis Majeu!“ unter schallendem Gelächter absang, zugesehen.

Meine ehrenwerthen Herren Collegen wurden durch die Hitze, den Gesang, das Geräusch der uns umgebenden Menge, welche aus Officieren, Bootsmännern, Matrosen, Advocaten, jungen Toulonern bestand, immer lebendiger und berauschter. Die Gegenwart der Officiere schien gar keinen Einfluß auf sie zu haben — sie waren des Français! Alle Menschen konnten es bemerken, daß messieurs les sousofficiers de la légion-étrangère heute en ribotte waren, und einem jungen Collegen eine erlaubte carotte zogen. Der Zustand, in welchem meine Collegen waren, machte es, daß mehre Gegenwärtige sich uns näherten. Junge Republikaner mit schwarzen Bärten unterm Kinne à la Wallenstein setzten sich

zu uns und benutzten unsere Stimmung, um uns die Vortheile de la liberté und égalité, und des droits de l'homme anschaulich zu machen. Sprachen von Louis Philippe in den unehrerbietigsten Ausdrücken, so daß es mich wunderte, daß keiner von den vieux chevroniers den Säbel zog, um sie auf der Stelle niederzuhauen. Großer Gott! dachte ich, was sind das für Soldaten! Was ist das für ein König, von dem man so sprechen darf!

Nach ihnen näherten sich uns einige, elegant gekleidete Männer mit der Royale auf den Lippen und unter der Lippe, um unsere Gesinnungen über Charles dix zu erforschen. Aber sie machten ebenso wenig Eindruck auf meine Collegen, als die Andern. — Sie erkannten nur einen Herrscher über sich heute Abend an, und wollten von keinem Andern hören, den göttlichen Bachus!

Indessen wurde das Café immer leerer, der garçon erinnerte mehre Male, daß es Zeit zum Aufbrechen sei, und zuletzt weigerte sich der Wirth, mehr Wein verabfolgen zu lassen. — Kein Wein, leere Bowlen — das war der einzigste Umstand, welcher die Herrn Unterofficiere bewegen konnte, nach Hause zu gehen. Dieses war aber am Schwersten in's Werk zu stellen. — Da ich jedoch die cameradschaftlichen Gesinnungen meiner Collegen gegen mich kannte, so hielt ich es für kein Verbrechen sie ihrem Schicksale zu überlassen. Während der Zeit, daß sie noch mit dem Wirthe, wegen der Bezahlung debattirten, nahm ich Rockdeschel unterm Arm, und ging mit ihm nach der Caserne zurück. — Wie meine Collegen nach Hause gekommen sind, weiß ich nicht, erfuhr aber am andern

Morgen, daß sie sämmtlich in der salle de police säßen, weil sie Unfug auf der Straße getrieben hätten. —

So endete also mein erster Tag in Toulon. — Auf meinem Bette hingestreckt, dachte ich über mein Schicksal nach. Alles schnarchte um mich her. Der freundliche Mond sandte sein liebliches Licht auf mein trostloses Lager. Ich beschloß mein Geschick mit Würde zu tragen, weil ich es mir selbst bereitet hatte. Aber von diesem Tage an wich alle Heiterkeit von mir. Ich hatte mein Schicksal erkannt! — Von Jugend auf gewohnt mit den edelsten, besten Menschen umzugehen, war es mir nicht möglich, in einer solchen Gesellschaft heiter zu sein. Eine tiefe Schwermuth, ein stiller Wahnsinn nahm den Platz meiner frühern Heiterkeit ein, welche ich auch nicht eher wieder erlangte, als bis ich mich nach Jahren wieder unter gebildeten Menschen, und befreit aus den Fesseln der Fremden-Legion sah!

Ich schließe hier diesen Brief, lieber Arnold, und werde in dem nachfolgenden Ihnen noch etwas über Toulon und seine Bewohner mittheilen, da ich weiß, daß Sie Sich so sehr für mich interessiren, daß selbst die Erwähnung der geringfügigsten Gegenstände, welche mich und die Oerter, in welchen ich mich aufhielt, betreffen, von Ihnen freundlich aufgenommen werde.

Eilfter Brief.

Am andern Morgen nach jener famösen „Ribotte“ erwachte ich durch den Schall der Reveille, verließ schnell mein Lager, kleidete mich an, und begab mich zu einem in der Nähe wohnenden Barbiere, um mir den Bart abnehmen zu lassen, und eine Möglichkeit zu finden, mich à mon aise zu waschen. Das allgemeine Waschbecken in der Caserne war die Pumpe, und an Handtücher war, wie natürlich, nicht zu denken. Darauf kehrte ich nach meiner salle Nro. 3 zurück, befahl der garde-chambre, dieselbe zu reinigen, und der Mannschaft, die Betten zu verlassen. Meinem, in einem ernsten, jedoch freundlichen Tone verkündeten, Befehle wurde sogleich Folge geleistet. Ich knüpfte darauf einige Unterhaltungen mit mehreren meiner Soldaten an, um ihnen zu beweisen, daß ich Theil an ihrem Schicksale nähme. Unter den 80—100 Mann, welche in der salle Nro. 3 lagen, und unter meiner Aufsicht standen, zog ein schlanker junger Mann mit blonden Haaren und einer feinen Gesichtsbildung, welcher sich still und abgesondert von den übrigen verhielt, meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Da er, trotz meines Befehles, die Betten zu verlassen, noch immer in dem seinigen liegen blieb, so näherte ich mich ihm, und bat ihn freundlich, aufzustehen.

„Soll gleich geschehen, Sergeant!“ antwortete er mir; „ich thue Alles, wenn man mich wie einen Men-

schen behandelt! Aber hier wird man ja behandelt wie das liebe Vieh, und noch schlechter, von den versoffenen Kerls."

„Das werden Sie nicht von mir zu befürchten haben," versetzte ich; „aber Sie waren wohl noch nie Soldat? — Wie ist ihr Name?"

„Höhfeldt," erwiederte er, „Füsilier in der Fremden-Legion!" Es lag etwas Verzweiflungsvolles in dem Ausdrucke, mit welchem er den Zusatz „Füsilier in der Fremden-Legion" ausgesprochen hatte. Auch schien es ihm unangenehm, mir die vielen Löcher, welche in seinem Hemde waren, nicht verbergen zu können, und in meiner Gegenwart seine Füße ohne Strümpfe in die groben Commis-Schuhe stecken zu müssen.

Ich that jedoch, als ob ich dieses nicht bemerkte, und fragte weiter: „Was für ein specielles Landskind sind Sie, und was waren Sie in unserm Vaterlande?"

„Ich bin ä Heß!" versetzte er, ein Darmstädter, und war Student und Burschenschafter in Marburg und Gießen; wurde relegirt des roth-schwarz-goldnen Bandes wegen, und nun, Sergeant, bin ich hier! — Was ist zu ihrem Befehl?"

„Sie haben wohl noch nicht Cafe getrunken, lieber Höhfeldt?" fuhr ich fort.

„Cafe?" erwiederte er, „ich weiß gar nicht mehr, was das für ein Ding ist. Mit den fünf Sous, die wir alle Prêt-Tage erhalten, können wir uns keinen Cafe kaufen."

„So kommen Sie mit mir, wenn Sie nicht zu irgend einem Dienste commandirt sind."

„Commandirt bin ich nit, Sergeant; aber die Mannschaft ist consignirt. Da jeden Tag Einer von dem Lumpengesindel mit Sack und Pack desertirt, und es neulich

einige Schläge mit den Marinern setzte, so darf Keiner mehr hinaus. Ist auch ganz recht, Sergeant! Es ist ein Hunde-Corps und verdient keine bessere Behandlung. Aber es ist á Schand vor einen ordentlichen Kerl, mit solchen Saukerls zu dienen, die nicht werth sind, daß man ihnen eine Kugel vor den Kopp schießt!"

„Kommen Sie nur mit mir, Höhfeldt; nehmen Sie jenes reine Hemd und die zwei Paar Strümpfe mit, welche dort auf meinem Bette liegen, wickeln Sie sie zusammen, und thun Sie, als ob Sie dieselben für mich tragen sollten." Der Füsilier gehorchte.

An der Pforte der Caserne hatte sich nun endlich der planton eingefunden, nachdem er den gestrigen Rausch ausgeschlafen hatte, und bewillkommte mich mit einem freundlichen: „Hé collégue, ça va bien? est-ce-que tu payes la goutte, si je te laisse sortir?"

„Les sous-officiers ne sont pas consignés," erwiederte ich, „pour la goutte je vous la paye."

Mit diesen Worten trat ich aus der Pforte.

Höhfeldt wollte mir folgen; aber der Planton ergriff ihn beim Arme, indem er ausrief: „Hé Landsmann! b..... de c.....! nix passirt!"

„Rührst du mich an, so schlag ich dich todt auf der Stelle!" versetzte Höhfeld, „du verdammter Saufbold!"

„Il porte mon linge," bemerkte ich dem planton, „laissez le sortir!"

„Soit!" erwiederte Jener; „sous condition qu'il ne te quitte pas! ces f..... Allemands ne font que déserter et vendre leurs effets!"

„C'est qu'on leurs à appris en France!" versetzte ich, „mais allons au cabaret, prendre la goutte!"

Wir waren bald dort, denn das Cafehaus lag der

Caserne gegenüber. Indessen war dort kein Cafe zu haben, und so bezahlte ich la goutte für den planton, ließ ihn nach seinem Posten zurückkehren, und nahm mit Höhfeldt die Richtung nach dem Hafen.

Wir gingen zuerst durch mehre kleinere Gassen, und langten alsdann auf dem Cours an, welcher mit zwei Reihen von Linden besetzt ist, und an welchem mehre große, schöne Gebäude liegen und Cafehäuser mit Liqueur-Boutiquen und Barbierladen abwechseln. Da es noch früh am Tage war, so befand sich hier eine unendliche Menge von Menschen, theils um zu verkaufen, theils um einzukaufen. Hübsche Köchinnen mit ihren Körben, die chefs de cuisine der verschiedenen Restaurationen, die chefs d'ordinaire der verschiedenen Regimenter, mit ihren Begleitern, welche in Säcken das Eingekaufte trugen; niedliche Blumen-Verkäuferinnen, jung und frisch, wie ihre Sträußchen, rannten geschäftig hin und her, boten, handelten und besahen die Waare.

Zu dieser geschäftigen Menge muß man nun noch eine Schaar lärmender Kinder rechnen; müßige Leute, welche entweder Sorgen, oder die Sorge um ihre Gesundheit, in die frische Morgenluft trieb: bleiche, hohlwangige Priester, in ihren schwarzen Talaren, mit dem Meßbuche in der Hand, welche zur Frühmesse eilten; Abtheilungen lustiger provençalischer Matrosen in blauen kurzen Jacken, weiten leinenen Pantalons, in der Mitte durch einen rothen Gurt befestigt, mit ihren runden kleinen Hüten auf dem Kopfe, welche Arm in Arm, lachend, singend, Tabak kauend, oder aus kurzen thönernen Pfeifen rauchend auf und nieder schlenderten; Abtheilungen Galeerensclaven, in rothe Jacken gekleidet, auf dem glattgeschorenen Kopfe die grüne Mütze ewiger

Verdammniß tragend, welche in ihren Ketten klirrend die Straße fegten; geschäftige commis-voyageurs in eleganter Toilette, durch den weißen Busenstreif, den Frack und die eilenden Schritte erkenntlich, von Haus zu Haus mit trügenden Proben rennend; — und man wird es leicht begreifen, daß der Cours von Toulon nicht völlig leer war.

Zwischen den Räumen nun, welche sich von einem Lindenbaume zum andern befanden, hatten nun die Verkäufer oder Verkäuferinnen, stehend oder sitzend, Platz genommen, und Jeder seine Waare so hübsch und so viel als möglich in das Auge fallend geordnet.

Hier standen eine Menge von Blumentöpfen, die seltensten Pflanzen und Blumen enthaltend: die liebliche Myrthe, die duftende Rose, der blühende Orangenbaum, der weiß und lilla blühende Heliotrop, und die stachlichten Cactus-Gewächse, — zum Kauf ausgeboten, aber umsonst ihre Wohlgerüche den Vorübergehenden spendend, und den anmuthigen Anblick gewährend.

Hier lagen die schönen Früchte des Südens: Apfelsinen von Hyères, pyramidenförmig auf einander gehäuft, durch goldene Schalen zum Genuß des erquickenden Innern ladend.

Dort war ein viereckes, weißes, leinenes Tuch auf dem Boden behutsam ausgebreitet, auf welchem rothe frische Radieschen, mit krausen grünen Stängeln zu Bündchen gebunden, längliche Rettige, gelbe Wurzeln, Zwiebeln in langen Kränzen, durch Bindfaden aneinander gereiht, große Haufen von bourré, die grüne Frucht des Pfefferbaumes, piment genannt, die saftige Wasser-Melone, und der den Provençalen unentbehrliche Knoblauch lagen.

Hier girrten in Netzen gefangen gehaltene liebliche

Täubchen, noch im Kerker kosend und schnäbelnd. Dicht bei ihnen duckte sich ängstlich ein Häufchen niedlicher lapins de garène. — Hier streckten eine Menge in Körben befestigter Hähne und Hühner die glühenden Kämme empor, und schauten mit feurigen, gelbgeränderten Augen die prüfenden Köchinnen an, von Zeit zu Zeit einen glucksenden Ton von sich gebend. Ein ähnliches Schicksal theilten die ihnen verwandten Rebhühner, mit rothen Schnäbeln und rothen Beinen geziert. — Hier stand eine Heerde gemästeter Truthühner, und dort auf einem hölzernen Tische lagen, reihenweise geordnet, schon geschlachtete Capaune, welchen von dem frühern Federreichthum nichts geblieben war, als die bezeichnenden Schwungfedern des Schweifes.

Dort stand in irdenen Krügen die frische Butter des Gebirges; hier verkaufte ein brauner Montagnard alle Sorten von Käse, und eine liebliche laitière bot den erfrischenden Trunk pour un, pour deux sous feil, aus einer zinnernen Gießkanne die geforderte Milch in das Maaß füllend.

Weiter nach oben standen aneinander gereihte Haufen von Säcken, aus denen braune Kastanien hervorsahen; dort wurden in eigens dazu bestimmten Oefen, auf Kohlenbecken, echte Kastanien, des châtaignes, geröstet, vingt pour un sous verkauft, und erwärmten die durch die frische Morgenluft erstarrte Hand des frostigen Provençalen.

Noch weiter oben zeigte sich ein größerer Platz, angefüllt mit Säcken voll Korn, und alle mögliche Arten Getreides. —

Diesen verschiedenen Gegenständen vorüber, drängten Höhfeld und ich uns durch die stets wachsende Menge, schoben und wurden geschoben, angerufen von mancher

hübschen Blumen-Verkäuferin: „Sergent! un boquet de mes violets, pour votre bonne amie!“ und gelangten in der Verlängerung des Cours nach dem Hafen (au port), wo das bläuliche Mittel-Meer, mit der dasselbe umgebenden, den Hafen formirenden Gebirgskette, flankirt von Toulons drohenden Bollwerken, mit den Schiffen aller Nationen besäet, beleuchtet von den Strahlen der eben aufgegangenen Morgensonne sich unsern Augen zeigte. Ein so entzückend schönes Schauspiel, daß wir Beide eine Zeit lang im Anschauen dieser erhabenen Naturscene verloren, stehen blieben.

„Sergeant!“ rief Höhfeldt aus, „hier müßte man glücklich sein, wenn man nicht in diesen grauen Capoten steckte! Schade, daß eine solche Nation, wie die Franzosen, einen so wundervollen kleinen Fleck auf Gottes Erdboden, wie diesen hier, bewohnt! Hier müßten Deutsche wohnen!“

„Es giebt gute, gefühlvolle Menschen unter jeder Nation, lieber Höhfeldt, und unter den Franzosen gewiß auch Menschen, deren Seelen und Gemüther empfänglich sind für den Eindruck des Erhabenen und Schönen.“

„Nein,“ rief Höhfeldt, „dies Volk hat kein Gefühl! Sehen Sie sich um, ob nur ein Einziger stehen bleibt, wie wir! Das Volk denkt nur an seine Interessen.“

„Sie sind den Anblick gewohnt geworden. Gewohnheit zernichtet den ersten, lebendigen Eindruck.“

„Nein! Hundertmal bin ich schon hier gewesen, und hundertmal bin ich von demselben Eindruck ergriffen worden. Das begegnet keinem Franzosen! Die kommen nur hierher pour se faire cirer les bottes, die Journale in den Cafehäusern zu lesen, die Dampfschiffe an-

kommen zu sehen. An die Majestät des Meeres, der Natur denkt Keiner von ihnen!“

„Wenn dem so ist, lieber Höhfeldt, so wollen wir uns glücklich schätzen, daß wir Deutsche die Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur vor den Franzosen voraus haben. — Aber denken Sie einmal nach: sollte nicht die traurige Lage, in welcher wir uns befinden, sehr viel dazu beitragen, daß wir uns an das Einzige halten, was uns übrig blieb, an die Schönheit der Natur, welche allein in unserer veränderten Lage unverändert für uns blieb?“

„Sie mögen wohl Recht haben, Sergeant! Gott und die Natur sind die einzige Quelle des Trostes für einen Heimatlosen!“

„Lassen wir die trüben Gedanken! — Sehen Sie nur, wie lustig jenes kleine Boot, besetzt mit acht Matrosen, in ihren weißen Beinkleidern, aufgeschürzten Hemd-Aermeln, an dessen Steuerruder ein französischer Marine-Officier, nachläßig in einen schottischen Mantel gewickelt, sitzt, die Wogen durchschneidet und nach jenem länglichen, schwärzlichen Schiffe zusteuert, welches mir seiner Größe nach eine Fregatte zu sein scheint!“

„Das ist das Schiff, welches Napoleon von Aegypten zurückbrachte!“

„Es trug das Schicksal Europa's auf seinem stolzen Bau! — Aber bemerken Sie nicht jene schwimmenden, hölzernen, mit Galeeren-Sclaven bemannten Maschinen?“

„Das sind die sogenannten embarcations, welche dazu dienen, die aus der Quarantaine kommende Mannschaft einiger Regimenter von dem Lazareth nach der Stadt zu bringen. Sehen Sie nicht die Boote voller Militär, welche sie in's Schlepptau genommen haben?“

„Was bedeutet dieser Schuß, und die schnell auf-

einander folgenden Schüsse auf den verschiedenen Schiffen, begleitet von dem Geräusche der Trommeln?“

„Das ist der Signal-Schuß zum Flaggen-Aufziehen. Sehen Sie nur, wie die kleinen Fähnchen in die Höhe fliegen!“

Wirklich flogen die verschiedenen drapeaux der zu allen Nationen der Welt gehörenden, im Hafen liegenden Schiffe stolz in die Lüfte.

„Lassen Sie uns jetzt weiter nach oben gehen,“ bemerkte Höhfeldt; „die Boote mit Militär kommen näher. Es sind wahrscheinlich Viele aus Africa in ihnen. Sie werden der Douane gegenüber anlegen.“

Wir gingen hin. Die Boote kamen näher, legten an, die Mannschaft debarquirte.

Es war ein herzzerreißender Anblick, diese Gerippe sich nach und nach den Booten entwinden zu sehen. Mit Mühe nur schleppten sie ihren Torniſter an den ledernen Riemen nach sich, kletterten an das Ufer, wo sie ihre Sachen in eine Reihe niederlegen mußten, damit dieselben von den Douaniers, in ihren grünlichen Uniformen nachgesehen werden konnten.

Viele von diesen unglücklichen Opfern des männerwürgenden Krieges mußten an das Quai getragen werden. Andere fielen, dort angelangt, aus Schwäche um, und der Torniſter, welchen sie in den Wüsten Africa's getragen, mußte ihren siechen Körper jetzt wieder tragen.

Die Meisten von ihnen standen in einer verzweifelnden Gleichgültigkeit da, ihre matten, erloschenen Blicke zwecklos umherſendend; mit gelben, knöchernen Händen die Riemen des Torniſters mit der letzten Anstrengung ihrer schwindenden Kräfte dem gierigen Blicke des Douaniers öffnend.

Eingefallene Wangen, blaue, fieberhafte Lippen,

kraftlose Gestalten, die kaum von der sie nur allein mehr bedeckenden Haut zusammen gehalten werden konnten, — zeigten an, daß in der grauen Capote, in den befleckten rothen Beinkleidern ein menschliches Wesen verborgen, sich instinctartig noch rege, athme und ein Mensch gewesen sei.

Hier lag der einst so rüstige chasseur d'Afrique, (der Schrecken der Beduinen, mit seiner kraftvollen Lanze, auf dem selbst erbeuteten Berber-Rosse,) in seinem himmelblauen Uniforms-Oberrock, auf seinen Mantelsack hingestreckt, das abgeschossene Bein in seine weiten, rothen, mit schwarzem Leder besetzten Pantalons verbergend; stolz auf das am rothen Bande auf seiner Brust befestigte Kreuz der Ehrenlegion blickend, als Krüppel la belle France begrüßend.

Dort lehnte sich ein schlanker, blasser Norddeutscher in der grauen Capote der Fremden-Legion, mit den rothen, wollenen Epauletten der Eliten-Compagnie geschmückt, durch das fürchterliche Hospital-Fieber zum Schatten gestempelt, — an die linke Schulter eines treuen Cameraden, dessen kräftiger Gestalt nur der rechte Unterarm fehlte.

Dort sank ein kleiner, bleicher chasseur du bataillon d'Afrique, in seiner blauen Uniform mit gelben Aufschlägen, unter dem Froste des wiederkehrenden Fiebers, kraftlos zu Boden.

Hier gab ein tapferer französischer Canonier, der ehemalige Hercules des Regiments, die von den herbeieilenden Cameraden ihm gebrachten und dargebotenen Nahrungsmittel wieder von sich, da der durch eine sechsmonatliche Gastrite zernichtete Magen keine Speise mehr zu verdauen im Stande war.

Dort wurde ein gänzlich entkräfteter Soldat du

10me léger ohnmächtig an den Quai getragen, und seine beiden Krücken sorgfältig von seinen Freunden bei ihm niedergelegt; die einzige Hoffnung, welche ihm geblieben, war das Einathmen vaterländischer Luft.

Unglückliche mit Geschwüren, Beulen bedeckte Soldaten standen in traurigen Gruppen zusammen; bei den innern Schmerzen noch den ekelerregenden Eindruck ihrer äußern Erscheinung empfindend; mit Lumpen bedeckt, und mit geschwollenen nackten Füßen die reinlichen Quadersteine des schönen Quais betretend. Geflohen von den Andern, in ihrem Leiden nirgends Theilnahme findend.

Hier sank ein unglücklicher tambour maitre des 63 Regimentes, früher bekannt und beliebt bei seinen Cameraden durch fröhliche muntere Scherze, mit geschwollenen Gliedmaßen, mit aufbrechender, bläulicher, gleichfalls geschwollener Lippe, welche eher einem Rüssel, als einem Munde ähnlich sah, in die Arme seiner ihn erwartenden Gattin, die den blühenden Jüngling entließ, um ihn als Scheusal wieder zu finden.

Menschen von allen Classen versammelten sich um die Unglücklichen, und fragten ungerührt nach den letzten Neuigkeiten aus Algier, Bona und Bougie.

„Français!“ rief der obenerwähnte Chasseur, „la dernière nouvelle que je vous apporte, c'est que j-y-ai laissé ma jambe! mais vive la France!“ — „Et moi, mon bras, — et moi, ma santé — mais vive la France! la France n'oublièra pas ses braves soldats! Vive la France!“ Schrien Mehre durcheinander.

Die Deutschen, Belgier, Holländer, die Soldaten der tapfern Fremden-Legion, sie erwiederten nichts! Sie hatten gefochten, gelitten, Arm und Bein, wie die Franzosen verloren — aber sie schwiegen. La belle France

war nicht ihr Vaterland! Sie hatten gestritten für ein fremdes Land — sie schwiegen. Sie hatten keine Heimath mehr! Kein Land, welches ihre Wunden zu würdigen wußte!

Dieser Gedanke durchdrang mich: „Kommen Sie Höhfeldt," rief ich, „lassen Sie uns unsern Landsleuten zeigen, daß sie, wenn auch kein Vaterland — doch wenigstens Landsleute hier finden!"

Wir gingen auf die Soldaten der Fremden-Legion zu, welche, nachdem die douaniers ihre elenden Fetzen visitirt hatten, in einer Gruppe zusammen standen, oder auf ihren Tornistern, wie matte Fliegen, herumlagen und zwar gerade an einer Stelle, wo der Freiheitsbaum, mit den drei Farben geschmückt, und dem gallischen Hahne gekrönt, auf dem Port errichtet war. Für dieses sie trügende Symbol hatten sie in den Wüsten Africa's gestritten, waren sie zu Krüppeln geschossen, zu Schatten geworden, und konnten nun, als Bettler, ihre siechen Körper der Heimath zuschleppen. Die Marschroute nach Hause war schon visirt. Kein verabschiedeter Soldat der Legion darf nur einen Tag mehr in Frankreich weilen.

Die französischen Spitäler sind die Hôtels, welche die unglücklichen Menschen auf dem Wege nach Hause aufnehmen. Der französische Bürger verschließt ihnen die Thüre. —

„Was will der Sergeant?" riefen mehre von ihnen, als wir uns ihnen nahten. „Wir haben nichts mehr mit dem Hunde-Corps zu thun! Wir sind frei!" —

„Ich komme um Euch zu fragen, ob ich Euch vielleicht mit einer Kleinigkeit helfen kann." —

„Helfen, Sergeant? Helfen! — Uns hilft nichts mehr!

wen die Beduinen-Kugeln nicht trafen, den fressen die französischen Spitäler! Geld haben wir nicht! Unsere Masse ist uns nicht ausbezahlt worden! die haben die Herren in die Tasche gesteckt! — Gefressen haben wir auch nichts seit sieben Tagen — die Saubohnen auf dem Schiffe konnten unsere Magen nicht vertragen — und im Lazareth schmiß uns der Herr Docter auf die Diète. — So zahlt Frankreich! Nun, werdens wohl nicht lange mehr machen!" —

„Höhfeldt!" sagte ich, „nehmen Sie dieses Geld und gehen Sie hin, einige Apfelsinen, Käse und Brodt zu kaufen, wie auch zwei litres Wein!" — Höhfeldt ging. —

„Was will der Sergeant?" murmelte Einer, „schickt hin und läßt was zu fressen für uns holen," beantwortete ein Anderer! „Ein Sergeant von der Legion? nu, da muß die Welt untergehen!" meinte ein Anderer. „Ist doch Einer drunter, der kein Lump ist!" rief ein Vierter.

Während dieser, für die Unterofficiere der Legion so schmeichelhaften, Aeußerungen kehrte Höhfeldt mit dem Gekauften zurück.

„Da!" rief er, indem er die Nahrungs-Mittel den Unglücklichen hinreichte, „da! eßt und trinkt, Landsleute! Kein Deutscher läßt seinen Bruder verschmachten!"

Die Unglücklichen fielen mit einem unglaublichen Heißhunger über Brodt und Käse her. —

„Jetzt kommen Sie Höhfeldt," sagte ich, „wir haben unsere Pflicht gethan! Adieu, Kinder!"

„Halt, Sergeant!" rief jener blasse, vom Fieber verzehrte Deutsche, „geben Sie mir die Hand! Der Himmel lohne Ihnen Ihre Gutthat. Ich wäre gestorben ohne dies Stück Brodt, ohne diesen Schluck Wein! Jetzt

werde ich doch mein Vaterland, meine alte Mutter wieder sehen, wenn Gott ferner hilft!“

„Lieber Freund,“ erwiederte ich, „das will ich Ihnen von Herzen wünschen. Grüßen Sie unser deutsches Vaterland von mir, und erzählen Sie zu Hause, Sie hätten einen Deutschen in französischer Uniform gesehen. Wenn Sie oder Einer Ihrer Cameraden nothwendig etwas brauchen; so kommen Sie nach der Caserne.“ —

Wir gingen darauf fort.

„Sergeant!“ sagte Höhfeldt nach einer Pause, „Sie sind ein Mensch, das habe ich von dem ersten Augenblicke an bemerkt, als Sie in die Caserne traten. Doch, erlauben Sie mir einen guten Rath, trauen Sie nicht Ihren Collegen, Keinem von der Legion. Es ist nur auf Ihre Börse abgesehen.“

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Rath Höhfeldt, allein ich wußte dieses schon vorher. Ich weiß, unter welchen Menschen ich lebe, und werde meine Gutmüthigkeit nicht mißbrauchen lassen! Doch däucht mir, es wäre nun auch für uns die Zeit gekommen, etwas Substanzielles zu genießen. Lassen Sie uns nach dem champ de bataille gehen: dort wohnt der Graf L., an welchen ich einen Brief mit habe; während der Zeit, daß ich bei ihm bin, bestellen Sie in einer Restauration für uns das Frühstück.“

„Wie Sie wünschen, Sergeant!“

Wir gingen nun dem Port entlang. Jeder unserer Schritte führte uns an eins der berühmten Cafe-Häuser Toulons vorbei, welche fast alle am Port liegen, deren Thüren in einer beständigen Bewegung von den Ein- und Ausgehenden erhalten werden. Vor manchen Cafe-Häusern saßen einige französische Elegants, Cigarren

rauchend, und sich die Stiefel wichsen lassend; denn der Franzose macht seine Toilette nicht zu Hause. Das Geschrei der Stiefelwichser, décroteurs, „messieurs cirer les bottes!“ drang alle Augenblicke zu unsern Ohren.

Dem Arsenale vorbei gelangten wir nun auf das champ de bataille, einen großen viereckten Platz, in dessen Mitte la préfecture de la marine sich befindet, erkenntlich durch den drapeau tricolore, welcher auf deren Balcon weht, und die beiden Marine-Soldaten, die, mit ihren kurzen Carabinern im Arme und dem schwarzen, kleinen, griechischen Helm auf dem Kopfe, dort schildern. Der Platz selbst ist mit zwei Reihen von Bäumen umgeben. Durch die Straße getrennt liegen die Häuser hinter dieser Allee. Das Haus des Grafen L., des receveur général des finances, war durch ein vor demselben stehendes Schilderhaus leicht kenntlich.

Nicht weit von diesem Hause liegt die berühmte Restauration des Herrn Meisse, welche besonders von den Marine-Officieren besucht wird. Dorthin hieß ich Höhfeld gehen und meiner warten. Ich selbst ging zu dem Grafen L.

Der Graf L. war nicht zu Hause, aber sein Bruder, monsieur Maurice empfing mich sehr artig. Unsere Geschäfte waren bald abgemacht, und der Bruder des receveur général schlug mir vor, zu dem commandirenden General in Toulon mich begleiten zu wollen, welches ich natürlich nicht abschlug. Wir machten uns sogleich auf den Weg dahin. Der General empfing uns auf das Allerhöflichste. Als er mich befragte, was er thun könne, um mir angenehm zu sein (pour vous être agréable), antwortete ich ihm, daß es mein sehnlichster Wunsch sei, sobald als möglich nach Algier einbarquirt zu werden. Er erwiederte, daß ich mit dem

ersten Detachement, welches dorthin abgehen würde, eingeschifft werden solle, vorher aber bei ihm vorkommen möge, da er mir einen Empfehlungs-Brief an den colonel Bernelle mitgeben wolle.

Darauf empfahlen wir uns. — Ich war nicht wenig erstaunt über die Herablassung eines französischen Divisions-Generals gegen einen Sergeanten der Fremden-Legion. Von dem Grafen L. trennte ich mich vor seinem Hause, dankte ihm für seine Güte, und kehrte darauf zu Höhfeldt zurück, welcher meiner bei Meisse wartete. Wir gingen beide in ein Zimmer, welches angefüllt war mit Capitainen und Lieutenants, aber wir waren au service français. Mit französischer Freiheit setzten wir uns in demselben Zimmer an ein rundes Tischchen nieder, ich der Sergeant, und Höhfeldt der Fuselier in grauen Capoten.

Nachdem wir beide gut gegessen hatten, gingen wir nach unserer Caserne zurück. Als Höhfeldt am andern Morgen von seinem Lager sich erhob, hatte er ein gutes leinenes Hemd und ein Paar guter wollener Strümpfe.

Wenn die hannoverschen Edelleute auch manche verkehrte Ansichten haben, lieber Arnold, so haben Sie doch auch das Gute, daß sie stets mit Vergnügen ihrem dürftigen Mitbruder aus der Noth helfen.

Wenn ich an Höhfeldt's Strümpfe denke, so fällt mir ein Gedanke ein, welcher mich eines Tages, als ich in der Caserne auf meinem Bette saß, und das „aequam memento" des Horaz las, zum Lachen brachte.

Ich hatte nämlich eine sehr gute Garderobe mitgebracht, deren verschiedene Theile, anstatt sie zu verkaufen, ich an verschiedene unglückliche Soldaten der Legion verschenkt hatte. Wie ich also in jenem Augen-

blicke im Horaz las; so kamen alle die Soldaten, welchen ich meine Kleidungsstücke geschenkt hatte, von denen die Meisten ihren Abschied erhalten, um nach Deutschland zurückzukehren, und stellten sich mir in ihren neuen Costümen vor.

Der Eine hatte meinen braunen englischen Frack an, der Andere meine schwarzen Pantalons, noch ein Anderer meine pariser Stiefel, ein Dritter meinen polnischen blauen Rock, ein Vierter meine elegante Cravatte und meinen Hut, ein Fünfter meinen Uniforms-Mantel. Alle waren vergnügt, Alle waren froh! Ich sah mich auf diese Weise vervielfacht in der Caserne umherlaufen! —

Ich konnte das Lachen nicht lassen! Es war in der That ja nichts! aber ich hatte doch das angenehme Bewußtsein, vielen unglücklichen Menschen einen vergnügten frohen Augenblick bereitet zu haben! —

Glauben Sie mir, das Bewußtsein, einem Unglücklichen auch nur einen frohen Augenblick bereitet zu haben, lohnt sich späterhin immer, wenn auch nicht in der That, so doch in Gedanken! —

Soweit für Heute!

Zwölfter Brief.

Die Zeit, lieber Arnold, welche mir von jenem Zeitpunkt, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe angeführt habe, bis zu dem Augenblick übrig blieb, wo ich nach Africa eingeschifft wurde, wandte ich dazu an, um Toulon und seine Bewohner kennen zu lernen, da der Dienst auf dem Depot mich wenig oder gar nicht in Anspruch nahm.

Ich nehme mir daher die Erlaubniß, Ihnen etwas über Toulon im Allgemeinen mitzutheilen, anstatt Sie mit der Beschreibung meines dortigen Lebens ferner zu belästigen.

Toulon ist keine schöne Stadt zu nennen, und verdankt seine jetzige stets wachsende Größe lediglich der Eroberung und Behauptung von Algier, wodurch der Handel Toulons auf eine bisher dort unbekannte Höhe getrieben worden ist.

Die Quantität des nach der africanischen Colonie ausgeführten Weines gränzt an das Unglaubliche, und wenn ganz Frankreich durch die Behauptung Algiers gelitten hat; Toulon und die Provence haben einen bedeutenden Vortheil von ihr gehabt.

Schon die Menge der durch Toulon nach Africa marschirenden Regimenter, der zu ihrem Vergnügen dorthin reisenden Fremden, welche sich immer einige Tage in Toulon aufhalten, um die Ankunft und die Abfarth der regelmäßig in der Woche abgehenden Dampfschiffe abzuwarten; der Aufenthalt königlicher Prinzen, der Mar-

schälle, Generale und Staabs-Officiere, vor und nach ihren Hin- und Rückreisen, bringen Toulon eine bedeutende Summe baaren Geldes ein, und bewirken auch für die Umgegend die Circulation desselben.

Sobald in Toulon armirt wird, freut sich die ganze Provence!

Der Character der Bewohner Toulons ist leidenschaftlich, rach- und geldsüchtig. Ihre Sitten sind ausschweifend und verdorben; ihre fahlen, blassen Gesichter, die Aushängeschilder ihres lasterhaften Lebenswandels. Das Spiel und die Frauen sind ihre vorherrschenden Leidenschaften. Die Cafe-Häuser und das Theater der gewöhnliche Aufenthalt des touloner Bürgers.

Die politischen Gesinnungen der Touloner sind entschieden entweder carlistisch oder republicanisch.

Bei den Wahlen der Deputirten geht es sehr stürmisch her, jede der beiden Partein setzt Alles daran, um ihren Candidaten den Sieg zu verschaffen.

Indessen können sie nicht leicht gegen die Machinationen, die Intriguen und Bestechungen der Regierung aufkommen, so daß in der letzten Zeit der député du gouvernement gewählt wurde. —

Woher ich dieses weiß, lieber Arnold, werden Sie Sich leicht erklären können, weil in der letzten Zeit mein eigener Vetter, als député du Var in die Reihe der Candidaten trat, und gewählt wurde. —

Alle Reise-Beschreiber pflegen gewöhnlich viel über die Theater, die Schauspieler und Schauspielerinnen einer Stadt zu reden. Ich muß Sie daher auch wohl mit Einigem über das touloner Theater unterhalten, welches klein, schmutzig, schlecht mit Acteurs und Actricen besetzt ist, aber zum Vereinigungs-Punkt allen vauriens von Toulon dient, welche durch furchtbares Pfeifen,

oder furchtbaren Applaus die unglücklichen oder glücklichen Schauspieler und Schauspielerinnen entweder écrasiren oder souteniren.

Während meines dortigen Aufenthaltes trat ein Schauspieler auf, welcher so unvorsichtig gewesen war, etwas über den toulouer Pöbel zu sagen.

Schon lange vor dem Beginnen des Theaters hatte sich der ganze Plebs vor dem Schauspielhause gesammelt, mit Pfeifen bewaffnet, die Taschen angefüllt mit Kastanien- und Apfelsinen-Schaalen. In den Gängen des Schauspielhauses ertönte von Zeit zu Zeit schrillendes Stimmen der Pfeifen. Der Vorhang ging in die Höhe: der im Voraus verurtheilte Acteur trat auf, und wurde mit einem solchen furchtbaren Getöse empfangen, mit Kastanien- und Apfelsinen-Schaalen, welche unter Zischen und Pochen mit Stöcken, Bänken und Füßen ihn rechts und links umflogen, dermaßen begrüßt, daß der directeur gezwungen wurde den Vorhang niederzulassen, und dem angenehmen Plebs die Versicherung ertheilen mußte, daß der Acteur nicht wieder auftreten würde.

Jan Hagels Rachsucht war befriedigt, das Stück spielte weiter, aber, jedesmal wenn der Unglückliche in seiner Rolle auftrat, die er für den Abend durchführen mußte, begann das Pfeifen und Scharren von Neuem.

Auch Schlägereien finden sehr häufig vor und hinter dem Theater statt, weshalb stets eine starke Wache im Schauspielhause stationirt ist.

Die jungen Bürgersöhne von Toulon liefern sich gleichfalls häufige Schlachten mit den Marinern in den verrufenen kleinern Straßen der Stadt; und selbst die jungen hübschen aspirants de la marine, oder Seecadet-

ten sind des Nachts manchen Anfällen der eifersüchtigen Bürgersöhne ausgesetzt.

Da die Marine in Toulon, wie in allen Seehäfen, die Hauptrolle spielt; so sind die Marine-Officiere der Gegenstand des allgemeinen Neides, so wie der Vorliebe des schönen Geschlechtes und der Aufmerksamkeit der Gastwirthe, indem dieselben Jugend mit einer vollen Börse vereinen.

Die Meisten von den jungen französischen Marine-Officieren sind nun, vielleicht aus diesen angeführten Gründen, von einem ungeheuren Dünkel ergriffen, und behandeln alle Andern, die nicht zu ihnen gehören, mit der größten Verachtung.

Ihre Kleidung zeichnet sich durch eine piquante Nachlässigkeit aus, und paßt vortrefflich zu ihrem anmaßenden Wesen. Ein recht eleganter französischer Marine-Officier ist ein wahrer seemännischer Adonis, welcher die Natürlichkeit des Seemannes mit dem vornehm-nachlässigen Wesen eines Pariser Stutzers verbindet. Er trägt den blauen Uniforms-Oberrock, mit einem schönen épaulette und einem contre épaulette mit Seide gefüttert offen; so daß man ein feines couleurtes Hemd erblickt. Ein Paar weiter, weißer Pantalons werden in der Mitte durch einen rothen Shawl oder Gürtel befestigt, und ein langes schwarzes seidenes Halstuch ist nachlässig um den Hals geschlungen. Eine blaue Dienst-Mütze mit goldenem Rande sitzt schief auf dem wohlfrisirten Haupte, dessen üppige Locke an beiden Seiten der Mütze hervorquillen. — Die kleinen weißen, wohl soignirten Hände des lieutenant de fregatte bedecken gelbe neue Glacé-Handschuhe, seine niedlichen Füße zeigen sich in seidenen Strümpfen und viereckten Pariser Schuhen, mit schwarzen breiten Schleifen geschmückt. — In der

einen Hand trägt er ein Veilchen-Bouquet, und unter dem Arm ein so eben erschienenes Werk. Ein schöner Hund folgt gewöhnlich diesem eleganten Herrn, wenn er nach monsieur Meisse auf dem champ du bataille geht, um dort zu dejeuniren.

Daselbst angekommen, findet er natürlich Alles schlecht, was ihm vorgesetzt wird, spricht mit einigen seiner Cameraden schlechtes Englisch, und ißt mit vortrefflichem Appetite, aber, wie es sich von selbst versteht, mit Handschuhen, von denen nur der eine von Zeit zu Zeit ausgezogen wird, um die Weiße der Hand und die länglicht zugespitzten Nägel derselben wohlgefällig zu betrachten.

Alsdann erhebt er sich vornehm, pfeift seinen Hund, und geht, um die Frau und Töchter des sousprefecten oder eines fremden Generals oder eines reisenden Lords nach dem Arsenale zu führen, wo er die jungen Damen mit einigen auswendig gelernten Tiraden von Lord Byron oder Victor Hugo unterhält, über Cooper und Marryats See-Gemälde spricht, und sie dann nach dem Montebello begleitet, welcher trotz seiner Feuerschlünde ebenso reinlich, schön verziert und soignirt ist, wie der französische lieutenant de fregatte, der trotz seiner Vorliebe für Alles, was Englische Dichter anbetrifft, jeden Augenblick bereit ist, mit einer einzigen französischen Fregatte, l'invincible, wie er selbst, drei Linien-Schiffe de ces sacrès Goddamns in Grund und Boden zu bohren!

Trotz dieser stutzerhaften Außenseite ist aber dieser elegante lieutenant de fregatte, sobald die Anker gelichtet werden, un bon marin, un véritable chien de mer, welcher auf dem Verdecke durch Sturmwind und Wogen-Geheul das Sprachrohr kräftig führt, und dem

der Donner der feindlichen Kanonen die angenehmste Musik ist.

Die Provençalen sind überhaupt die besten Seeleute und Matrosen Frankreichs. Von Jugend auf mit den Wellen vertraut fürchten sie keine Gefahren, und haben außerdem den Vorzug, daß sie von einem Stücke Knoblauch und Schiffs-Zwieback gesättigt werden können. Man sieht sie niemals berauscht. Ihre Genügsamkeit und Enthaltsamkeit, so wie die geographische Lage ihrer Provence, macht sie in jeder Hinsicht zum Gegensatz der Bretagne und der Bretagner, gegen welche sie auch einen speciellen Haß hegen, und selbst auf einem Schiffe zusammen nicht mit ihnen in Eintracht leben können.

Eine Eigenschaft der Touloner, so wie der Provençalen überhaupt, darf ich nicht vergessen hier anzuführen, ich meine nämlich die üble Angewohnheit derselben, bei der geringfügigsten Kleinigkeit in die gräßlichsten Verwünschungen und Flüche auszubrechen. —

„Aber!“ werden Sie ausrufen, „lieber Freund, kehren wir doch nun zu Ihnen selbst, oder dem Sergeanten in der Fremden-Legion zurück.“ — „Ihr Wunsch soll erhört werden.“ —

Am 18. October 1833 lag die schöne königliche französische Fregatte l'Herminie auf der Rhede von Toulon segelfertig, um ein Detachement der Fremden-Legion nach Algier zu transportiren.

Der Graf Maurice L., welcher in diesem Augenblicke au port spazieren ging, wandte sich zu einem seiner Begleiter mit den Worten:

„l'Herminie va partir pour Alger, le neveu du premier-président de la cour de cassation y-est embarqué, il faut que je l'écrive à Paris. Adieu,

messieurs, le courrier part vers les quatre heures du soir !“ —

Der Graf L. verließ seine Freunde, und ich verlasse Sie, lieber Arnold.

Adieu.

Dreizehnter Brief.

Aus dem Schlusse meines letzten Briefes werden Sie ersehen haben, lieber Arnold, daß ich zu Schiffe nach Africa war. Füglich dürfte hier nun ein Stillstand in unserm Briefwechsel eintreten, allein Umstände zwingen mich, meinen Briefen noch eine Zugabe zu verleihen.

Wie Sie wissen, war ich bei'm Beginnen meiner Memoiren, oder meiner Briefe an Sie, noch unentschlossen, ob ich dieselben dem Publico vorlegen sollte oder nicht. Es war viel dagegen, nichts dafür. Ich hatte später das Glück, die Bekanntschaft einiger ausgezeichneten jungen Literaten zu machen, deren günstige Beurtheilung meines unbedeutenden Werkes mir den Muth gab, einen Verleger dafür zu suchen, welchen ich fand und demselben die Beschreibung meiner Reise von Hamburg nach Toulon überließ, welche jetzt unter dem Titel meiner Memoiren vorliegt.

Meine verehrten Gönner hatten mich aber früher gebeten, ihnen einige Beschreibungen der wichtigsten Epochen meines Lebens mitzutheilen, waren so gütig dieselben in zwei der ausgezeichnetsten Blätter Norddeutschlands einrücken zu lassen, und zwar unter der Rubrik „aus den bis jetzt ungedruckten Memoiren des Freiherrn von H."

Ich halte es daher für meine Pflicht, diese dem Publico schon mitgetheilten Fragmente aus meinem Leben meinen Briefen nachfolgen zu lassen, damit sich

Keiner darüber zu beklagen habe, in denselben nicht das gefunden zu haben, was er erwartet; besonders aber, weil ich nur der Aufnahme jener Fragmente es zu verdanken habe, wenn das Publicum seine Aufmerksamkeit auf meine Memoiren gerichtet hat.

Ich darf daher Ihre Nachsicht, so wie die meiner verehrten Leser in Anspruch nehmen, wenn ich Sie ersuche, den sonderbaren Schluß meiner Memoiren mir zu verzeihen.

Die nachfolgenden Bruchstücke weichen in der Form gänzlich von der Form meiner Memoiren ab, weil sie nur für die beiden erwähnten Blätter geschrieben und bestimmt waren. Da ich aber in allen meinen Briefen an Sie mich an gar keine Form gebunden, sondern als ein wahrer Naturalist die kunst- und form- und regelrechte Schreibart ganz vernachlässigt habe, so darf Ihnen dieses weder auffallend noch unnatürlich erscheinen.

Das Zutrauen, welches ich als Mensch zum Menschen empfinde, hege ich auch gegen das richtende Publicum, und gebe mich ihm hin ohne alle Ansprüche; ich verlange weder Unsterblichkeit noch literarischen Ruhm; mein ganzer Zweck besteht darin, einige müssige Augenblicke meinen Lesern, so wie Ihnen, zu vertreiben, und die Liebe, welche ich für Sie, wie für mein deutsches Vaterland empfinde, öffentlich an den Tag zu legen.

Der Tadel, welcher die Form, die Manier meiner Memoiren treffen könnte, fällt weg, wenn man die Absicht derselben berücksichtigt. Nur „eine Feuerflocke Wahrheit“ in die Gemüther meiner Landsleute geworfen zu haben, ist ein genugsam tröstendes Bewußtsein für mich, wenn die scharfe Kritik feindseliger Federn mich treffen sollte.

Es ist die wahre Bestimmung jedes denkenden Man-

nes, seinen Mitbürgern nützlich zu werden, sei es auf welche Art es wolle. Es versucht es ein Jeder auf seine Weise, warum ich nicht auf die meinige?

„Nec aspera terrent“ ist die Umschrift des Guelphensternes. Ich habe ihn zu lange auf der Brust Wilhelms IV. und seines königlichen Bruders glänzen sehen, welchen Hannover die schöne aber nur zu kurze, und leider zur Fiction gewordene Basis seines Staats-Grundgesetzes verdankte, um nicht auch mir einen Wahlspruch zu eigen gemacht zu haben, welcher einem jeden meiner Landsleute, als ewigmahnender Zuruf auf der Bahn seines vaterländischen Strebens und Wirkens, dienen sollte und müßte.

So scheide ich denn von Ihnen, lieber Arnold, von meinen Memoiren, und überliefere diese meinen Landsleuten mit der ruhigen Zuversicht, welche die kühne Devise mir einflößt:

„Nec aspera terrent!“

Fragmente.

I.

Mustapha Pascha.

Gegen fünf Uhr (21. October 1833) Abends warf die schöne französische Fregatte „l'Herminie" Anker auf der Rhede vor Algier. Der Commandant ertheilte den Befehl, die an Bord befindlichen Truppen, welche aus einem Detachement der Fremden-Legion, zu welchem ich gehörte, und aus einem des 10. leichten Regiments bestand, erst am folgenden Morgen auszuschiffen. Es blieb also Zeit genug, das vor uns liegende Algier zu betrachten.

Algier, mit seinen weißen Häusern, lehnt sich an den Rücken eines allmählich sich erhebenden Hügels, vom Ufer des Meeres amphitheatralisch aufsteigend, und zeigt sich in der Form eines gleichschenklichen Dreiecks. Die Grundlinie dieses Dreiecks wird durch die furchtbaren Batterien des Hafens und die beiden Seitenlinien werden durch zwei lange, hohe, mit Schießscharten versehene Mauern gebildet, welche, nach der Spitze des Berges zu, in einem Winkel von 60° zusammenlaufen.

Mit Recht kann Algier die weiße Stadt genannt werden. Die Häuser, die Terrassen derselben, die Batterien sind sämmtlich mit weißem Kalk angeworfen.

In der Mitte der Batterien des Hafens erhebt sich zur Warnung der Schiffer ein Leuchtthurm, da die Küste unsicher, voller Klippen ist.

In der nächsten Umgebung Algier's verweilte mein Auge am längsten auf zwei erhabenen Gegenständen, die auf meine Frage mir von einem gefälligen Matrosen als das fort l'empereur und das Fort de vingt quatre heures bezeichnet wurden. Das Erstere erhielt seinen Namen durch Kaiser Carl den Fünften, welcher dort einige Befestigungen errichtete; das Andere wurde von den Franzosen so getauft, weil die Engländer sich desselben bei der Expedition des Lord Exmouth bemächtigt hatten, sich aber nur vierundzwanzig Stunden in demselben halten konnten.

Am folgenden Morgen wurden wir ausgeschifft. Zwei Unterofficiere der Fremden-Legion harrten unserer schon am Ufer. Wir wurden sogleich in Reih' und Glied gestellt, machten par le flanc droit, und marschirten im pas accéléré durch ein Thor in Algier hinein, durch das andere wieder hinaus.

Unser Marsch ging geradeswegs nach Mustapha Pascha, drei Viertelstunden von der Stadt. Dort war der Sitz des Colonel Bernelle; dort das quartier de la légion étrangère.

Mustapha Pascha liegt auf einer Anhöhe, und das quartier de la légion war ein großer, weiter Raum, eingeschlossen von einer hohen weißen Mauer. In diesem Raume standen 15—18 hölzerne Baracken, welche, je sechs in einer Reihe, aufeinander folgten; jede Reihe war durch einen Raum von 20—30 Schritt von der andern getrennt. Dieser Raum diente zu Truppen-Aufstellungen, Inspectionen und Apell. In der ersten dieser Barracken-Gassen machte unser Detachement Halt. Der adjutant-sous-officier, der adjutant-major, die capitaines, der commandant, der lieutenant-colonel und endlich der colonel Bernelle selbst erschienen.

Wir wurden verlesen, gemustert, in verschiedene Compagnien vertheilt. Nachdem dieses geschehen war, trat ich auf den Colonel zu, machte Honneur und überreichte ihm ein Schreiben von dem Divisions-General in Toulon. Er öffnete dasselbe, las es, und sagte: „Faites votre devoir, et je ferai mon possible pour vous.“

Die Mannschaft ging darauf auseinander. — Ich war der Grenadier-Compagnie des 3ten Bataillons en subsistance gegeben worden, d. h. die Grenadier-Compagnie mußte mir Lebensmittel, Hangematte und Schlafstelle liefern und anweisen, so lange, bis ich bei einer andern Compagnie wirklich eingetheilt sein würde.

Der Sergeantmajor und der Fourier dieser Compagnie waren sehr artige, gebildete Leute, die sich des Fremden freundlich annahmen, mich in die Barracke führten, und mir einen homme de confiance unter den Grenadieren aussuchten (d. h. einen Menschen, welcher für 10 Sous alle fünf Tage mich bedienen sollte).

So angenehm diese beiden Männer auch waren, so vermochten sie es doch nicht, mir die Barracke leidlich erscheinen zu lassen. Diese war nämlich ein ungefähr 100 Fuß langer und 15 Fuß breiter hölzerner Kasten, mit schräg zulaufendem hölzernen Dache. Die Barracke hatte von der Barracken-Gasse einen Haupt-Eingang; von diesem lief ein ungefähr 4 Fuß breiter Gang bis nach dem Zimmer des Sergeantmajors, welches durch eine Bretterwand von dem übrigen Raum der Barracke getrennt war. An beiden Seiten dieses Ganges lief ein Geländer von hölzernen Balken hin, welche auf hölzernen Ständern gestützt waren. Dieses diente dazu, den unteren Theil der Hangematte zu befestigen, während der obere an der gegenüber stehenden

Barrackenwand eingehängt wurde. Zwischen diesen Ständern standen einzelne, schmale, hölzerne Bänke. In der Mitte der Barracke, einem Seiten-Ausgang gegenüber, stand die Gewehrbank, und zwei blecherne Gießkannen, mit Wasser gefüllt. Der Boden der Barracke war von festgestampfter, lehmartiger Erde.

Nachdem meine Sachen dem homme de confiance übergeben worden, begaben meine neuen Bekannten sich mit mir in das Freie, um mir die Merkwürdigkeiten Mustapha Pascha's intra muros zu zeigen.

Nicht weit von dem Ende unserer Barrackenreihe zeigten sie mir ein schönes Bassin, aus großen, weißen Quadersteinen zusammengesetzt, über welches romantisch trauernd eine hohe Trauerweide ihre Zweige hängen ließ, und die letzten, durstigen Blätter in das erfrischende Wasser tauchte. Parallel mit diesem Wasser-Behälter, aber an der entgegengesetzten Seite, lag ein kleines, hölzernes Gebäude, eine cantine, vor deren Thüre ein Chamäleon, auf einem Bauer von Bambusrohr mit einem Strick befestigt, sich zeigte. Dieses Thier zog meine Neugierde auf sich. Es war ein häßliches kleines Thier von grauweißer Papierfarbe, mit einem karpfenähnlichen Fischmaule und langem dünnen Rattenschwanze. Wenn man es zerrte, wurde es durchsichtig roth. Die Franzosen nennen es l'ami de l'homme; ich dankte aber doch für einen solchen Freund.

Von dieser cantine begaben wir uns durch eine Allee von Granat- und Orangenbäumen nach der Terrasse von Mustapha Pascha, zu welcher eine steinerne Treppe führt, und welche durch eine starke steinerne Mauer, ungefähr 30 Fuß hoch, von dem Raume, in welchem die Barracken sich befinden, getrennt war. Am Fuße dieser Mauer befanden sich die Kochstellen der

légion étrangère. — Von der Terrasse selbst hat man Algier zur Linken, vor sich die Plaine von Mustapha (auf welcher in diesem Augenblicke gerade einzelne Dromedare dahinzogen), und hinter dieser das schöne Mittel-Meer, dessen majestätisches Wogengebrause bis hierher drang. —

Wir verließen die Terrasse, um uns nach einem länglich viereckigen Gebäude zu begeben, welches noch bedeutend höher lag, und traten durch einen engen, gewölbten Gang in einen viereckigen, gepflasterten Hofraum. Hier in diesem Gebäude befanden sich die Büreaux der comptabilité, die Stube der adjutant sous-officiers, die Gefängnisse der Unterofficiere und Soldaten, die garde de police der Fremden-Legion, wie zugleich der obere Ausgang des Quartiers, welcher von einem planton und einem Posten bewacht wurde.

Dieses sind ungefähr die Hauptgegenstände Mustapha Pascha's, welche der Mühe werth sind, mitgetheilt zu werden. —

Der Schall der kriegerischen Trommel rief meine neuen Bekannten zur Inspection. Ich blieb allein, und lenkte meine Schritte nach der Terrasse, setzte mich dort auf eine von zwei Platanen beschattete Bank. Von diesem Sitze vermochte ich so ziemlich Alles zu übersehen, was in Mustapha Pascha vorging.

Ein reges Leben entstand. Wie die Myrmidonen aus ihren Ameisenhaufen, so stürzten hier die tapfern Schaaren der Fremden-Legion aus ihren Barracken. In weniger als 10 Minuten standen drei Bataillone, jedes 800 Mann stark, Grenadiere am rechten, Voltigeure am linken Flügel, in der ersten Barrackengasse, zum Gefecht rangirt, aufgestellt. Der Commandant Kleber erschien auf einem weißen, arabischen Schimmelhengst. Das

ausgezeichnete Musikcorps der Fremden-Legion spielte einen kriegerischen Geschwindmarsch. Das untere Thor Mustapha Pascha's that sich auf, und die bajonnetblinkende Masse wälzte pelotonsweise der Ebene sich zu, auf welcher die muthigen Schwadronen der chasseur d'Afrique in leichten Schwenkungen, mit drohender Lanze, sich übten. —

Die Bataillone der Fremden-Legion formirten sich en ligne. Die Schwadronen der chasseurs d'Afrique stellten sich auf Bataillons-Weite am rechten Flügel der Infanterie in Linien auf. — Quer durch die Ebene ritt Joseph Bernelle, kenntlich durch den ihm folgenden ordonnance-chasseur, bis vor die Mitte seiner Bataillone.

Joseph Bernelle zog den Säbel, commandirte mit einer Stentorstimme: „Pour porter vos armes!" — Von der Seite Algier's her erhob sich auf der Chaussee eine Staubwolke; auf einem lichtbraunen, stolzen Engländer, den dreieckigen, goldbetreßten Generalshut auf dem Kopfe, das Gesicht der Fronte des Militärs zuwendend, sprengte der General Bro im gestreckten Galopp, von seinem Adjutanten begleitet, der Fronte entlang. So reiten keine deutschen Generale, so commandiren keine deutschen Obristen!

Welch ein sonderbarer Anblick! Dort Algier mit seinen weißen Gebäuden und Minarets; hier Africa mit seinen Orangenbäumen, Cactusgewächsen, Beduinen, Mauren, Mohren, Türken, Bernous, Cameelen, — und vor mir ein europäisches Armeecorps: Deutsche, Italiener, Spanier, Franzosen, Polen, welche in ihren blauen Uniformen, rothen Hosen, weißen Kamaschen, dreifarbigen Fähnlein präsentiren und schultern, Rotten formiren und schwenken, — die Plaine von Mustapha Pascha und eine Musikbande, welche den Marsch aus

dem Freischütz executirt, — Europa in Africa! — Le bon dieu et Allah! — Vive la France!!! —

Trotz dieser Eigenthümlichkeiten Mustapha Pascha's wurde es hier doch auch Abend und Nacht. Die Natur bleibt immer dieselbe, wenn die Menschen auch noch so viele Quiproquo's in ihr vornehmen. Ich mußte mich demnach in meine Barracke begeben, wo schon hundert inspectionsmüde Grenadiere in ihren Hangematten ruhten.

Mein homme de confiance hatte meine Hangematte schon an ihrem Platze, dicht an der Bretterwand des Zimmers des Sergeantmajors, ausgespannt, die gelieferte grauwollene Decke in derselben ausgebreitet. — Ich entkleidete mich, nahm meinen Tornister zum Kopfkissen, und wollte mich eben dem Schlummer hingeben, als eine große Ratte auf einem Balken das Equilibre verlor und gerade auf mein Gesicht herabfiel. Ich ergriff das pfeifende Ungethüm beim Schwanze, schleuderte es von mir; es fiel gerade auf einen ruhenden Grenadier, welcher dasselbe Experiment mit ihm vornahm, bis die Ratte, nachdem sie unter schallendem Gelächter eine Tour durch die Barracke gemacht hatte, zur Eingangsthüre hinausflog.

Jetzt glaubte ich Ruhe finden zu können, aber umsonst! Hunderte, ja Tausende von africanischen Flöhen entstiegen dem Erdboden, um sich an meinem, so eben aus Europa gekommenen, frischen Blute zu ergötzen. Verscheuchen, schütteln, fangen — Alles umsonst!

Ich habe irgendwo einmal ein neapolitanisches Volkslied singen hören, dessen Worte und Töne den Schmerz ausdrücken, welchen eine vornehme Neapolitanerin beim Stiche eines Floh's empfindet. Das gnädige Fräulein, welches das Lied vortrug, sang es mit einem außerordentlichen Ausdrucke; wie viel schöner würde sie es

aber gesungen haben, wenn sie die erste Nacht in Mustapha Pascha mit mir getheilt hätte!

Die Melodie dieses Liedes fing ich an leise zu brummen; mögen die Flöhe dadurch gerührt worden sein, ich weiß es nicht, aber ich schlief ein.

II.

Algier.

Einige Zeit seit meiner Ankunft in Africa war verstrichen. Ich war der 1ten Compagnie des 1ten Bataillons zugetheilt worden, weil in derselben ein Sergeant fehlte. Capitain Bourgeois commandirte diese Compagnie. Das Wesen des Hauptmanns war wie sein Name. —

Mit mehreren meiner Collegen hatte mich der Dienst zusammengebracht, ich mich aber nur einem jungen Dänen vorzugsweise angeschlossen. Die Dänen sind im Allgemeinen gutmüthig, gastfrei, freundlich; außerdem hatte ich einen besondern Grund, diese Nation zu lieben, da meine Mutter einer dänischen Familie angehört, und ich viele vergnügte Tage in meinem Leben mit ihren dänischen Verwandten zugebracht hatte. Mein junger Freund, den ich Waldemar nennen will, besaß Geist, Verstand und Herz, war achtzehn Monate in Africa gewesen, und von guter Erziehung. —

An einem schönen November-Morgen verließen Waldemar und ich, nach erhaltener Erlaubniß, Mustapha Pascha, um nach Algier zu gehen.

Die verschiedenen Gegenstände, auf welche wir im Laufe des Tages trafen, oder welche meine Aufmerksamkeit besonders fesselten, indem sie mir unbekannt waren, wurden mir durch meinen liebenswürdigen Dänen benannt, erklärt, erläutert. Nach meiner Rückkehr in Mustapha Pascha schrieb ich meine Erinnerungen nieder. Ich gebe sie geordnet dem Publico.

Wir traten aus dem Haupt-Eingange von Mustapha Pascha, und erblickten zu unserer Linken einzelne hölzerne Gebäude, welche durch die dreifarbigen Fähnlein, die vor den Thüren, oder auf dem Dache selbst, angebracht waren, als Cantinen, Cafés, Restaurationen erkannt wurden.

Ich kenne kein Volk in der Welt, das mehr mit seinen National-Farben prunkt, als die Franzosen. — Die Präfecturen, Mairien, bureaux de tabàc, die Cantinen, selbst der Kopf-Aufsatz der Maulthiere der rouliers oder Frachtfuhrleute sind mit den dreifarbigen Farben geschmückt. Indessen kenne ich auch kein Volk, das die Farben so oft wechselt, als die Franzosen.

Dicht am Eingange des Thores von Mustapha hatten mehrere Juden ihre Waaren in Körben aufgestellt, oder auf weiße Leinen auf den Boden ausgebreitet. Diese jüdischen Waaren-Niederlagen enthielten die Bedürfnisse des Soldaten: Wachs, Scheeren, Zwirn, Messer, Gabeln, thönerne kurze Pfeifen, Rauch- und Schnupf-Tabak. Außerdem hatten sich dort einige Apfelsinen-, Feigen- und Weißbrod-Verkäufer niedergelassen.

Die goldenen Früchte des Südens zogen mich an. Waldemar rieth mir es aber ab, von ihnen zu genießen; „denn“, sagte er, „nichts kältet den Magen so sehr, als der Genuß der Apfelsinen. Du bist noch nicht acclimatisirt, mußt dich daher noch mehr in Acht nehmen, als Andere.“

Wir verließen die Apfelsinen und gingen abwärts, der langen Mauer Mustapha Pascha's entlang. Dem Ende dieser Mauer gegenüber liegen eine Reihe weißlicher, länglich viereckiger Gebäude. Diese waren die

Caſernen der außerhalb Algier garniſonirenden franzöſiſchen Regimenter. Wir traten in eine dieſer ſteinernen Barracken. Sie war luftig, geräumig, geweißt; die Soldaten ſchliefen in eiſernen Bettſtellen; Jeder hatte ſeine Matratze.

„Dieſe Wohnungen ſind etwas beſſer, als unſere Kaſten!“ bemerkte Waldemar.

„Du vergißt, daß es ein franzöſiſches Regiment iſt,“ antwortete ich, „welches hier caſernirt iſt. Eigene Kinder behandelt man beſſer, als Adoptivkinder. Wer hieß uns herkommen?“

Unter dieſen Geſprächen ſetzten wir unſere Wanderung fort, bogen links von der plaine de Mustapha ab, und gelangten an die Caſerne der chasseurs d'Afrique. Nicht weit von dieſer Caſerne, an der Chauſſee, liegt ein Waſſerbehälter. Mehrere chasseurs d'Afrique tränkten gerade ihre Berber-Roſſe. Wir befanden uns jetzt auf der Chauſſee nach Algier; ſie iſt ſo breit, daß zwei Wagen bequem in einer Linie fahren können.

„Die Chauſſee hat die Legion gepickelt!“ rief Waldemar, „wo es was zu ſchaufeln gibt, da brauchen ſie uns; wo es Kreuze gibt, die Franzoſen.“

Wie ſchritten weiter. Linker Hand von der Chauſſee erhebt ſich das Erdreich merklich, und in der Ferne, auf einer Anhöhe, erblickte ich das fort l'empereur.

„Da, da,“ bemerkte der Däne, „iſt das fort l'empereur. Als die Franzoſen dies Fort nahmen, und der Dey aus der Kasba die weiße Fahne auf der Baſtion wehen ſah, da übergab er die Stadt. Bis dahin hatte er über die kleinen, rothhoſigen Soldaten gelacht!“

Wir kamen jetzt in die Vorſtadt Bab-Azoun; außer der Caſerne der beiden arabiſchen Schwadronen, esca-

drons arabes, der chasseurs d'Afrique, ist kein großes Gebäude in derselben. Ein wunderschöner arabischer Hengst lief unter tausend muthwilligen Sprüngen frei und los hinter seinem Herrn her, einem gemeinen chasseur. Hier in dieser Gegend sind viele Schmieden.

Je näher wir nun dem Thore zueilten, je größer wurde die Menschen-Masse.

Generale, Officiere, elegante Reiter und Reiterinnen, Dromedare, auf welchen zwei Beduinen saßen, der erste den Höcker des Thieres, der zweite den Leib des ersten umklammernd, mit Buschwerk beladene Maulthiere, Esel, Wagen vom Train, Algierische Lastträger ritten, jagten, schritten, keuchten, schoben an uns vorüber.

„Sieh hieher!" rief mit einem Male Waldemar, „was sagst Du zu der Versammlung?" Er wieß mit der Hand auf eine Anhöhe dicht vor'm Thore, auf welcher mehre Negerinnen standen oder niedergekauert saßen. Jede von ihnen war nur in ein großes blau-carirtes, leinenes Tuch gekleidet, aus welchem die langen schwarzen Brüste und dünnen Arme, und die Füße bis zur Wade entblößt, hervorsahen. Um den Kopf hatten sie gleichfalls ein blaues Tuch gewunden. — Um sie herum sprangen mehrere Negerjungen, halbnackt mit krausem Haar. Scheußlich fletschten sie uns mit ihren großen weißen Zähnen an.

„Mir fallen die Meerkatzen aus Reinecke Fuchs ein," erwiederte ich, „die garstigen Thiere!"

Wir schritten jetzt durch die Wölbung des Thores Bab-Azoun. Linker Hand von demselben stand das Wachthaus. Vor diesem Wachthause, unter einem durch eine Säulenreihe gestützten Vorsprung des Gebäudes, saßen auf einer hölzernen Bank die Plantons der außerhalb Algier garnisonirenden Regimenter. Ihr Dienst bestand

darin, keinen Mann ihrer verschiedenen Regimenter ohne Permissions-Schein in die Stadt zu lassen. Es saßen hier nun in verschiedenen Stellungen und Costümen rauchend, redend, visitirend, der Sergeant der Fremden-Legion; der Sergeant der Zouaven, dessen Uniform in einer blauen Weste bestand, mit rothbraunen wollenen Borden besetzt; weite, rothe, faltenreiche Pantalons hingen ihm bis über die Knie, und braune hirschlederne Kamaschen, welche bis an das Knie reichten, schützten seine Waden und Füße gegen dornigtes Gestrüpp u. s. w. Auf dem Kopfe trug er einen Turban, und um den Leib ein wärmendes Tuch.

Der Sergeant oder vielmehr maréchal de logis der chasseurs d'Afrique. Seine Uniform bestand aus einem kurzen himmelblauen, tunikenartigen Oberrock, über der Brust mit einer Reihe versilberter runder Knöpfe geschlossen, unter welchem er lange, mit schwarzem Leder besetzte, rothe Pantalons trug. Ein rother Tschapka mit dreifarbiger Kokarde schmückte das Haupt des maréchal de logis.

Der Sergeant des Bataillons chasseurs d'Afrique in blauer Uniform, mit gelben Aufschlägen, auf der gelben Etiquette des Uniform-Schooßes das die leichte Truppen-Gattung bezeichnende Bügelhorn tragend.

„Hier das lasciate passare Seiner Hoheit, Joseph Bernelles!" rief Waldemar, sich an den Sergeant der Fremden-Legion wendend, und fuhr denselben mir vorstellend fort: „Herr von Benzel-Stierna sergent de voltigeurs, getragen auf das tableau d'avancement pour courage personnel; und hier, Herr von Hammerstein, getragen auf dasselbe tableau durch seinen Oncle, Pair von Frankreich."

Hammerstein! rief der Schwede, ich Benzel-Stierna! Wir reichten uns die Hand.

„Vorwärts!“ erwiederte Waldemar, „hier ist das Grabmal Barbarossas oder eines andern Dey von Algier zu sehen!“ Mit diesen Worten führte er mich an eine in der Mauer, welche Algier umringt, angebrachte Wölbung, welche durch eine Gitterthür von der Straße geschieden war, und nicht weit von der Wache lag.

Ich sah durch die Gitterstäbe und erblickte in der That ein Monument, welches mit vielen Fahnen, besonders spanischen, decorirt war.

„Bist du durstig?“ fragte mich Waldemar, indem wir dem zweiten Thore zuschritten, „so kannst du hier trinken, und zeigte mit der Hand auf ein an der Mauer angebrachtes Bassin, in welches das Wasser vermittelst eines in der Mauer befestigten Hahnes, welchen man auf- und zuschrauben konnte, gelassen wurde. Ueber dem messingenen Hahn war ein kleines Loch in der Mauer, in welchem ein blechener Becher stand, an einer kleinen eisernen Kette befestigt. „Aus dem Becher saufen Beduinen, Mohren und die Soldaten der Fremden-Legion, aus dem Wasserbehälter, Dromedare, Maulthiere und Esel,“ bemerkte Waldemar. „Adieu Benzel!“

Wir passirten jetzt das zweite Thor, den eigentlichen Eingang in die Stadt, und traten in die Straße Bab-Azoun. Die Straße ist ungefähr so breit, daß ein gewöhnlicher wiener Wagen sie füllen würde.

Das erste Haus, rechter Hand vor'm Thore, war das hôpital militaire de Bab-Azoun, früher die Janitscharen-Caserne, eine Schildwache stand vor demselben. Wir schritten munter vorüber. —

„Halt! hier müssen wir uns für 4 Sous rasiren lassen,“ sprach Waldemar. Wir blieben vor einer klei-

nen Bude stehen, welche ungefähr 4 Fuß über dem Straßenpflaster in dem untern Theile eines Hauses sich befand. Der Fußboden dieser Barbierbude war mit Binsen-Matten belegt, an den Seiten liefen hölzerne Bänke einher, auf welchen mehre Mauren saßen. Wir traten ein. Der maurische Barbier bediente uns sogleich. Was war aber das für ein Rasiren! Der Kopf wurde in zwanzig verschiedene Lagen gebracht, gegen und mit dem Bart geschrapt. Ich glaubte der Kerl wollte mich erdrosseln, aber ich muß gestehen, nie bin ich so gut rasirt worden! Vier Tage nachher war noch kein Bart an meinem Kinne sichtbar! Nachdem wir fertig waren, wurde einigen Eingebornen der ganze Kopf rasirt. Es war ein schreckliches Handthieren! Einige funfzig Schritte von dieser Bude lag der café de la victoire. Eine ziemlich hübsche cafétière stand vor dessen Thüre — der Cafe war ganz à la française eingerichtet. Wir tranken einige Gläser Orgeade und schritten vorwärts.

In der Mitte der Straße Bab-Azoun liegt das hôpital militaire de Caratine. Von hier fängt die Straße an eleganter zu werden. Französische Colonial-Waaren-Handlungen wechseln mit türkischen Galanterie-Boutiquen ab. Die ganze Straße duftet nach Moschus und Rosenöl.

Diese Boutiquen sind, wie die Barbierstuben, vier Fuß von der Erde, ungefähr fünf Fuß hoch, in dem untern Theile der Häuser befindlich; der Fußboden mit Binsen-Matten belegt. Auf einem hölzernen Schemel sitzt der Türke mit untergeschlagenen Beinen, aus seiner langen Pfeife rauchend. Man findet in diesen unscheinbaren Boutiquen: Goldbrokate, Korallen, Moschus-Perlen, Rosenöl, Bernstein, Halsbänder und Pfeifen-Spitzen, ge-

stickte silberne oder goldene Brieftaschen und Pantoffeln, türkische Pfeifen-Köpfe und Röhre, Sultaninnen-Rauch- und Schnupftaback.

In der Verlängerung der Straße Bab-Azoun erreichten wir la place du gouvernement. Hier ist das Stadthaus, l'hôtel de ville, auf dessen Façade eine Thurm-Uhr angebracht ist, die Einzige bisher in Algier. Hier ist Alles französisch. Hier der café Grèc, der café d'Apollon u. s. w. Hier wird die tägliche Parade gestellt, hier der tägliche Markt gehalten, hier ist des Abends die Promenade der eleganten Welt, hier executiren des Abends die Banden der verschiedenen Regimenter die Ouvertüren der Stummen, der Italienerin in Algier, und Franzosen, Italiener, Maltheser, Spanier, Mauren, Türken, Berber, Neger empfinden entzückt die Macht der Harmonie, und die Verehrer des wahren Gottes, so wie die Anbeter Allahs erheben ihre Seelen zu dem einigen gestirnten Himmel.

Von der place du gouvernement laufen zwei Hauptstraßen aus, die eine rue de la marine, die andere rue Bab-el-Quad, wenn ich nicht irre, genannt, und ein enger Durchgang führt nach der place de l'état-major.

„Komm," sagte Waldemar, „du sollst jetzt die größte Moschée Algiers sehen; sie liegt dort, nicht weit vom café d'Apollon, in der rue de la marine. Wir gingen hin. Die Moschée zeichnet sich nur durch ein Minaret aus, an welches eine hölzerne Stange befestigt ist, an welcher die Fahne emporgezogen wird, wenn der unwürdige Diener Allahs die Gläubigen zum Gebete ruft. In das Innere der Moschée konnten wir nicht dringen. Ein gedrucktes Placat war mit der Inschrift

an die hölzerne Eingangsthür befestigt: „il est défendu d'entrer ici, sous peine de mort.“

„Hoffentlich wird dir dein Kopf lieber sein, als der Wunsch deine Neugierde zu befriedigen,“ bemerkte Waldemar.

„Versteht sich. Es bleibt indessen doch unangenehm. Was sollen wir dereinst bei uns von einer Moschée erzählen, wenn wir ihr Inneres nicht gesehen haben?“

„Wir lügen ihnen ein Mährchen aus 1001 Nacht vor, und wollen die frommen Dänen und Holsteiner es nicht glauben, so mögen sie hieher reisen, um sich von der Wahrheit oder Unwahrheit unsrer Aussage zu überzeugen.“ —

„Aber wenn ich meine Memoiren herausgebe? Ich kann doch die ganze Welt nicht belügen!“ „Hör', mein Guter, darüber brauchst du dir kein Gewissen zu machen. Pro primo wird Niemand deine Memoiren lesen, und sollte es Jemanden einfallen; so will ich dir aus der Klemme helfen. — Ich komme eher, als du nach Deutschland, gebe meine Memoiren heraus, beschreibe das Innere der Moschée, du schreibst meine Beschreibung ab, und bemerkst in einer Note: Diese Stelle habe ich aus dem berühmten Werke des großen dänischen Touristen Waldemar entlehnt. Doch komm! Wir haben den alten, weißen Kasten genug angesehen. Allons à la Kasba!“ —

Waldemar führte mich durch eine große Menge schmaler krummer Gassen, deren Häuser durch hölzerne Balken meistentheils von einander getrennt waren, die man an dem obern Theil der Gebäude befestigt hatte, immer steigend bis zur Kasba, oder Kassouba, der Residenz des ehemaligen Dey. Die Kasba war ein unförmliches, von Backsteinen, mit weißem Kalke angewor-

fenes Gebäude, Festung und zugleich Waarenlager des Dey, des ersten Piraten und ersten Kaufmanns in der Welt. Unermeßliche Reichthümer müssen die Franzosen in derselben gefunden haben!

„Jetzt laß uns ein maurisches Bad nehmen," sagte Waldemar. Gesagt, gethan. Der die Bäder haltende Türke empfing uns ziemlich unfreundlich am Eingange des Badesalons; ließ uns jedoch eintreten, nahm uns unser Geld, unsere Uhren ab, und verschloß diese in einen kleinen Schrank, welcher rechts vom Eingange des Badesalons stand. Wir stiegen jetzt in einen mit marmornen Fliesen belegten Raum, an dessen zwei Seiten hölzerne Bänke befindlich waren; über diesen Bänken waren zwei verschiedene, terrassenförmig sich übereinander erhebende, Abtheilungen eingerichtet, welche mit Binsen-Matten belegt waren, durch Säulen getragen wurden und zur Aufnahme der Gebadethabenden dienten. An der linken Seite des Einganges befand sich ein Wasserbehälter, aus welcher eine Fontaine das lebendige Wasser in die Höhe sprudelte. Sobald wir in diesen Raum getreten waren, empfingen uns zwei halbnackte junge Mauren, mit kleinen rothen Käppchen auf dem glattgeschorenen Kopfe. Sie halfen uns unsere Kleidungsstücke ablegen, warfen, als wir mit dem Entkleiden fertig waren, uns ein weißes, lakenähnliches Tuch über, gaben uns Pantoffeln, und führten uns nun durch eine große Eingangsthür in die eigentliche Badestube, welche mit grauen Marmorfliesen, die von unten geheizt wurden, belegt war. In der Mitte dieser Badestube erhob sich ein viereckter, aus Backsteinen errichteter Sitz, welcher gleichfalls von unten geheizt war. Das Licht drang von oben, durch kleine Oeffnungen in der Mauer in die Badestube herein. In den

Ecken dieser Badestube waren einzelne, in der Form eines Schilderhauses von Backsteinen errichtete, Cabinette angebracht. Waldemar und ich wurden von den jungen Mauren, jeder in eins von diesen Häuschen geführt, und nun begann die Operation, welche ich, wie folgt, beschreiben werde. Der Maure bedeutet einem, sich auf die dampfenden Fliesen niederzulegen, und beginnt darauf seine Arbeit, indem er den Körper des Badenden in die Lage versetzt, welche ihm die passendste scheint. Mit einem wollenen Lappen in der rechten Hand reibt er Hals, Schultern, Rücken u. s. w. mit warmem Wasser ab, wobei er eine eintönige arabische Melodie singt, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Nachdem er auf diese Weise den Körper von dem gröbsten Schmutze befreit hat, so springt er auf, holt warmes Seifen-Wasser, und beginnt von Neuem — wenn er hiermit geendet hat, so nimmt er dieselbe Procedur noch einmal, aber kürzer, mit reinem, lauen Wasser vor. Diese Operation wurde an mir selbst vollzogen, und um sie zu krönen, ließ ich mir am Ende derselben einen Eimer voll kalten Wassers über den Kopf stürzen, da ich die gräßliche Hitze von beinahe 40 Grad nicht aushalten konnte, worüber der Maure sehr erstaunt schien. Mir wurden darauf einige lakenartige, weiße Gewänder umgegeben, aus einem andern ein Turban gedreht, und auf diese Weise traten Waldemar, der zu gleicher Zeit fertig geworden war, und ich, à la turque costumirt, uns aus unsern Cabinetten entgegen.

„Was würde deine Mutter sagen, wenn sie dich so sähe!“ rief Waldemar. „Du siehst ja aus, wie ein leibhafter Türke!“

„Du siehst dich selbst in mir,“ versetzte ich.

Die Mauren führten uns nun wieder in den Vorsaal, brachten uns auf die obersten der terrassenartig sich erhebenden Abtheilungen, legten uns in eine Ecke derselben, deckten uns die Füße mit einer baumwollenen Decke zu, und servirten Cafe und eine lange Pfeife.

Der Türke, welcher der Eigenthümer der Bäder war, kam kurz darauf zu uns, und geberdete sich, wie toll. Wir verstanden ihn wenigstens nicht sogleich.

Endlich rief Waldemar: „Gott verdamm mich! es ist gerade die Zeit, wo die Personen weiblichen Geschlechtes baden. — Laß uns still sein — das will der Türke, er ist zu galant, um uns dies Abenthener zu mißgönnen, d. h. er fürchtet unsre Säbel, oder vielmehr die französische Uniform!“

Waldemar hatte Recht. Von der obersten Terrasse, auf welcher wir ruhten, konnten wir Alles übersehen, was in der Badestube vorging, ohne gesehen zu werden. Es dauerte nicht lange und es erschienen zwei große Negersclavinnen, welche wahrscheinlich den Dienst bei dem weiblichen Geschlechte verrichten, welchen die jungen Mauren bei uns verrichtet hatten. Nach und nach traten 8 — 12 Personen weiblichen Geschlechtes unverschleiert in den untern Raum des Vorsaales. Es waren Einige unter ihnen, welche durch ihre Schönheit wohl minder reizbare Naturen, als die meinige, entflammt haben würden. Sie verschwanden bald darauf durch die große Eingangsthür in die wirkliche Badestube.

„Nun laß uns machen, daß wir fortkommen. Wir haben gesehen, was man selten sieht. Algierische Frauen, mit schwarzen Haaren, schwarzen Augenbraunen, weißer Hautfarbe, weißen, langen, hängenden Brüsten, Lippen zum Küssen, und vor Allem, wir haben sie im leich-

ten, losen Badecostüm gesehen!“ rief Waldemar, von seinem Lager aufspringend.

Schnell kleideten wir uns an, bezahlten für das Bad 20 Sous, und gaben 10 Sous mehr, als den gewöhnlichen Preis für die Augenweide. Wir eilten über die place de l'état-major und befanden uns bald wieder auf der place du gouvernement. —

Wir durchstrichen darauf Algier in allen Richtungen, begegneten schwarzen Negern, und leicht verhüllten Maurinnen, in langen weißen Gewändern, mit weißen Pantalons, nichts, als ein Paar funkelnde Augen sah aus der weißen Vermummung hervor; schönen Jüdinnen, mit blassen Gesichtern, golddurchwirkten prächtigen Brustlatzen, auf dem schönen Haupte, einen spitzzulaufenden, eine Elle langen, von Silberdraht gearbeiteten, eigenthümlichen Kopfputz tragend, mit schwarzem, breitem Bande an dem Hintertheile des Kopfes befestigt; kleinen mauriſchen und jüdiſchen Kindern, mit rothgefärbten Haaren, Augenbraunen, Nägeln, um den Hals eine Schnur aufgereihter Goldstücke tragend; halbnackten, eilenden, algierischen Lastträgern, über den Kopf und der rechten Schulter, auf dem vorgebogenen Rücken, die mit Oel gefüllte, triefende Bockshaut schleppend; dem Beduinen mit seinen nackten Beinen und Füßen, den wollenen Bernous um das Haupt mit einem Stricke befestigt, in der Hand einen Korb gepflückter Feigen der Barbarei den Vorübereilenden zum Kaufe anbietend; dem trägen glänzenden Türken, in weißen baumwollenen Strümpfen, die fleischigen Waden zeigend, und in corduanenen Pantoffeln; dem listigen Griechen, dem falschen Maltheser, kurzum — Algier bot ein reges Leben dem Auge; dem beobachtenden Gemüthe ein reiches, weites Feld, Menschenkenntniß zu schöpfen, und den Unterschied

der verschiedenen Menschen-Racen daselbst kennen zu lernen. — —

Wie natürlich wurden wir durch das viele Umherstreifen ermüdet und hungrig. Waldemar schlug daher vor, uns in eine Restauration zu begeben. Wir lenkten daher unsre Schritte nach der Straße Bab-el-Quad, in welcher eine Menge vorzüglicher Cafes, Restaurations und Hôtels, auf französischem Fuße eingerichtet, lagen. Ich will nur den grand café du nord, das hôtel de France und die Restauration un gastronome, in welche Letztere wir uns begaben, anführen.

Wir stillten unsern Durst und Hunger durch französische Weine, und durch ausgesuchte Plats der französischen Küche, ruhten unsere müden Glieder auf gut gepolsterten Stühlen aus, und brachen mit anbrechendem Abend nach Mustapha Pascha auf. Wir nahmen denselben Weg, den wir gekommen, nach unserem Zwinger zurück. —

Waldemar war unterwegs sehr aufgeräumt und munter, ich schweigsam, pensif. —

Das Rauschen der Wogen des mittelländischen Meeres, das africanische Clima, der Anblick der Cactus-Gewächse, der Aloe, des schlanken Palmbaums, das aus der Ferne zu uns dringende Geheul des streifenden Schakals, alles dieses nahm meine Gedanken in Anspruch, und erfüllte mein Gemüth.

„Du scheinst mir ein contemplatives Geschöpf zu sein," redete mich Waldemar, nicht weit von Mustapha an, „du ziehst die Natur in deinen Busen, und läßt dich aufblähen durch wundervolle Gefühle — das taugt nichts! — Man muß nur das Reelle im Leben betrachten. — Ich parire, hundert verwirrte Bilder schweben diesen Augenblick vor deiner Seele, du malst dir Alles

schön aus, aber ich wette darauf, wenn du diesen Augenblick ein Algierisches Haus beschreiben, oder die Anzahl der Einwohner und die Verschiedenheit der Racen bestimmen solltest, du wärst es nicht im Stande. Nun ich will es dir sagen: Ein algierisches Haus ist ein aus Backsteinen gebautes, mit weißem Kalke angeworfenes, gewöhnlich drei Etagen hohes längliches Viereck, das eine große Eingangsthüre hat und kein Dach, einen innern Hofraum besitzt, in welchem eine Fontaine springt, und eine Terrasse, auf welcher man spaziert, Wäsche trocknet und auf die Terrassen anderer Häuser sieht; ein weißes Haus, dessen Thüren und Fenster nach dem innern Hofraum gehen, in welchem Alles von Backstein ist, und die Fußboden meistens mit Binsen-Matten belegt sind. Sieh, das ist ein algierisches Haus! Was die Anzahl der Einwohner Algiers betrifft; so beläuft sie sich auf etwa 30—35000 Seelen, und zwar auf so viel Jüdische, Maurische, Mosaische, Türkische, Koulouglische, Berbersche, Arabische Seelen. — Ich habe schon ein Werk componirt, welches ich die Algerie nenne, in diesem wirst du Alles genau verzeichnet finden. Es enthält theils meine eigenen Beobachtungen, theils diejenigen französischer Schriftsteller, und fängt so an: die Berber und die Mauren.“ — Waldemar wurde in seiner Erzählung durch den Anruf der Schildwache, „halte-là! qui vive?“ unterbrochen; wir antworteten, „France!“

Wir waren in Mustapha Pascha.

III.

Francisco Espoz y Mina und Barcelona 1836.

Am 1. Juni 1836 traf ich auf dem spanischen Dampfschiffe „El Balear“ von Marseille im Hafen vor Barcelonette ein. Hier lag eine Observations-Escadre von drei französischen Kriegsschiffen, eine Brigg und zwei Fregatten; hinter ihnen erhob sich majestätisch, der „Rodney,“ englisches Linienschiff ersten Ranges, commandirt vom Capt. Parker.

Der „Balear“ schwamm gewandt durch die Masse unzähliger Kauffartheischiffe, und legte dicht am Quai an. — —

Ich kam zum Capitain K., an den ich empfohlen war. Wir setzten uns auf den Balcon seines Zimmers, welches auf die Rambla ging; rauchten eine Cigarre, und betrachteten das Wesen und Treiben auf der zu unsern Füßen liegenden Rambla. Dieselbe hat eine große Aehnlichkeit mit den Linden in Berlin, nur daß sie schöner und länger ist, die Häuser, welche sie umgeben, schöner, als die Berliner sind, und statt der Linden die Allee Acazien bilden. Die glühende Hitze der spanischen Sonne macht es nothwendig, die Straßen mit Wasser zu besprengen. Gegen 8 Uhr erschienen einige hölzerne Karren, beladen mit Wassertonnen, von Galeerensclaven gezogen. An jeder dieser Tonnen ist ein

lederner Schlauch befestigt, mittelst welchem ein Galeerensclave den erfrischenden Stoff in weiten Bogen umherspritzt, während ein anderer den Karren vorwärts zieht. Zwei dieser Karren waren während einer Stunde in fortwährender Bewegung. Gegen 9 Uhr füllte sich die ganze ungeheure Promenade mit Menschen, welche sich nach der langen Ruhe des Tages in der Kühle des Abends eine angenehme Bewegung zu verschaffen suchten. Hier, auf der Rambla, ist es, wo die allerliebsten Füßchen der schönen Barcelonerinnen, ihre glühenden Augen, ihre entblößten, durch den schwarz seidenen Stoff ihrer Kleidung noch mehr gehobenen Busen, ihre eigenthümlichen Mantillen, das lüsterne, dieses Anblickes ungewohnte, Auge des Fremden auf sich ziehen.

An beiden Seiten der Rambla erschienen jetzt auch Abtheilungen der Lanciers der Nationalgarde zu Pferde, und die Gendarmerie der Stadt, diese gefürchtete, aus der Elite der catalonischen Armee formirte, Truppengattung in einzelnen Patrouillen zu Fuße.

Die Uniform dieser catalonischen Gendarmen ist zu merkwürdig, um sie mit Stillschweigen übergehen zu können. Sie tragen einen runden, schwarzen Hut mit silberner Tresse; die in die Höhe stehenden Ränder sind gleichfalls mit silbernen Borden besetzt; eine blaue Jacke mit rothem Kragen, mit Silber eingefaßt, bildet ihre Uniform; um den Leib tragen sie einen rothen Gurt; weite, leinene Pantalons bilden ihr Unterzeug; ein langer blauer Mantel, gleichfalls mit rothem Kragen und mit Silber eingefaßt, ist auf den Achseln befestigt, und geht bis zu den nackten Füßen, welche durch, aus hanfenen Stricken gearbeiteten, sandalenartigen Schuhen gegen die Härte der zu überschreitenden Gegenstände ge-

schützt sind. An ihrer linken Seite hängt ein krummer Säbel, und ein aufgerollter Strick, der dazu bestimmt ist, den zu ergreifenden Verbrecher sogleich zu binden und mit fortzuführen. Diese gefürchteten Männer gehen stolz, Königen gleich, daher; Jeder weicht ihnen aus. Der Capitain K. nannte sie la garde de Mina. Von Zeit zu Zeit sprengten einige Reiter auf starken, andalusischen Hengsten die Rambla auf und nieder, — englische und französische Marine-Officiere, die chasseurs d'Oporto von der portugiesischen Hülfslegion mischten sich unter die Lustwandelnden. Kurz der Anblick der Rambla gehört zu den mannigfaltigsten und bewegtesten, welche sich mir in meinem Leben darboten.

Eines meiner Hauptgeschäfte in Barcelona, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte, bestand natürlich darin, mich dem General-Capitain persönlich vorzustellen und seine Gunst zu gewinnen. Ich schickte deshalb mein Empfehlungsschreiben an Madame Mina ab, und begab mich Tags darauf nach dem Palais des General-Capitains von Catalonien. Derselbe liegt auf einem freien Platze, nicht weit von dem Marinethor, und ist ein großes, massives, längliches Viereck, mit einer Unzahl von Fenstern, in deren Mitte, in der ersten Etage, sich ein großer, mit einem schönen Eisengeländer gezierter, Balcon befindet. Vor der Pforte des Palastes standen zwei Schildwachen, und an den drei andern Seiten desselben an jeder eine.

Nachdem ich in die Eingangspforte getreten war, fragte ich nach Madame Mina. Man bedeutete mir, eine breite, steinerne Treppe hinaufzugehen und dort mich weiter zu erkundigen. Oben angekommen, fand ich einen Posten mit gezogenem Säbel. Ich fragte nach der Sennora Mina. Der Posten zog an der Schnur

einer Klingel. Ein Kammerdiener erschien. Ich nannte meinen Namen und bat ihn, mich zu melden.

Er ging und kam bald wieder. Madame Mina ließe mich bitten, sie zu erwarten; mit diesen Worten führte er mich durch ein Vorzimmer in einen großen Saal, welchem zwei Zimmer folgten, deren Flügelthüren geöffnet waren. Während des Erwartens der Madame Mina hatte ich Zeit, den Salon und die beiden Zimmer zu betrachten. Die größte Einfachheit herrschte hier. Stühle und Canapees, von Stroh geflochten, einige Mahagony-Tische, auf welchen Versteinerungen und Muscheln lagen, bildeten das ganze Ameublement des Salons. Das eine Nebenzimmer zeigte sich nur um ein Pianoforte, auf welchem einige Notenbücher lagen, reicher, als der Salon.

Endlich öffnete sich die dem Eingang, durch welchen ich in den Salon geführt war, entgegengesetzte Thür des letzten Zimmers, und Madame Mina erschien.

Sie war klein, aber grazios gebaut. Ihr Haar, welches sie à la madonna gescheitelt trug, war schwärzlich und glänzend; ihre Gesichtsfarbe bräunlich; ihre Augen braun, und ihre Zähne waren schön. Der Ausdruck ihres Gesichtes war sanft, geistreich, einnehmend; ihr Anzug so einfach, daß ich sie eher für eine dienstbare Zofe, als für die Gemahlin des Generalcapitains von Catalonien gehalten hätte, wenn nicht ein gewisses huldreiches Lächeln, und die leichte Verbeugung, mit welcher sie auf mich zutrat, diesen unwürdigen Vergleich auf der Stelle unterdrückt hätte.

Sie bat mich um Entschuldigung, mich so lange haben warten zu lassen, und Platz zu nehmen.

Meine ganze Unterhaltung mit dieser so ausgezeichneten Dame, welche sieben verschiedene Sprachen voll-

kommen redete und schrieb, deren Rath der berühmte Mina in den verwickelten Verhältnissen seines Lebens nicht verschmähte, würde zu weitläufig sein. Ich will daher nur Einiges, was sie mir sagte, anführen: „Spanien ist in einer traurigen Lage. Wir büßen die Schuld unserer Vorfahren. Spanien verlangt eine Constitution, für welche es nicht reif ist. Mina selbst ist aus diesem Grunde gegen die Constitution. Aber glauben Sie mir, Mina hat keinen Einfluß mehr; man verkennt ihn in Madrid. Hier in Barcelona kann er vielleicht noch etwas gelten. — Sein Zweck ist, die Ruhe zu erhalten und die Catalonier von Schritten abzuhalten, welche sie später bereuen würden. — Sie sind in einem unglücklichen Augenblicke gekommen. Mina kann Sie ohne die Erlaubniß des Ministeriums nicht anstellen. Aber geben Sie mir ihre Papiere. Sie sind mir empfohlen, ich werde mein Möglichstes für Sie thun. Kommen Sie morgen um 12 Uhr wieder. — Ob Sie Mina sehen werden, bezweifle ich sehr. Er ist unwohl. Wir erwarten jeden Augenblick Lallemand aus Montpellier.“ — Ich überreichte ihr meine Papiere. — Dies war meine erste Visite bei Madame Mina. —

Von diesem Zeitpuncte bis zu dem, in welchem ich dem Generalcapitän vorgestellt wurde, verfloß eine geraume Zeit. Lallemand war gekommen, Mina wurde sondirt, Mina empfing Niemanden. Während dieser Zeit erhielt ich ein Schreiben der spanischen Gesandtschaft an den Grafen P., welches ich hier wörtlich mittheile, um die Deferenz zu beweisen, mit welcher das christinische Gouvernement die französischen Großwürdenträger behandelte.

„Ambassade d'Espagne à Paris.

Monsieur le comte, je viens d'être chargé par mon gouvernement d'informer votre Excellence, que S. M. la Reine Regente, ayant égard au mérite de Mr. Eugène de H**, ci-devant Lieutenant au service du Roi d'Hanovre a ordonné qu'il soit placé de préférence à tout autre officier dans les compagnies de nouvelle création de la légion étrangère. —

Cette décision royale, a été communiquée aussitôt au général en chef de l'armée d'opération du Nord, et à Mr. le général Bernelle, commandant la division auxiliaire française. En vous la transmettant, Mr. le comte, j'ai ordre de vous témoigner au nom de la Reine Regente le plaisir que S. M. a eu de recevoir au service de son Auguste fille la Reine Isabelle, une personne de votre famille et de condescendre ainsi aux voeux que vous-aviez exprimés.

etc. etc. etc.

Le Marquis d'Alava.

Paris le 26. Juin 1836.“

Mit diesem Schreiben ging ich zu Madame Mina; zeigte es ihr; sie versprach mir, es dem General mittheilen zu wollen, und bat mich, am folgenden Tage wieder zu kommen. — Ich kam. Im Vorsaale schon empfing mich Matteo, der Adjutant und das Factotum Mina's. Madame Mina erschien bald darauf. „Sie werden Mina sehen,“ rief sie mir zu; „und zwar sogleich; wenn Sie aber mit ihm reden, so nennen Sie ihn nur General, nicht Excellenz.“ — Sie schellte. „Führe diesen Herrn nach dem Thronsaale!“ befahl sie dem eintretenden Kammerdiener, — „und Sie, Herr

Baron, folgen Sie dem Bedienten, ich werde durch einen andern Weg mich bei Mina einfinden.“ — Ich wurde darauf durch mehrere Zimmer geführt, angefüllt mit Officieren jedes Ranges, Ordonnanzen, Gendarmen. Endlich thaten sich die Flügelthüren des Thronsaales auf. Am entgegengesetzten Ende des Saales, an einem runden Tische, mit einer grünen Decke belegt, in einem Armsessel, unter dem in einem prachtvoll vergoldeten Rahmen sich befindenden Gemälde Isabella's der Zweiten, saß Francisco Espoz y Mina, das Haupt auf die Brust gesenkt, in einer ruhenden Stellung. Rasch durchschritt ich den Raum, welcher mich von ihm trennte, bis an den Tisch, blieb stehen und machte ihm eine militärische Verbeugung.

Mina erhob sich, sah mich schweigend lange mit seinen kleinen, durchdringenden blauen Augen an, setzte sich und zeigte mit der Hand auf einen Sessel. Madame Mina erschien nebst dem Adjutanten durch eine Seitenthür. Nachdem wir uns Alle gesetzt hatten, redete mich Mina auf französisch an:

„Madame Mina hat mir ihren Wunsch mitgetheilt. Ihre Papiere, Ihre Empfehlungen habe ich gelesen. Ich würde es mir zur Ehre schätzen, Sie in dem Armee-Corps, welches ich befehlige, aufzunehmen: allein ich kann es nicht. Meine eigene Macht ist zu beschränkt. Ich habe ausdrücklichen Befehl von Madrid, keine Fremden anzustellen. Ohnehin sind Sie durch ein Decret der Königin schon in der Nordarmee angestellt. Schaffen Sie mir einen ähnlichen königlichen Befehl, und ich stelle Sie sogleich in meinem Generalstabe, oder wie Sie wollen, an. Mit Ihren Protectionen kann es Ihnen nicht fehlen. Setzen Sie das Gesuch auf, bringen Sie es mir, ich werde es selbst besorgen.“

Ich dankte ihm, und versicherte, ich würde seinem Befehle nachkommen. Mina sprach darauf noch Manches über Deutschland, besonders über Hannover und die Hannoveraner. „Ich kenne sie," sagte er, „es sind die tapfersten Soldaten von der Welt." — Er erhob sich bald darauf; wir Andern standen gleichfalls auf. Er schritt auf mich zu und sagte: „Ich achte alle Männer, welche die Freiheit zu vertheidigen entschlossen sind; aber leider wird die Freiheit nicht immer richtig verstanden. Adieu! Wenden Sie sich in jeder Angelegenheit an mich, und rechnen Sie auf die Freundschaft Mina's."

„General!" antwortete ich, „ich danke Ihnen gehorsamst für Ihren gütigen Empfang. Der Grund meiner Anwesenheit in Barcelona war und ist: unter Mina zu dienen. Sollte ich nicht dieses Glückes theilhaftig werden, so bin ich vollkommen befriedigt durch den Gedanken, so von Ihnen aufgenommen worden zu sein."

Ich machte ihm meine Verbeugung und ging. Mina und sein Adjutant begleiteten mich bis an die Thüre — sie wurde aufgerissen — Mina reichte mir die Hand. Die in der Antichambre versammelten Personen ließen mich unter tiefen Verbeugungen durch ihre Reihen schreiten. Wie hoch stellte mich ein Händedruck Mina's! —

Ueber die Persönlichkeit Mina's kann ich Folgendes mittheilen: Mina war klein, aber gedrungen gebaut; seine Stirne hoch, sein Auge klein, blau, aber durchbohrend; seine Gesichtsfarbe röthlich, gesund; sein Wesen vornehm und ungezwungen. Es lag viel Militairisches, verbunden mit der nonchalance eines englischen Lords, in seiner Haltung. Sein Sprachorgan war sanft, wohlklingend, seine Hände weiß. In dem Augenblick, in welchem ich ihm vorgestellt wurde, war er mit einem schwarzen Frak, schwarzer Weste und Pantalons be-

kleidet. Sein langer, magerer Hals sah aus einer niedrigen weißen Halsbinde hervor.

Ich hatte mir den Mörder der Mutter Cabrera's anders vorgestellt! — Von Freiheits- und Vaterlands-Helden macht man sich noch immer zu übertriebene Vorstellungen.

Es rührt dieses wahrscheinlich davon her, daß wir den Grundbegriff der Vorstellung eines Freiheitshelden noch immer in den Jenaer Burschenschaftern von 1819, mit bloßer Brust, russischem Hemde, furchtbarem Barte, Koller und Kanonen, suchen! —

Es bleibt mir jetzt noch übrig, etwas über den damaligen Zustand der Dinge in Barcelona zu sagen.

Der Name Mina's, die strenge Policei, die beständigen Patrouillen der Nationalgarde und der Gendarmen vermochten wohl den Ausbruch der Volkswuth zu hemmen, die Sucht nach Aenderung einer ganz unerträglichen Lage nicht aus den Gemüthern zu vertreiben.

Hierzu kam, daß Mina nicht mehr Mina war, daß er sich nur höchst selten öffentlich zeigen konnte, und, anstatt in den Bergen los factiosos zu bekämpfen, sich unter der schmerzhaften Sonde des berühmten, aber rauhen Lallemand auf seinem Schmerzenlager krümmte und wand. — Dadurch entstand wahrscheinlich das alberne Gerücht, daß Mina der Guerilla nicht eine Person mit dem Generalcapitain Mina, und der Erstere längst erschossen sei.

Der tapfere Oberst Rubo bekämpfte statt seiner muthig die carlistische Faction in Catalonien; aber es gelang ihm nicht, einen vollkommenen Sieg über dieselbe zu erfechten, wenn gleich er zu verschiedenen Malen gefangene Bandenchefs nach Barcelona sandte, welche alsdann auch sogleich ohne Gnade erschossen wurden. Ich sah

mehrere dieser kühnen Häuptlinge in Lumpen gehüllt zur Execution führen. Mit Verachtung ertrugen sie die Verhöhnung des Pöbels, und mit stolzer Haltung empfingen sie die sie tödtende Kugel.

Die Partei der Exaltirten gewann von Tag zu Tage die Oberhand. Die in Barcelona residirenden Franzosen der Propaganda thaten das Ihrige, um die Wuth der niedrigen Classe gegen die Begüterten zu erhöhen. Jeder, welcher einigermaßen etwas zu verlieren hatte, entfloh nach Frankreich, und mit Zittern sah jeder rechtliche Bürger, welchen Privatverhältnisse abhielten ein Gleiches zu thun, der anbrechenden Nacht entgegen.

Es war durchaus nicht der Wunsch nach einer constitutionellen Verfassung, welcher die Massen des Volkes belebte, reizte, zu den Waffen rief; nein, das Gefühl, es muß anders werden, die Ueberzeugung seiner Obermacht und der Ohnmacht der Regierung. Die Meisten wußten nicht was sie wollten. In drei Gegenständen aber stimmten sie Alle überein: in dem Haß gegen die Carlisten, die Mönche, und die Franzosen! Diese letzteren hatten Grund genug, für ihr Leben zu zittern, denn während mehrerer Tage ging das Gerücht, daß den Franzosen eine zweite sicilian-spanische Vesper bevorstünde. Bei einigen Aufläufen sandte der französische Consul sogleich seine Familie an Bord des „Meleager", der französischen Brigg, und eine Wache Marinesoldaten wurde im Hause des Consulates aufgestellt. Der blutigen Auftritte gab es genug auf der Rambla; denn es brauchte nur Einer den Andern Spion oder Carlist zu schimpfen, so wurde derselbe sogleich vom wüthenden Pöbel niedergemacht. War dieses geschehen, so eilten die Gendarmen herbei. — Man ging ruhig auf der Rambla weiter spazieren.

Der englische Consul bewahrte stets dieselbe Gleichgültigkeit. Im ärgsten Tumulte ging er ruhig auf der Rambla spazieren, oder ritt mit seiner Gemahlin in Begleitung des Capitain Parker die Rambla auf und nieder.

Mina hatte in der ersten Zeit die energischsten Maaßregeln ergriffen. Sein Befehl lautete, jeden sich Widersetzenden sogleich nieder zu hauen. Zu gleicher Zeit war mit dem Capitain Parker die Uebereinkunft getroffen, sobald die Sache ernst würde, die 700 Marinesoldaten des „Rodney" an's Land zu setzen und durch sie die Citadelle besetzen zu lassen.

Der Generalcapitain von Catalonien befand sich in einer kritischen Lage. Er wollte seinen alten Ruf nicht verlieren, es nicht mit dem Volke verderben, kein spanisches Blut mehr vergießen; er haßte das Ministerium, wollte es aber nicht mit der Königin verderben. Hierdurch entstand eine Zweideutigkeit, ein Schwanken in seinem Charakter, wodurch er das Zutrauen beider Parteien verlor, und dadurch Alles; denn nur ein ganzer Character ist fähig, in solchen kritischen Augenblicken zu imponiren. Mina wollte Zeit gewinnen, er sah es zuletzt ein, daß es unmöglich sei, die Proclamation der Constitution zu verhindern; er wollte sie geben, aber mit der Genehmigung der Königin, welcher er den wahren Zustand Barcelona's posttäglich klar berichtete. Allein umsonst waren seine Proclamationen, seine Ermahnungen zur Ruhe, zur Geduld, seine Lanciers, seine Gendarmen.

Barcelona kam ihm zuvor. — In den letzten Tagen des Juli nahm die Gährung der Gemüther sichtbar zu. Viele Landleute kamen in die Stadt, und in verschiedenen Gruppen wogte die tumultuarische Menge in

den Straßen Barcelona's. Plötzlich vereinigten sich ungefähr dreihundert tapfere Männer auf dem freien Platze vor dem Schauspielhause, und zogen unter dem Geschrei: constitucion ò muerte nach dem Pallast des Generalcapitains. In den Straßen Barcelona's hätte es einer Charge der Lanciers bedurft, und sie wären sämmtlich niedergeritten worden.

Mina, von ihrer Ankunft benachrichtigt, soll sich in einen Wagen geworfen haben, nach dem Marinethor geeilt sein, um sich auf den „Rodney" zu begeben. Allein die Wache soll ihn erkannt und zurückgewiesen haben. Von dort soll er nach der Citadelle haben fahren lassen, aber auch dort man ihm den Eingang verweigert haben. Er soll also gezwungen gewesen sein, sich in seinen Pallast zurück zu begeben, wo er die Constitutionellen antraf, und in ihrer Mitte zu erscheinen gezwungen war. Hier soll er die Worte gesprochen haben: „Ihr wollt die Constitution, nun, so nehmt sie; aber geben kann ich sie nicht!"

Gleich darauf wurden Couriere nach Madrid geschickt, mit Depeschen, welche das Vorgefallene berichteten und die Königin um Genehmigung der Constitution ersuchten.

Mit der Erklärung Mina's waren die Constitutionellen zufrieden. Das Volk schmückte sich mit grünen Bändern, mit der Inschrift: „constitucion ò muerte." — Der Marsch des Riègo wurde in allen Schenken gespielt. — Barcelona wurde prachtvoll erleuchtet; die Nacht verging ohne weitere Excesse.

Mit der gespanntesten Begierde sah man jetzt der Antwort der Königin entgegen. Sie kam endlich am 15. August 1836, und war folgenden Inhalts: daß die Königin Regentin, im Namen ihrer erhabenen Tochter

Isabella II. den Barcelonern die Constitution bewillige, dieselbe aber den Cortes zur Prüfung vorgelegt werden würde, von welchen es denn abhängen solle, ob man es zweckmäßig finden werde oder nicht, sie beizubehalten.

Am 16. August 1836 wurde nun diese Interims-Constitution, die man mit Recht die Constitution von 1836 nennen kann, proclamirt. Ganz Barcelona war auf den Beinen; die Nationalgarde unter den Waffen; die Schiffe flaggten. Um 12 Uhr desselben Tages wurde der Constitutionsstein dem Pallaste des Generalcapitains gegenüber unter dem Donner der Kanonen gelegt. Sämmtliche Autoritäten waren zugegen. Die Consuln der fremden Mächte, die Officiere des Rodney in voller Uniform — nur Mina war nicht zugegen — nur Mina zeigte auf dem Balcon sich nicht. —

Am Abend war Barcelona erleuchtet, aber spärlich brannten die Lampions. Barcelona war auf Befehl der Obrigkeit erleuchtet. Barcelona sah ein, was es mit seiner Constitution zu bedeuten habe. Barcelona ging in das Theater, aber Barcelona war heute selbst ein großes Schauspielhaus, und die Barceloner hatten zum zweiten Male constitucion ò muerte gespielt; die Repräsentanten der Quadrupel-Allianz hatten „Bravo!“ gerufen, ihre Schiffe und die Citadelle Beifall gedonnert — die Franzosen die Marseillaise gesungen — die Autoritäten hatten zusammen dinirt — die Barcelonerinnen den Fandango getanzt — nur ein Spanier war nicht erschienen — nur ein Spanier hatte über Spanien gesenfzt, und dieser Spanier war **Mina**! —

Errata.

S.	33.	Z.	23.	anſtatt:	unef orte femme,	lies: une forte femme.
"	64.	"	28.	"	mes officier,	" mes affaires.
"	78.	"	10.	"	pas encore,	" passe encore.
"	89.	"	28.	"	d'agirs	" d'agir.
"	111.	"	14. u. 16.	"	palais royale	" palais royal.
"	124.	"	17.	"	Allons	" Alors.
"	142.	"	13.	"	populance	" populace.
"	157.	"	27.	"	vergetragen	" vertragen.
"	160.	"	28.	"	champ élyses	" champs élysées.
"	162.	"	11.	"	décide	" décidé.
"	201.	"	16.	"	s'espoir	" l'espoir.
"	"	"	28. u. 33.	"	Toulouſe	" Toulon.